



**Beiträge**  
zur  
**Husumer Stadtgeschichte**

**Heft 7 • 2000**

**Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte**

# Beiträge

zur

# Husumer Stadtgeschichte

Heft 7 · 2000



Herausgegeben  
von der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

# Vorstand der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Vorsitzender: Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Schriftführer: Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107,  
25813 Husum

Schatzmeister: Horst-Günter Susott, Nordhusumer Straße 36, 25813 Husum

Beisitzer: Dr. Günter Klatt, Osterhusumer Straße 31, 25813 Husum

Beisitzer: Fiete Pingel M.A., Herzog-Adolf-Straße 43, 25813 Husum

## Redaktionsausschuß

Dr. Christian M. Sörensen (Vorsitzender), Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt

Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Dr. Ulf Dietrich v. Hielmcrone, Süderstraße 14, 25813 Husum

Fiete Pingel M.A., Herzog-Adolf-Straße 43, 25813 Husum

Klaus Schumacher, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum

## Schriftleitung

Dr. Christian M. Sörensen, Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt

## Geschäftsstelle der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte

Krämerstraße 8, 25813 Husum. Tel. 0 48 41 / 32 28

Satz/Lithografie: Fotosatz Husum GmbH

Verlag, Druck und Verarbeitung: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft,  
Postfach 1480, D-25804 Husum – [www.verlagsgruppe.de](http://www.verlagsgruppe.de)

ISBN 3-88042-972-3

*Abbildung Umschlagseite: Blick auf Hafen und Stadt Husum vom Vorland des Rödemisser Deiches. Photographie von Carl Friedrich Schönborn, 1870er Jahre. Schönborn unterhielt ein photographisches Atelier in Husum im Zeitraum 1869 bis 1881/82. (Stadtarchiv Husum. – Aufnahme: Archiv Holger Borzikowsky)*

# Inhalt

Vorwort .....	7
Ein spätmittelalterlicher Hausrest in der Husumer Süderstraße Ältester Hausfund aus den Anfängen der Stadtentstehung Von Hans Joachim Kühn .....	8
Stammbücher – eine zu Unrecht vernachlässigte Quellengattung Von Klaus Schumacher .....	20
Ein unbekannter Entwurf Cai Doses für das Husumer Schloß aus dem Jahre 1752 Von Deert Lafrenz .....	33
Husums Entwicklung zur Garnisonstadt ab 1938 Von Christian M. Sörensen .....	42
Ein Nachtrag: NS-Verfolgung 1933-1939 am Beispiel des Bücherrevisors Hans Ausborn Husumer Kreisleitung setzte mißliebigen Bürgern immer wieder zu Von Christian M. Sörensen .....	53
Meine Kindheit und Jugendzeit in Husum von 1933 bis 1951 Erinnerungen an politisch bewegte Jahre Von Arno Ausborn .....	61
Ende des Schiffbaus in Husum – nur vorläufig? Kurzer Rückblick auf die Werft- und Fischereigeschichte der Stadt Von Christian M. Sörensen .....	91
Sanierung der Kaimauern des Husumer Binnenhafens Von Jens Beyersdorf .....	98
Husums Kinogeschichte Von Jürgen Dietrich .....	108
Jubiläen von Husumer Vereinen, Gesellschaften und Verbänden Von Christian M. Sörensen .....	121
100 Jahre Druidenloge „Friesentreue“ Husum e. V. (1899-1999) Geschichte, Zielsetzung, Arbeit Von Klaus-Hinrich Evers .....	126

Tätigkeitsbericht Von Holger Borzikowsky .....	135
Nachrufe auf Hans Jürgen Sievers und Dr. h.c. Reinhold Borzikowsky Von Christian M. Sörensen .....	139
Mitgliederverzeichnis .....	143
Angebot der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte: Graphik „Husumer Hafen“ von Nikolaus Störtenbecker .....	145
Bericht der Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes e. V. Von Ulf Dietrich von Hielmcrone .....	147
Buchbesprechungen .....	152
Verzeichnis der Autoren .....	168

## Vorwort

Hiermit legt die 1987 gegründete Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte Heft 7 ihrer „Beiträge“ vor. Es ist mit 168 Seiten schon ein „richtiges“ Buch geworden und wird hoffentlich wie seine Vorgänger für möglichst viele Leser etwas Interessantes bringen. Unsere „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ erscheinen jetzt in zweijährigem Rhythmus. – Besinnung auf die Vergangenheit, auf die Geschichte erhellt die eigene Lage in der Gegenwart. Jede Epoche kann dazu ihre eigenen Fragen und – so ist zu hoffen – Antworten und Lehren beisteuern. Dabei möge auch Heft 7 helfen.

Die verschiedenen Beiträge decken wieder einen weiten Zeitraum und Themenkreis ab vom Mittelalter bis zur jüngsten Vergangenheit, nämlich von der Ausgrabung eines spätmittelalterlichen Hauses über Stammbücher verschiedener Art und Epochen und ihre Aussagen über bekannte Husumer (August Giese, Johannes Laß) und über einen Entwurf aus dem Jahre 1752 zur Schloßumgestaltung bis hin zum 20. Jahrhundert. Drei Darstellungen betreffen die NS-Zeit: Verfolgung eines rechtsbewußten und kritischen Bürgers, die Erinnerungen seines Sohnes an die Husumer Kindheit und Jugendjahre, die wegen ihres zeitgeschichtlichen Gehalts hier einen breiten Raum einnehmen, und Husums Entwicklung zur Garnisonstadt ab 1938. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit dem Husumer Hafen und seiner Geschichte (Schiffbau und Fischerei und Sanierung der Kaimauern). Aktuell sind auch Husums interessante Kinogeschichte und Jubiläen von Organisationen als Teil des Gemeinschaftslebens in der Stadt. Diesmal wird der Druidenloge, der ersten Freimaurerloge von 1775, der Universitätsgesellschaft, der Freiwilligen Feuerwehr, des TSV von 1875 und der Ringreitergilde von 1826 gedacht. Nachrufe, Tätigkeitsbericht, Mitgliederliste und Buchbesprechungen beschließen das Heft.

Ein herzlicher Dank sei an dieser Stelle den Autoren gesagt, ebenso jenen Personen, die unsere Arbeit mit Informationen und Bild- und Textunterlagen unterstützt haben. Herzlich möchte ich mich auch bei den Mitgliedern des Redaktionsausschusses für die Mitarbeit bedanken, insbesondere bei Herrn Holger Borzikowsky der, ähnlich wie schon bei Heft 6, ganz wesentlich am Zustandekommen dieses Heftes beteiligt ist, hat er doch über die Redaktionsarbeit hinaus Satz und Layout vorbereitet und damit die Kosten gesenkt. – Gerne drucken wir hier den Tätigkeitsbericht der Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes ab.

Für finanzielle Unterstützung bei dieser Veröffentlichung dankt die Gesellschaft der Stiftung Nordfriesland und der Sparkasse Nordfriesland. Der Husum Druck- und Verlagsgesellschaft gilt unser Dank für die bewährt gute Zusammenarbeit.

*Christian M. Sörensen, Schriftleiter*

# Ein spätmittelalterlicher Hausrest in der Husumer Süderstraße

## Ältester Hausfund aus den Anfängen der Stadtentstehung

Von Hans Joachim Kühn

*Vorbemerkung der Schriftleitung:*

*Mit dem Jahre 1431 beginnt die planmäßige Stadtentstehung Husums. In diesem Jahr erhalten Einwohner vom Herzog die Erlaubnis, auf dem Gelände zwischen den Dörfern Oster- und Westerhusum eine Kapelle zu bauen, einen Marktplatz mit anschließender breiten Straße („Brede Strat“), der heutigen Großstraße, anzulegen und sich aus der Hargesverwaltung und -gerichtsbarkeit zu lösen. Gleichzeitig verselbständigt sich die Kirchengemeinde immer stärker gegenüber dem Kirchherrn von Mildstedt, baut ihre Kapelle bis 1510 zur imposanten Marienkirche aus und legt südlich und östlich davon Wohngebäude für die zahlreichen Priester und Vikare an, so daß der Westteil der Süderstraße den Namen „Papenstraat“ (Pfaffenstraße) bekommt. Eine stadtähnliche Siedlung namens „Husem“ entsteht zwischen den beiden Dörfern und zählt 1438 schon 109 Häuser, darunter sicherlich auch einige von der randständigen Bebauung, also auch Häuser aus der Zeit vor 1431 (vgl. Chr. M. Sörensen, Neue Gesichtspunkte zur Stadtentstehung, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte, H. 1, 1988, S. 11-46). Erst 1603 bekommt Husum Stadtrecht.*

*Der folgende Bericht von Grabungsleiter Dr. H. J. Kühn vom Archäologischen Landesamt über diese stadsgeschichtlich sehr bedeutsame Ausgrabung gibt uns in mancherlei Hinsicht Auskunft darüber, wie die Menschen in den ersten Jahrzehnten der neuen Siedlung lebten und wohnten, wenn auch der beschriebene Haushalt in der Süderstraße nach der Einschätzung von Dr. Kühn klein war und der Geistlichkeit zuzurechnen ist. Dieser Haushalt ist daher nur teilweise repräsentativ für den Kaufmanns- und Handwerkerort, in dem es sicherlich auch schon stattlichere Häuser gegeben hat als den aufgefundenen Lehmfachwerkbau mit Strohhedachung in seiner eher ländlichen Bauweise. Über Hausrat und seine Herkunft, Möbel, Lebensmittel u. a. kann der Leser viele Aufschlüsse bekommen, die zusammen mit dem Baubefund unser Bild von der Stadtentwicklung ein gutes Stück erweitern. Mögen weitere Untersuchungen folgen!*

*Christian M. Sörensen*

Nach den Ergebnissen der archäologischen Untersuchung des hinter dem Haus Süderstraße 11 liegenden Hofes bzw. Gartens und nach wissenschaftlicher Bearbeitung des von dem Grundstück stammenden Fundgutes aus der Sammlung Klaus Ehlers bietet sich ein buntes Bild handwerklichen Tuns auf ei-

ner frühneuzeitlichen Parzelle.<sup>1</sup> Einige tausend Funde dokumentieren die ganze Palette der Produktion einer Töpferei des frühen 17. Jahrhunderts. Schlachtabfälle bis hin zum kompletten Skelett eines Rindes sind von der Tätigkeit eines Schlachters geblieben, der hier vor dem seit 1613 urkundlich belegten Töpfer Thomas Meyer ansässig gewesen ist.<sup>2</sup> So lassen sich archäologischer Befund und schriftliche Überlieferung eindrucksvoll verknüpfen.

Nach einer nahen, für weitere archäologische Ausgrabungen geeigneten Parzelle mußte nicht lange gesucht werden. Es bot sich ein unbebautes Grundstück an, das ursprünglich die Häuser Süderstraße 15 und 17 getragen hat. Auf diesen Grundstücken, den Nummern 7 und 8 des IV. Quartiers, haben nach den Kämmereirechnungen des späten 16. und des frühen 17. Jahrhunderts Armenhäuser gestanden, Kirchenwohnungen für mittellose Männer und Frauen, die wegen Armut von der jährlichen Schatzung befreit waren oder nur sehr gering besteuert wurden.<sup>3</sup> Diese Wohnungen lagen im rückwärtigen Teil des Grundstückes, so daß zur Straße hin ein als Kleinmarkt genutzter freier Platz blieb, für den die Bezeichnung „Luusmarkt“ überliefert ist.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten bildeten hier zwei Kleinhäuser ein sehenswertes städtebauliches Ensemble<sup>4</sup>, das aber durch Abbruch der Gebäude in den Jahren 1972 und 1977 beseitigt worden ist. Die Grundstücke Süderstraße 15 und 17 wurden planiert und blieben seitdem ungenutzt. Damit bot sich der für die Archäologie seltene Fall, im innerstädtischen Bereich in einer ansonsten geschlossenen Häuserzeile Grabungen bis an die Straße heran durchführen zu können.

Bei den Ausgrabungsarbeiten, die 1999 stattfanden, kam der Keller des abgebrochenen Kleinhauses Nr. 15 zum Vorschein, gemauert aus Ziegelsteinen unterschiedlichen Formats und mit einem sorgfältig gesetzten Bodenpflaster versehen (Abb. 1). Es bestätigte sich, daß der bis zum Abriß der Häuser als Garten genutzte Vorplatz seit Jahrhunderten unbebaut geblieben war. Nach Abtrag bis zu 1,0 m mächtiger Planierschichten wurde eine unerwartete Entdeckung gemacht. Es kamen Reste eines mittelalterlichen Hauses zum Vorschein, das durch Feuer vollständig zerstört war und dessen Standort nach dem Brand eingeebnet und in der Folgezeit nicht wieder bebaut worden ist.

So blieb bis zur Ausgrabung ein Keller weitgehend ungestört, der sich als wahre Fundgrube erweisen sollte (Abb. 1). Der Keller war mit dem Brandschutt des darüber liegenden Hauses gefüllt. In dem Schutt haben nicht nur das Kellerinventar sondern auch aus dem Erdgeschoß in die Kellergrube gestürztes Hausgerät die Jahrhunderte überdauert.

Der Brand hat sich nach dem archäologischen Fundgut in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ereignet. Vier aus dem Brandschutt geborgene Münzen, zwei silberne Hohlpfennige und zwei Lübecker Schillinge, ermöglichen eine nähere zeitliche Eingrenzung, da die Prägung eines der Schillinge nach 1468 erfolgt sein muß.<sup>5</sup> Damit war der bislang älteste aus Husumer Stadtgebiet bekannte Baubefund freigelegt und ein umfangreiches Hausinventar aus spätmittelalterlicher Zeit entdeckt. Es macht einen Teil der Sachkultur einiger Jahrzehnte anschaulich, deren Ereignisse die Entwicklung der städtischen Siedlung nachhaltig geprägt haben. Obwohl erst 1465 zum „Blek“ geworden,

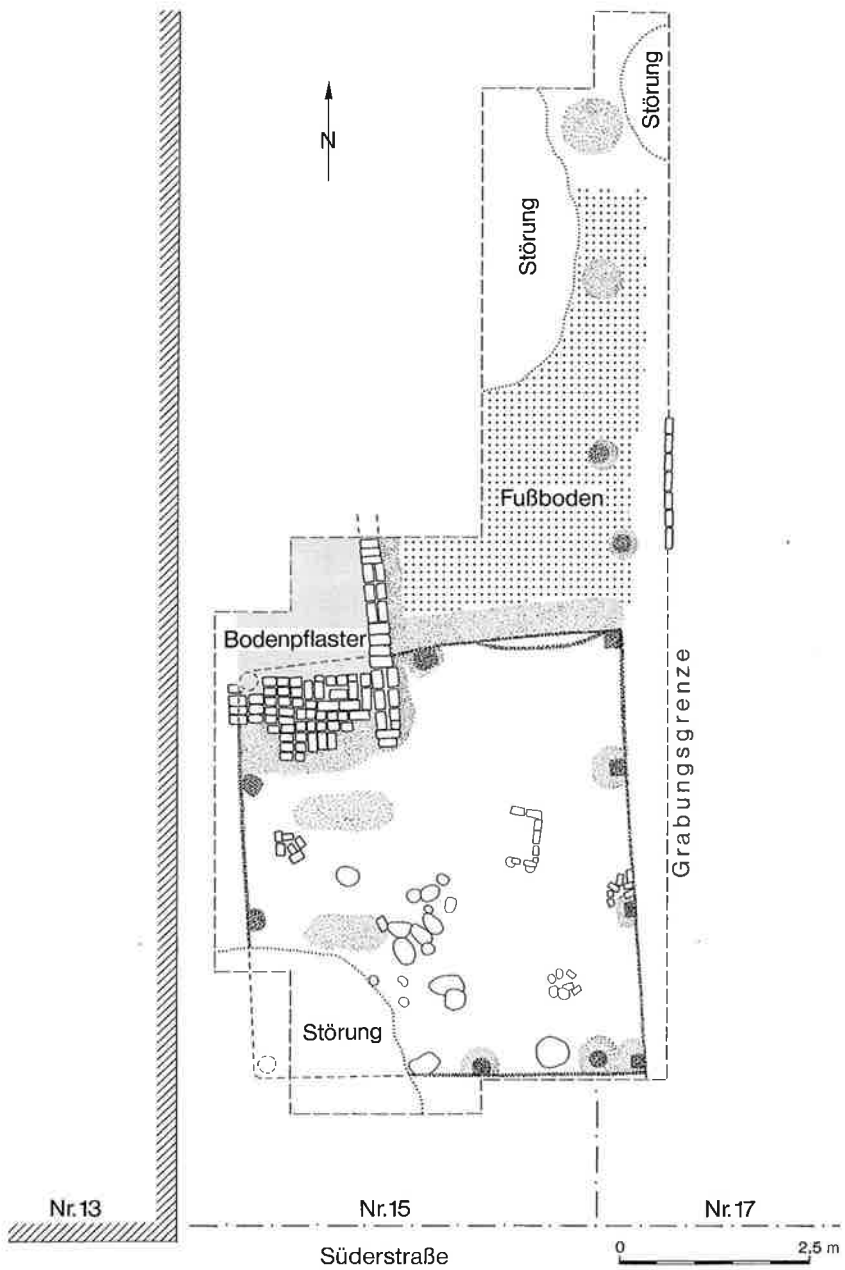


Abb. 1: Süderstraße 15/17. Grabungsfläche mit Hausresten

also mit Weichbildsrechten versehen, hatte Husum bereits 1472 durch Teilnahme am sog. Rebellenaufstand gegen König Christian I. die ohnehin nur geringe Gunst der Landesherrschaft schon wieder verspielt, so daß es bis zur Verleihung des Stadtrechtes im Jahre 1603 noch ein weiter Weg war. Trotz dieser schweren Hypothek sorgten aber u. a. Handelskontakte über See im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit für einen beträchtlichen Aufschwung, der sich durchaus in den Grabungsfunden der Grundstücke Süderstraße 11 und 15/17 widerspiegelt.

Wenn auch an dem Fundgut aus dem Hausrest Süderstraße 15/17 durch Hitzeinwirkung beim Niederbrennen des Gebäudes und durch Lagerung in dem noch glühenden Brandschutt starke Schäden entstanden sind und manches auch bis zur Unkenntlichkeit verkohlt oder verschmolzen sein wird, so ist doch mit insgesamt 116 eingemessenen Funden bzw. Fundgruppen ein außerordentlich reichhaltiges Inventar überliefert. Andererseits hat die große Hitze aber auch konservierend gewirkt und dafür gesorgt, daß organisches Material, das ungebrannt im Boden längst abgebaut worden wäre, zumindest verkohlt erhalten geblieben ist. So kamen bei den Ausgrabungsarbeiten nicht nur Reste der hölzernen Wandverkleidung des Kellers zum Vorschein, sondern auch Teile einer Spanholzschachtel sowie Gewebe und Getreidekörner in größerer Menge.

Der in den anstehenden lehmigen Sand eingetieft Keller (Abb. 1) hatte einen annähernd rechteckigen Grundriß, er war 5,10 m breit, bis zu 5,90 m lang und 1,60 m hoch. Er war mit einem einfachen Stampflehmfußboden versehen. Die Kellerwände waren mit waagrecht liegenden, bis zu 0,30 m breiten, auf Stoß gesetzten Holzbohlen verkleidet. Nur an den Schmalseiten war die jeweils unterste Bohle durch Steine unterfüttert, meist Ziegelbruch, darunter aber auch das Fragment einer Dachpfanne und einige profilierte Steine, u. a. von einem großen bleiverglasten Fenster. In den Kellerecken und jeweils in der Mitte der Schmal- und Langseiten waren den Wandbohlen im Querschnitt annähernd quadratische Holzpfosten vorgesetzt. Diese bis zu 0,70 m in den Untergrund eingetieften Pfosten haben zugleich die Balken getragen, auf denen die Bodendielen des darüber liegenden Erdgeschosses ruhten. Ein kleiner auf dem Kellerboden liegender Findling und einige Steinsetzungen könnten darauf hinweisen, daß die Kellerdecke bzw. der Hausfußboden zusätzlich durch einige Ständer abgefangen worden ist. Daß der Hausfußboden ein erhebliches Gewicht gehabt haben muß, zeigen Reste eines mit Häcksel gemagerten Lehmestrichs, der in einer Dicke von durchschnittlich 6,0 cm auf den Boden-

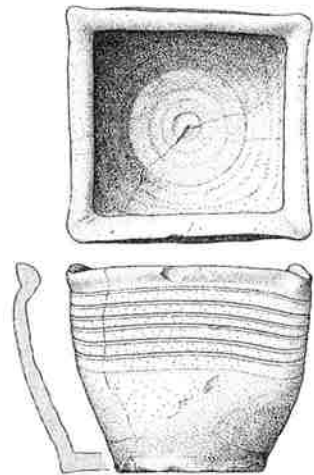


Abb. 2: Unglasierte Schüsselkachel.  
Maßstab 1:4

dielen aufgetragen war und mit dem übrigen Brandschutt in die Kellergrube gestürzt ist.

Der Versturz machte es auch unmöglich, etwas über die Raumaufteilung des über dem Keller liegenden Erdgeschosses herauszufinden. Nach einigen in den oberen Brandschuttschichten liegenden Ofenkachelfragmenten hat im Erdgeschoß ein aus unglasierten Schüsselkacheln (Abb. 2) aufgesetzter Ofen gestanden. Die meisten Ofenkacheln dürften den Brand überstanden haben und sind wahrscheinlich später aus dem Brandschutt herausgesammelt worden

Sowohl in Kellermittle als auch an der straßenseitigen Schmalseite sind Fragmente von Flachglas gefunden worden. Trotz der Hitzeeinwirkung sind auf einigen Glasscherben Spuren von Bemalung erhalten geblieben, die für farbig verglaste Fenster in Innen- und Außenwänden sprechen. Neben geometrischen und floralen Motiven sind Reste figürlichen Dekors überliefert, der von Szenen religiösen Inhalts herrühren könnte (Abb. 3).

Eindeutige Informationen zur Hausgröße und Konstruktion ließen sich durch die archäologische Untersuchung nicht gewinnen, da die ursprüngliche Grundfläche des Hauses über die Grabungsgrenzen hinausreicht. Von der nördlichen Schmalseite des Kellers konnte aber ein unter dünner Brandschicht liegender Hausfußboden über 5,50 m in Richtung Norden freigelegt werden, der für ein in N-S-Richtung liegendes Gebäude spricht. Ziegelwände waren nicht nachweisbar, verkohltes Stroh ist von einem weich gedeckten Dach geblieben. Es war ein Lehmfachwerkbau, der nach den Pfostengruben in einer für eine städtische Siedlung der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts altertümlichen Art und Weise errichtet war. So überwogen zum Beispiel in Lübeck schon im 13. Jahrhundert Fachwerkkonstruktionen auf Grundschwel len, und bereits ab 1300 ist dort Fachwerkbau in größerem Umfang durch Ziegelbau ersetzt worden.<sup>6</sup>

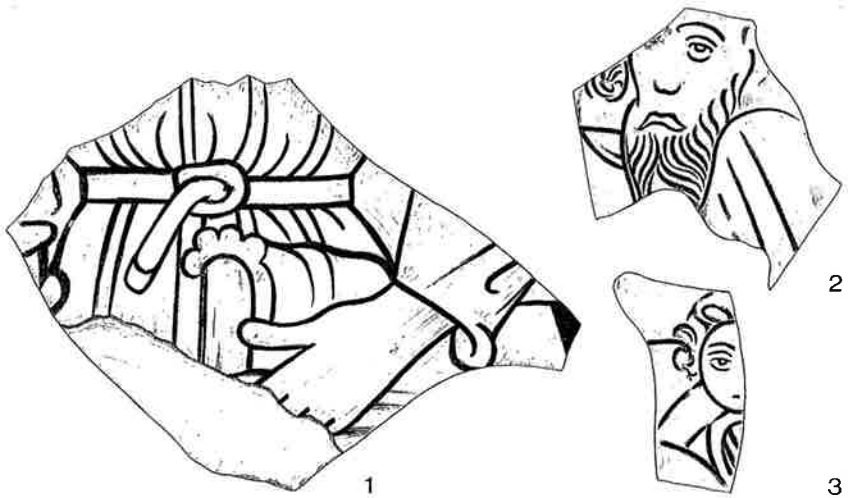


Abb. 3: Bemaltes Flachglas. M 1:1

Von der Möblierung des Husumer Hauses ist nur wenig geblieben. Eisenbeschläge, Scharniere (Abb. 6,1) und Schlösser weisen auf die wohl wichtigsten Teile der spätmittelalterlichen Hauseinrichtung hin, die Truhen. In den Truhen wurden Textilien und andere empfindliche Dinge bewahrt, sie dienten aber auch zugleich als Sitzmöbel und Ablagen. Ihre vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten werden durch die Grabungsbefunde bestätigt. Zumindest eine Truhe ist bei dem Brand in den Keller gestürzt. Zwischen ihren verkohlten Resten kamen verkohlte Gewebefragmente, Teile einer Spanschachtel mit Deckel, ein Messer, ein Steinzeuggefäß der Siegburger Ware mit in alter Zeit abgetrenntem Trichterrand (Abb. 4) sowie ein in dem Gefäß befindlicher Fingerhut (Abb. 5,1) zum Vorschein. Damit dürfte eine Art Nähkästchen mit Inhalt belegt sein.

Eine zweite eisenbeschlagene Truhe mit Schloß und ringförmigen Griffen hat in der nordöstlichen Kellerecke gestanden. Von ihrem Inhalt ist nur verkohltes Getreide geblieben, das nach erhaltenen Geweberesten in Säcke gefüllt war. Getreide hat auch ein neben der Truhe stehendes Holzfaß enthalten. Nach Analyse der Großpflanzenreste<sup>7</sup> sind als Kulturpflanzen Saathafer, Gerste und Weizen nachgewiesen. Die Unkrautbeimengungen zeigen, daß das Getreide in der Marsch gewachsen ist. Ungewöhnlich ist das Fehlen von Roggenkörnern, geborgen worden ist aber Roggenstroh sowie Saat für Kopf- oder Blattkohl. Weitere Hinweise auf die Ernährungsgewohnheiten der Hausbewohner geben Haselnußschalen und noch nicht näher bestimmte Tierknochen.

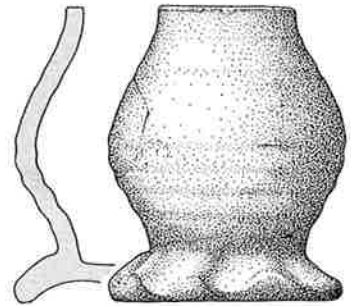


Abb. 4: Steinzeuggefäß mit abgetrenntem Trichterrand, Siegburger Ware. M 1:2

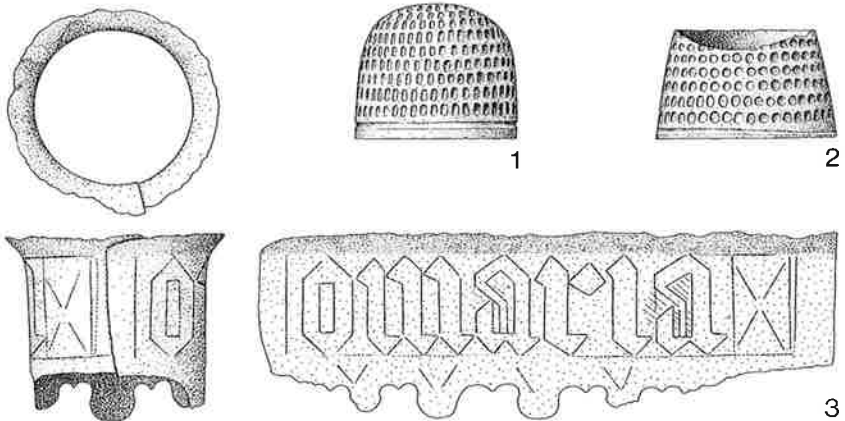


Abb. 5,1-3: Fingerhüte und beschriftete Bronzeblechhülse. M 1:1

Neben den organischen Resten sind trotz oder gerade wegen der Feuereinwirkung diverse Objekte aus Eisen überliefert. Außer den bereits genannten Truhenschlössern und Beschlägen fanden sich u. a. zahlreiche Nägel, Überwürfe zum Verschließen von Türen oder von großen hölzernen Behältnissen, ein Vorhängeschloß (Abb. 7) und der Rest eines Bratrostes mit tordiertem Schaft (Abb. 6,2).

Erwähnenswert sind einige Kleinfunde wie eine Rosenkranzperle, ein Fingerhut ohne Kuppe (Abb. 5,2) und eine Hülse aus Bronzeblech mit der Inschrift „O MARIA“ (Abb. 5,3), möglicherweise Teil eines liturgischen Gerätes, dessen Auffindung in der Nachbarschaft der Marienkirche sicher kein Zufall ist.

Mengenmäßig den größten Anteil macht aber die Keramik aus. Hier lassen sich nach Warenarten Glasierte Irdenware, Harte Grauware und Steinzeug und nach Funktionstypen Kochgefäße, Schenkgefäße und Vorratsgefäße unterscheiden.

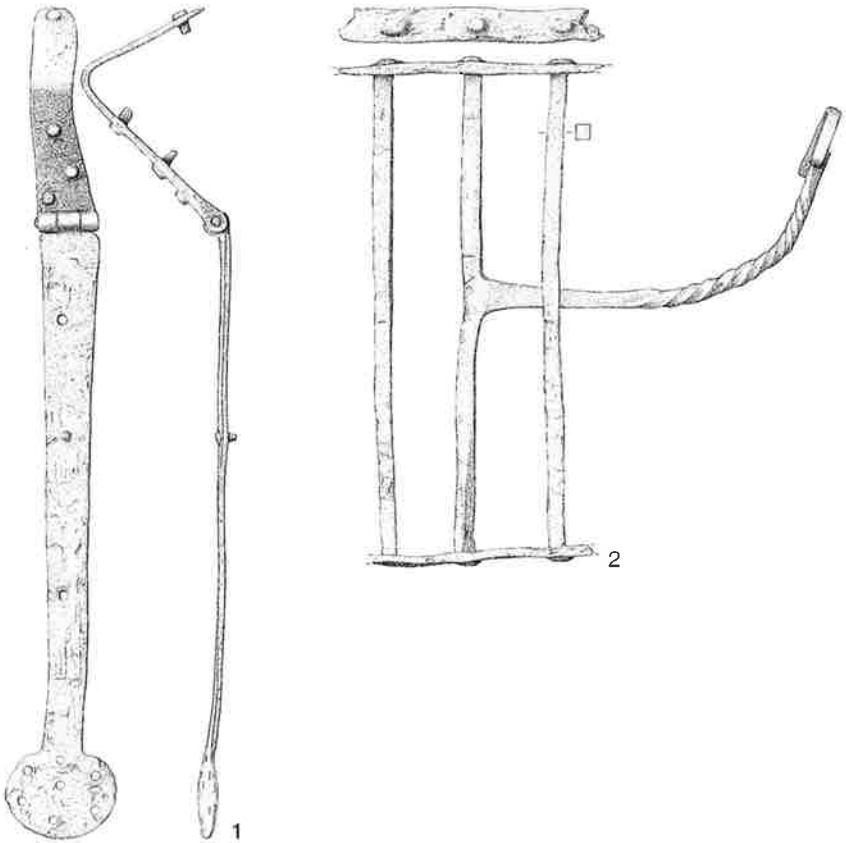


Abb. 6,1-2: Truhenscharnier und Bratrost. Es fehlen die beiden äußeren Stege des Rostes mit den Standfüßen. M 1:4

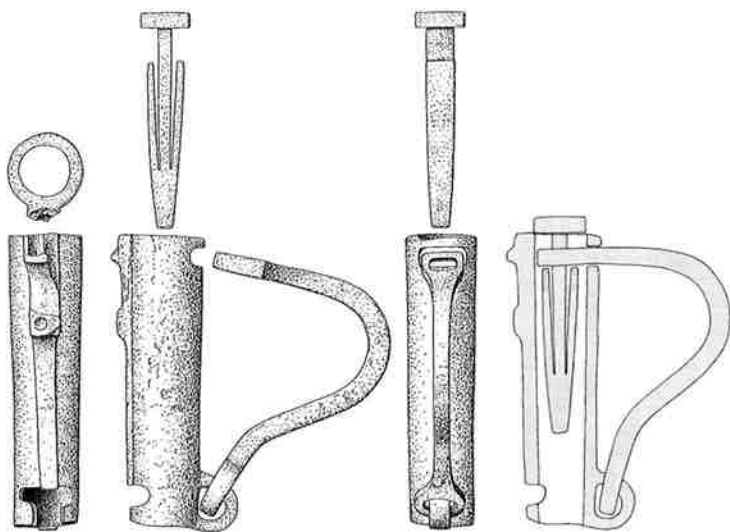


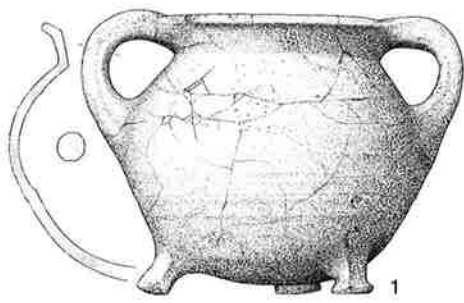
Abb. 7: Vorhängeschloß. M 1:2

Nur drei Gefäße mit kleinem Volumen dienten der Zubereitung von Speisen über Feuer, es sind ein innen und außen teilglasierter Henkeltopf mit zwei gegenständigen, randständigen Henkeln und drei kurzen Grapenfüßen (Abb. 8,1), ein innenglasierter Henkelgrapen mit randständigem, bandförmigem Henkel und drei langen Grapenfüßen (Abb. 8,2) sowie eine innenglasierte Pfanne mit flacher, profilierter Handhabe und seitlichem Ausguß (Abb. 9,1). Topf und Pfanne haben ihre nächsten Entsprechungen in den Niederlanden, zumindest die Pfanne ist mit großer Sicherheit auch von dort her eingeführt worden.

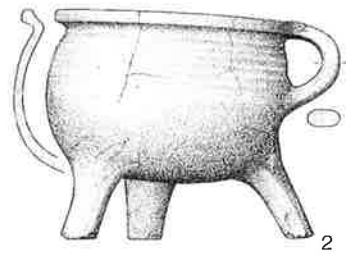
Zahlenmäßig überrepräsentiert sind Krüge und Kannen der Harten Grauware (Abb. 8,3; 5-7) und der Glasierten Irdenware (Abb. 8,4). Im einzelnen ist ihre Herkunft nicht anzugeben. Die reduzierend gebrannten, bauchigen Dreiknubbenkannen erinnern nach ihrer Form und insbesondere nach ihren polierten Oberflächen an Gefäße des 15. Jahrhunderts aus Bremen, die aus Töpfereien des Bremer Umlandes hergeleitet werden.<sup>8</sup>

Eindeutig importiert sind dagegen Krüge und Doppelhenkelkannen bzw. -flaschen aus Steinzeug (Abb. 9,2-4). Sie stammen aus rheinischen Töpfereien, die das nordfriesische Küstengebiet bereits im 14. Jahrhundert versorgt haben.<sup>9</sup>

Bisher einzigartig und ebenfalls eindeutig Import ist eines der beiden Vorratsgefäße, ein amphorenähnliches Gefäß mit fünf Lappenfüßen (Abb. 10,1). Es erinnert an niederrheinische Irdenware, an die sog. Elmpter Amphoren des 13. Jahrhunderts<sup>10</sup>, oder aber an ein Gefäß des späten 15. Jahrhunderts aus Amsterdam, mit dem es auch die Lappenfüße gemein hat.<sup>11</sup> Das zweite Vorratsgefäß hingegen, der große Kugeltopf mit drei Standknubben (Abb. 10,2), ist nach Form und Machart ein einheimisches Produkt.



1



2



3



4



5



6



7

Abb. 8,1-7: Topf, Grapen, Krug und Kannen. M 1:4

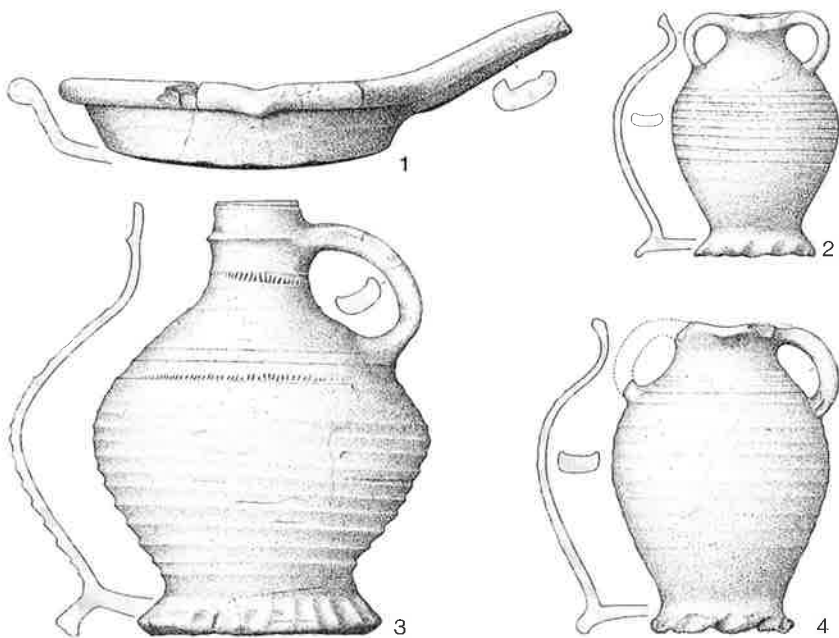
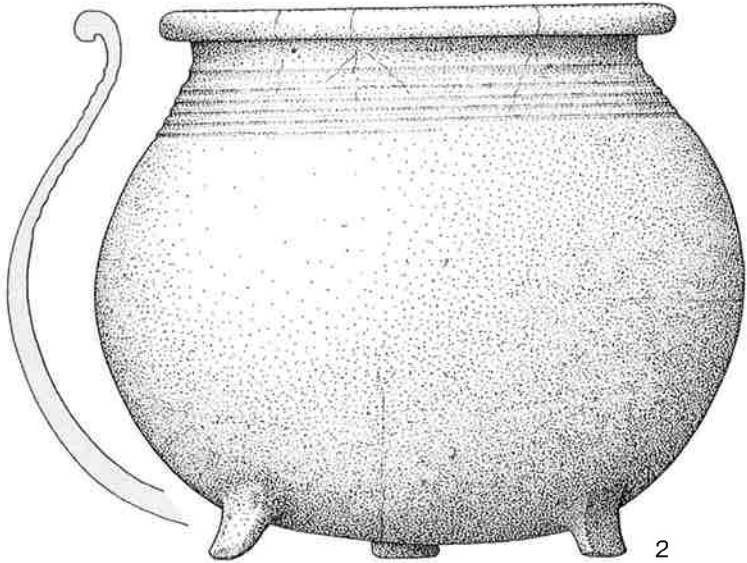
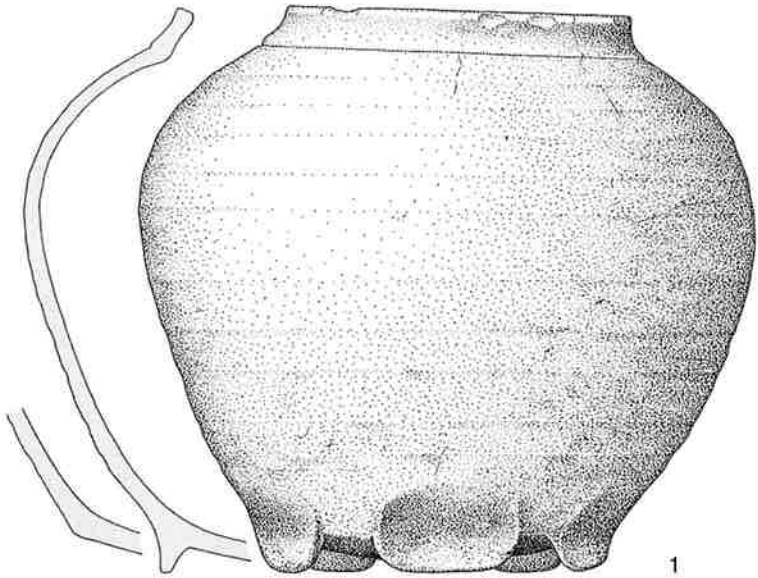


Abb. 9,1-4: Pfanne, Steinzeugkrug und -flaschen. M 1:4

Wenige Reste gläserner Nuppenbecher sind von den Trinkgefäßen geblieben. Das Fragment einer gedrechselten Holzschale oder eines Tellers weist darauf hin, daß auch Geschirr aus vergänglichem Material in Gebrauch gewesen ist.

Insgesamt ist ein für Nordfriesland einzigartiges Inventar überliefert. Erstaunlicherweise kennen wir trotz großer Fundmengen kaum vergleichbares Geschirr aus den heute im Watt liegenden Siedlungen Alt-Nordstrands, die im Mittelalter gegründet und durch die große Flut des Jahres 1634 zerstört worden sind. Das könnte mit der besonderen gesellschaftlichen Stellung des Husumer Bürgers oder aber mit einer unterschiedlichen Zusammensetzung des Küchengeräths im städtischen und ländlichen Raum erklärt werden. Denkbar wäre aber auch, daß über 100 Jahre nach der großen Manndränke des Jahres 1362 die Neubesiedlung der erhaltenen Inselflächen noch nicht so weit vorangeschritten war, daß sie archäologisch faßbar wäre.

Ungewöhnlich ist die Individuenzahl der Keramikgefäße aus dem spätmittelalterlichen Husumer Haus. Wenn denn alles überliefert ist, waren es gerade einmal 14 komplette oder annähernd komplette Gefäße, die vor dem Brand in Gebrauch gewesen sein dürften. Dazu fanden sich Einzelscherben von etwa einem Dutzend Gefäßen, die schon früher zerbrochen waren. Das mag mit einer kurzen Nutzungszeit des Hauses zu erklären sein oder aber mit einer kleinen Zahl von Hausbewohnern. Letzteres wird gestützt durch die zahlenmäßigen Anteile von Koch-, Schenk- und Vorratsgefäßen, die nicht für eine vielköpfige Familie sprechen, sondern eher für einen Ein- oder Zweipersonenhaushalt.



*Abb. 10,1-2: Vorratsgefäße. M 1:4*

Wahrscheinlich hat hier ein Geistlicher der nahen St.-Marien-Kirche gelebt. St. Marien, 1432 als Kapelle errichtet, war bereits 1448 eine Kirche mit Teilrechten einer eigenständigen Kirchengemeinde und wurde innerhalb weniger Jahrzehnte zu einem stattlichen Kirchengebäude ausgebaut und 1506/07 mit hohem Turm versehen. Neben dem Kirchherrn waren hier zur Betreuung verschiedener Nebenaltäre, von denen es 1507 bereits 17 gab, mehrere Vikare tätig.<sup>12</sup> Die Wohnungen der Geistlichen lagen östlich der Kirche im Westteil der Süderstraße („Papenstraat“).

Hier ist mindestens ein Haus gegen Ende des 15. Jahrhunderts niedergebrannt<sup>13</sup> und aus heute unbekanntem Gründen nicht wieder errichtet worden. Der Hausplatz wurde planiert, in zwei Parzellen aufgeteilt und im rückwärtigen Teil mit Armenwohnungen bebaut.

Zeichnungen: Arnold Hebel, Archäologisches Landesamt Schleswig-Holstein, Schleswig

### Anmerkungen

- 1 Frauke Witte, Scherben als Zeugen der Stadtgeschichte. Die frühneuzeitliche Töpferei in der Husumer Süderstraße, Haus Nr. 11, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte, H. 6, 1998, S. 46-57.
- 2 Witte 1998 (wie Anm. 1), S. 52 ff.
- 3 Nach freundlicher Auskunft von Herrn Holger Borzikowsky vom 12.5.2000.
- 4 Margareta Erichsen, Die Husumer Süderstraße, Bredstedt 1996 (Schriften der Interessengemeinschaft Baupflege Nordfriesland e. V. Nr. 5), S. 37.
- 5 Bestimmung durch Herrn Dr. Ralf Wiechmann, Münzkabinett, Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg.
- 6 Günter P. Fehring, Das Lübecker Stadthaus der Frühzeit, in: Die Heimat, H. 12/1990, S. 339 f.
- 7 Bestimmung durch Herrn Dr. Helmut Kroll, Institut für Ur- und Frühgeschichte, Christian-Albrechts-Universität Kiel.
- 8 Hans-Georg Stephan, Die mittelalterliche Keramik in Norddeutschland (1200 bis 1500). Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt, Bremen 1982, S. 72; S. 74 Abb. 7,1-4.
- 9 Peter Hartmann, Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Nordfriesland, Neumünster 1975 (Offa-Bücher 32), S. 28 ff.
- 10 Stephan 1982 (wie Anm. 8), S. 102 f.
- 11 Jan M. Baart u.a., Opgavingen in Amsterdam. 20 jaar stadskernonderzoek, Amsterdam 1977, S. 238 Nr. 444; 253.
- 12 Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Husums Stellung in der Städtelandschaft der Herzogtümer 1490-1550, in: Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte, H. 3/4, 1990/1991, S. 22.
- 13 Nach Bohrungen in dem zwischen der Grabungsfläche und dem Haus Süderstraße 19 liegenden Streifen liegen auch hier Brandschichten im Untergrund. Aus statischen Gründen ließ sich mit archäologischen Methoden nicht klären, ob diese noch zu dem untersuchten Haus gehören oder ob bei dem Brand ein Nachbargebäude in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

# Stammbücher – eine zu Unrecht vernachlässigte Quellengattung

Von Klaus Schumacher

„Dem Menschen ist das Verlangen nach Liebe und Freundschaft so tief eingegraben, daß er ohne sie verkümmert. Die menschliche Urangst vor dem Vergessenwerden ... steht, eher unbewußt als bewußt, als stiller Antrieb hinter vielen den Menschen zugewandten Regungen unseres Lebens. Das gilt auch für einen Anteil des dem Menschen eigenen Verlangens, ihn Überdauerndes als an ihn Erinnerndes zu hinterlassen: Gebilde seines Geistes und seiner Hände, Bauten und Bücher, die Werke der Künste.“<sup>1</sup>

Diese Angst vor dem Vergessenwerden hat die Menschen schon früh dazu gebracht, dem Gedächtnis und dem Gedenken Raum und Zeit, Gehalt und Gestalt zu geben. Friedhöfe und Denkmäler, nach Personen benannte Straßen und Plätze, Feiertage wie Allerheiligen und Allerseelen sind Orte, Zeichen und Zeiten des Gedenkens, fordern zu Rückblick und Erinnerung auf.

Eine sehr alte Form, Erinnerung schriftlich festzuhalten, ist das Stammbuch. Schaut man in Grimms Deutschem Wörterbuch nach, so ist ein Stammbuch „ursprünglich ein buch, in welches die angehörigen einer familie, eines geschlechts eingetragen werden“, also etwa wie Moses (1,5) Adams Geschlechtsregister oder Matthäus (1,2-17) Jesu Stammbaum als Stammbuch bezeichnen; es ist eine Ahnenliste in Buchform. Sodann ist nach Grimm ein Stammbuch ein Buch, „in welches sich eines freunde und bekannte mit einem denkspruch eintragen – stammbuch ist ein buch, worin abgehende gymnasiasten und studenten ihre gönner, lehrer und freunde sich einschreiben lassen, um ein andenkens von ihnen zu haben. – endlich sind die stammbücher durch die betteley der lieberlichen besitzer sehr verächtlich worden.“<sup>2</sup>

Diese Tradition der Stammbücher ist in Goethes „Faust“ erwähnt: Im Studierzimmer haben soeben Faust und Mephisto ihren verhängnisvollen Pakt abgeschlossen, als ein Schüler erscheint, der bei Faust um eine ‚Studienberatung‘ nachsucht. Mephisto empfängt den Schüler in der Maske Fausts. Am Ende des Gesprächs bittet dann der Schüler: „Ich kann unmöglich wieder gehn, ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen: Gönn Eure Gunst mir dieses Zeichen!“ Überliefert ist auch der Sinnspruch, den Mephisto alias Faust dem Schüler ins Stammbuch schreibt: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.“ (Ihr werdet sein wie Gott und Gutes und Böses erkennen.) Noch heute geht die sprichwörtliche Redensart „jemandem etwas ins Stammbuch schreiben“, also jemandem eine einprägsame Formel meist moralischen Inhalts mit auf den Weg geben. Nachfolger dieser Stammbücher haben sich bis heute erhalten, man denke an die Poesiealben junger Mädchen, an Gästebücher und Autogrammsammlungen.

Zwischen den beiden Grimmschen Definitionen, also Stammbuch als buchförmige Fortschreibung einer Ahnenliste und Stammbuch als Sammlung von Autographen, klafft aber offenbar eine sachliche und zeitliche Lücke; irgendwo muß es eine Zwischenzeit geben, in der sich der Wandel vom Stammbuch als genealogischem Zeugnis zum Stammbuch als Zitatenschatz vollzog. Aus dieser Zeit des Wandels sollten – mit einigem Glück – Quellen auffindbar sein, die gleichsam als Zwischenerzeugnisse den Übergang von der einen zur anderen Tradition repräsentieren.

Es lag im Wesen der alten Stammbücher, also der fortgeschriebenen Ahnenlisten, daß sie weit überwiegend die Namen Verstorbener enthielten, ihr Ziel war die Rückführung der eigenen Identität auf die Reihe der verstorbenen Ahnen. Diese Form diente also im weitesten Sinne dem Totengedenken.

Geht man von dieser Grundidee des Totengedenkens aus, so stößt man im europäischen Mittelalter bald auf eine literarische Gattung, die diesem Gedenken besonders verpflichtet ist, auf die sogenannten Totenrollen oder „rotuli mortuorum“, Pergamentrollen, auf die man in einer Klostersgemeinde die Namen der verstorbenen Mitglieder des Konvents sowie der verstorbenen Wohltäter eintrug; diese Rolle schickte man sodann an eine andere kirchliche Institution mit der Bitte, für das Seelenheil der verstorbenen Personen zu beten. Dort wurden häufig mit derselben Absicht neue Namen hinzugefügt, und die Rolle zirkulierte weiter unter den kirchlichen Häusern, die so durch eine Gebetsverbrüderung, eine „confraternitas“, miteinander verbunden waren. Oft wurden auch fromme Gedanken oder einige Verse hinzugeschrieben.<sup>3</sup> Von diesen Totenrollen, die zum Austausch zwischen Kirchen und Klöstern einer Verbrüderungsgemeinschaft bestimmt waren, sind die eigentlichen Totenbücher oder Nekrologien zu unterscheiden. Dies waren kalendarische Verzeichnisse der Verstorbenen, in denen für jeden Tag die Namen der Person verzeichnet waren, zu deren Gedächtnis ein Gottesdienst begangen werden sollte.

Eine besondere Form dieser Nekrologien ist das sogenannte Martyrolog-Nekrolog, ein Verzeichnis, in dem unter dem Datum eines Tages in kurzen Worten das Leben des Märtyrers beschrieben wurde, dessen Todestag mit diesem Datum zusammenfiel. Diese literarischen Formen werden unter dem Begriff „libri memoriales“, Erinnerungsbücher, zusammengefaßt.

Es wurde dann üblich, zusätzlich auch die Namen anderer Personen einzutragen, die an dem betreffenden Tag gestorben waren. Als Beispiel diene eine Seite aus dem Martyrolog-Nekrolog des Klosters St. Emmeram zu Regensburg. Dort steht in der linken Spalte der eigentliche Martyrologeintrag, und in der rechten Spalte stehen die Namen der unter dem betreffenden Datum Verstorbenen. So ist beispielsweise unter dem Datum 27.1. links u. a. der Kirchenvater Johannes Chrysostomus (geb. um 344, gest. 407) eingetragen, rechts dazu geschrieben ist u. a. ein „Heinricus presbyter et monachus“, also ein Priester und Mönch namens Heinrich, ferner ein „Udalricus abbas“, ein Abt Ulrich. Ein prominenter Verstorbener ist unter dem folgenden Datum 28.1. in der rechten Spalte notiert, nämlich ein gewisser „Karolus imperator“, hinter dem sich niemand geringerer verbirgt als Kaiser Karl der Große (gest. 28.1.814 in Aachen). Bedenkt man nun, daß dieses Martyrolog-Nekrolog des Klosters St. Emmeram

aus dem 14. Jahrhundert stammt, so erkennt man, daß das Totengedenken eine offenbar sehr ernstgenommene Angelegenheit war.<sup>4</sup>

Diese Form des Totengedenkens machten sich aber schon bald auch weltliche Potentaten zunutze, und so traten neben die klösterliche Gebetsverbrüderung zunehmend Bruderschaften zwischen Klöstern und adligen Familien; hier bestand die Leistung der Klöster nach wie vor im Gebet, die der adligen Familien hingegen in reichen Schenkungen an die Klöster. Diese Gedenkstiftungen („donationes pro anima“) machen einen großen Anteil der früh- und hochmittelalterlichen Urkunden aus. Auch in zahlreichen Bürgertestamenten des Mittelalters findet man solche Schenkungen „pro salute animae“ an Kirchen und Klöster.<sup>6</sup>

Hier hat sich offenbar ein erster Wandel vollzogen: An die Stelle des ursprünglichen Nekrologeintrags, der am Todestage eines Verstorbenen erfolgte und auf den der einzelne also keinen Einfluß hatte, trat zunächst das Interesse von Königs- und Adelsfamilien, schon zu Lebzeiten sich des Gebetsgedenkens für verstorbene Familienmitglieder zu vergewissern, indem man Totenlisten (nunmehr weltlicher Provenienz) an die Klöster verschickte. Am Ende dieses Wandlungsprozesses steht dann der „Einkauf“ in das Gebetsgedenken schon zu Lebzeiten unter Entrichtung mehr oder minder großzügiger Geld- und Sachspenden.

Die Erfahrung lehrt, daß auch das bestgemeinte System, die wohlwollendste Einrichtung korrumpiert wird, wenn Geld ins Spiel kommt. Tatsächlich verblaßte auch die Tradition der Nekrologien und der auf ihnen fußenden Verbrüderungen in ihrer Funktion als „Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet“<sup>47</sup> seit der Mitte des 14. Jahrhunderts mehr und mehr, und zwar offenbar in dem Maße, in dem der Einkauf der Lebenden in das künftige Totengedenken um sich griff. Als ein Höhepunkt oder, wenn man so will, ein Tiefpunkt dieser Entwicklung kann wohl der Ablaßhandel bezeichnet werden, der im 16. Jahrhundert als ein Auslöser von vielen die Reformation provozierte.

Und gerade in diesem 16. Jahrhundert erscheinen, so weit die Literatur übersehen werden kann, die ersten Stammbücher im Sinne der zweitgenannten Grimmschen Definition. Offenbar wandelt sich in und mit der Reformation das Welt- und Menschenbild schlechthin: An die Stelle leibfeindlicher und jenseitsorientierter Auffassungen des Mittelalters, die das irdische Leben als Jammerthal betrachteten, das es auf dem Weg zum Heil zu durchschreiten galt, und die den irdischen Leib als Gefängnis der Seele auffaßten, trat nun eine Denk- und Anschauungsweise, die den selbstbestimmten, selbstbewußten und selbstverantwortlichen Menschen in den Mittelpunkt stellte, allen calvinistischen Prädestinationslehren übrigens zum Trotz. Wo aber das hergebrachte klösterliche Totengedenken suspekt und die jenseitsorientierte Denkweise des Mittelalters obsolet wurde, wo statt dessen der aus dem Band christlich-dogmatischer Enge befreite Mensch den Blick auf sich selbst und seinesgleichen richtete, da gewannen auch Begriffe wie Gedenken, Gedächtnis und Erinnern einen anderen Sinn und äußerten sich in neuen Formen.

Der Mensch des Mittelalters konnte sich, wenn er denn wollte, als Teil einer alles umfassenden, ihn persönlich tragenden Gemeinde auffassen, man war

Bruder unter Brüdern und Schwester unter Schwestern, allesamt Kinder eines und desselben Vaters.

Der Mensch der Reformationszeit und erst recht der Mensch der Aufklärung, deren Geist sich wie Phoenix aus der Asche der Glaubenskriege erhob, hatte nicht nur sein Verhältnis zu Gott, sondern auch das zu seinen Mitmenschen neu zu definieren und neu zu artikulieren. An die Stelle der gottgewollten, also eigentlich passiven geschwisterlichen Verbundenheit der Menschen, die zur „caritas“ verpflichtete, trat nun in freier Entscheidung das aktive Werben und Ringen um Freundschaft im Sinne des römischen „amicitia“-Begriffes, an die Stelle des „Bitte für mich“ trat nun das „Vergiß mich nicht“. Tatsächlich nimmt in den Stammbüchern des 16. Jahrhunderts kirchliches Gedankengut rasch ab: Eine von Wolfgang Klose im Jahre 1989 vorgenommene Auswertung zeigt, daß die Zahl solcher Eintragungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts von 27 % auf 15 % aller Eintragungen zurückging.<sup>8</sup> Die Brüder Norbert und Richard Keil zählten aus insgesamt über 1800 Stammbucheintragungen des 16.-19. Jahrhunderts 46 Eintragungen aus dem Gebiet Religion, Kirche, Theologie und Theologen, aber zum Beispiel 72 Eintragungen aus dem Studentenleben und nota bene! 152 Eintragungen zum Thema Frauen und Liebe!<sup>9</sup> Gleichwohl läßt sich für die Stammbücher des 16. Jahrhunderts ihr Ursprung im Protestantismus nicht verleugnen, sei es, daß die Protestanten in ihrem Kampf für Luther und die Reformation Bruderschaftsregeln des frühen Mönchtums übernommen und mit neuen Inhalten versehen haben, sei es, daß umgekehrt die Katholiken in ihrer Abwehr gegen den Protestantismus dasselbe (freilich unter den traditionell-katholischen Vorzeichen!) taten. So sind denn katholische und protestantische Stammbücher an ihren Eintragungen wenigstens leicht zu erkennen: Der Protestant sammelte fleißig die Autographen und Sentenzen Luthers, Melanchthons und Bugenhagens, wenn er ihrer denn habhaft werden konnte, der Katholik „sammelte“ Kirchenväter und Päpste. Der lutherische Theologe Michael Lilienthal (1686-1750) sah jedenfalls einen engen Zusammenhang zwischen dem Wirken der Reformation und dem Entstehen der Stammbuchsitte auf deutschem Boden: Für ihn setzte mit der Reformation auch eine gelehrte „Wanderbewegung“ und ein verstärkter Austausch unter den Gelehrten der Zeit ein, woraus die Stammbuchsitte, die Lilienthal geradezu als „Schutzgeist“ dieses Austausches preist, eben ihre Kraft und Stärke bezogen habe. Dank der Erfindung des Buchdrucks seien dann bald die Eintragungen und Sentenzen Luthers, Melanchthons und Bugenhagens als gedruckte Sammlungen in die Bibliotheken und von dort in die Hände der Gelehrten und Studenten gelangt.<sup>10</sup>

Ein weiterer Traditionszusammenhang verweist auf das antike Freundschaftsideal, wenn etwa Philipp Melanchthon über Stammbücher urteilt: „Duas ob causas aliorum inscribimus libris rogati; primo, ut librorum possessores recordentur suisque posteris indicent, quibus in locis et quo tempore versati sint. Secundo, ut certa habeant testimonia, quibuscum familiariter vixerint, et qui vera amicitia illis fuerint conjuncti.“<sup>11</sup> (Aus zwei Gründen schreiben wir uns in Bücher anderer Leute ein, wenn wir darum gebeten werden; erstens, damit die Besitzer der Bücher sich erinnern und ihren Nachkommen zeigen, an wel-

chen Orten sie sich zu welcher Zeit aufgehalten haben. Zweitens, damit sie sichere Zeugnisse haben, mit wem sie auf vertrautem FuÙe gelebt haben und wer ihnen in wahrer Freundschaft verbunden war.)

Ein Wort noch zu dem Begriff Stammbuch. Diese Bezeichnung taucht nur in Deutschland und dort erst seit 1573 auf, als in Frankfurt die ersten Vordruckalben erschienen. Im europäischen Ausland und in Deutschland vor 1573 hieÙen diese Bücher „album amicorum“, also etwa „Buch der Freunde“ oder „Freundschaftsbuch“; gelegentlich findet man auch die griechische Bezeichnung „philotheca“<sup>12</sup>, also „Sammlung der Freunde“. Bis heute gibt es offenbar keine plausible Erklärung, wieso sich der Begriff Stammbuch eingebürgert hat, wo doch eine Übersetzung des hergebrachten Ausdrucks „album amicorum“ nahegelegen hätte. Als einziger, so weit ich sehe, hat sich der bereits zitierte Wolfgang Klose über dieses Phänomen Gedanken gemacht: Er verweist auf das nur in der deutschen Sprache mögliche Wortspiel mit dem frühneuhochdeutschen *stamen* = Stamm, Geschlecht und dem lateinischen *stamen* = Faden, Schicksalsfaden; demnach wäre also das Stammbuch zugleich ein Stammbuch im genealogischen Sinne wie auch ein „Schicksalsbuch“ seines Besitzers, da sich die Eintragungen in seinem Stammbuch wie ein Lebensfaden verfolgen lassen.<sup>13</sup> Zu assoziieren wäre aber auch Faden = Leitfaden, da ja die Motti und Devisen, die den Stammbüchern üblicherweise eingeschrieben wurden, in ihrer Summe einen Leitfaden für sittliche Lebensführung darstellen. Überdies knüpft ja jeder Eintrag zugleich auch einen Erinnerungsfaden, stellt in der Betrachtung auch die Verbundenheit des Stammbuchbesitzers mit den Einträgern aus vergangenen Tagen wieder her.

Welche Informationen lassen sich nun aus Stammbüchern gewinnen? Das hängt zum einen von dem konkreten Inhalt der Eintragungen und zum andern von der Methode ihrer Auswertung ab. In der Regel besteht ein Eintrag mindestens aus dem Namen des Eintragenden, einer Orts- und Datumsangabe. Im einfachsten Falle würde ein Eintrag also etwa lauten: Ludwig Müller, Jena, den 20. April 1740. Wir wüÙten dann, daß zwei Personen, nämlich der Stammbuchbesitzer und der eintragende Ludwig Müller sich am 20. April 1740 in Jena getroffen haben. Man könnte nun versuchen, anhand einer etwa erhaltenen Universitätsmatrikel Näheres über den Stammbuchbesitzer und den Eintragenden zu erfahren und so den Erkenntniswert des konkreten Befundes durch sekundäre Quellen zu erweitern.

Welche Fragen man an ein Stammbuch stellen und welche Antworten man günstigstenfalls erwarten kann, soll nun anhand von Beispielen aus Husum gezeigt werden. Mir lagen vor die Stammbücher des Husumer Stadtsekretärs August Giese mit Eintragungen aus den Jahren 1636-45, des Husumer Advokaten und Stadtchronisten Johannes Laß mit Eintragungen aus den Jahren 1741-42 und des Husumer Theologiestudenten Leonhard Blumensaat mit Eintragungen aus den Jahren 1786-90. Nicht zur Verfügung war das Stammbuch eines Johann Friedrich Dame (1755-1840) aus Witzwort, der nach Möllers Verzeichnis der Lehrer und Schüler der Husumer Gelehrtenschule<sup>14</sup> hier im Jahre 1776 als Sohn eines Schenkwrts seine Reifeprüfung ablegte, und das eines Johann Fabricius (1594-1652) aus Husum, der jedoch bei Möller nicht verzeichnet ist. Die

beiden letztgenannten Stammbücher sind heute im Besitz der Universitätsbibliothek Uppsala (Dame) bzw. der Königlichen Bibliothek Stockholm (Fabricius)<sup>15</sup>. Ebenfalls nicht zur Hand war das Stammbuch eines Johan Dankwart aus Husum mit Eintragungen aus den Jahren 1744-54. Dieses wie auch die Stammbücher Gieses und Laß' werden heute in der Königlichen Bibliothek Kopenhagen aufbewahrt,<sup>16</sup> dasjenige des Leonhard Blumensaat in der Bibliothek der Hermann-Tast-Schule Husum.

Bevor es nun an die Auswertung der einzelnen Stammbuchmerkmale geht, ist es wichtig, eine methodische Bemerkung voranzustellen: Natürlich ist es nicht risikolos, aus einzelnen Stammbüchern allgemeine Schlüsse auf die Stammbuchsitten der einzelnen Epochen zu ziehen, es kann nur unter der stillschweigenden Voraussetzung geschehen, daß diese Stammbücher in ihrer Erscheinungsform keine Ausnahmen darstellen, sondern dem allgemein üblichen Brauch entsprechen; dies scheint mir allerdings mit Blick auf die bisher veröffentlichte und mir zugängliche Literatur der Fall zu sein.

Das Stammbuch August Gieses (1620-1697) enthält 35 Eintragungen, darunter 7 Devisen oder Sinnsprüche in griechischer, je 2 in hebräischer und französischer, einen in deutscher Sprache; alle übrigen Eintragungen sowie die über die Devisen hinausgehenden Texte sind in lateinischer Sprache abgefaßt. Offenbar bevorzugte Giese eine rangmäßige Anordnung der Einträge: Auf den vorderen Seiten seines Stammbuches häufen sich die Eintragungen von Professoren und Würdenträgern, während die hinteren Seiten erkennbar für bürgerliche Einträger reserviert sind. Betrachtet man die Chronologie der Einträge, so läßt sich erkennen, daß Giese 1636 zunächst in Rostock weilte (von dort 2 Einträge), sich von 1638-39 in Königsberg aufhielt (von dort 6 Einträge) und schließlich 1642 nach Helmstedt ging, wo er 1644 bei dem Juristen Hermann Conring promovierte (von dort 14 Einträge).

Das Titelblatt (Abb. 1) zeigt das Überlieferungsschicksal oder wenigstens Stationen der Überlieferung: Die beiden unteren Zeilen dürften von Gieses eigener Hand stammen; darüber steht ein späterer Besitzvermerk von Olaf Möller, in dessen Besitz sich übrigens auch das Laßsche Stammbuch befand, und in der oberen rechten Ecke schließlich der Signaturvermerk der Königlichen Bibliothek Kopenhagen, in deren Besitz dieses Stammbuch heute ist.

Daß Giese durchaus nicht schüchtern war, zeigt sein erster Eintrag, den er sich 1636, also gerade mal im Alter von 16 Jahren, eben „frisch“ von der Husumer Gelehrtenschule gekommen, gleich bei Jacob Fabricius, dem damaligen Rektor der Rostocker Universität, holte. Dieses Entgegenkommen des hohen Herrn hinderte Giese freilich nicht, sich schon 1637 in Königsberg umzusehen, wo er dann von 1638-39 studierte, bevor er endgültig nach Helmstedt ging.

Einen Bekannten aus Husumer Schultagen traf Giese 1639 in Königsberg, Johannes Cröchel, der, fünf Jahre älter als Giese und drei Jahre früher von der Schule gegangen, damals dort studierte. Er wurde 1653 Archidiakon in Husum und 1661 zugleich Hofprediger der Herzogin Witwe Marie Elisabeth.<sup>17</sup>

Es würde zu weit führen, hier nun jeden Eintrag im einzelnen vorzustellen; daher hier nur ein paar Regelmäßigkeiten: Nahezu jeder Eintrag in Gieses Stammbuch besteht aus einem Sinnspruch, einer Widmung und einer Motivan

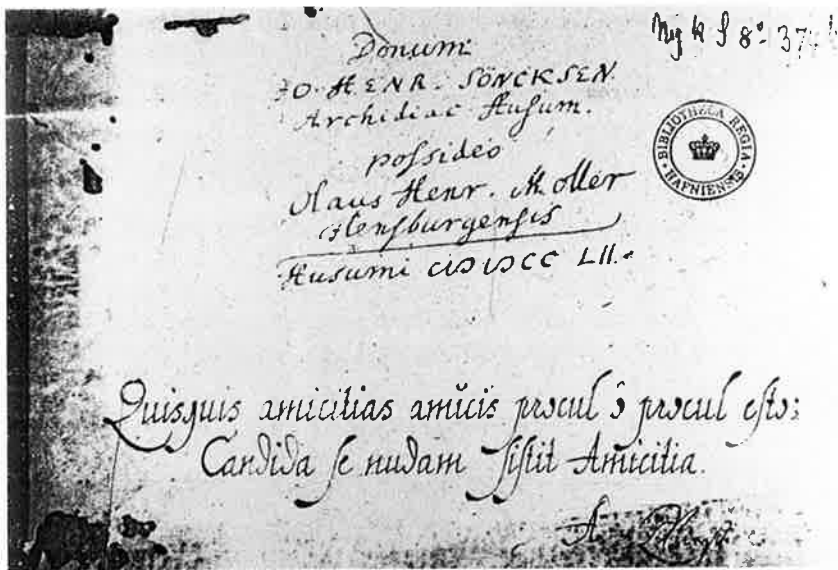


Abb. 1: Titelblatt des Stammbuches August Gieses

gabe. Die Sinnsprüche entstammen verschiedenen kirchlichen oder klassischen Autoren, die Widmungen und Motive folgen allerdings weitgehend einem Grundschema: Die Widmungen bestehen üblicherweise aus drei Elementen: einer einleitenden Formel, die die Gelehrsamkeit und Bildung Gieses lobt, also etwa „doctissimo domino“ = „dem hochgelehrten Herrn“; „doctrina et virtute ornatissimo“ = „dem durch Bildung und Tugend ausgezeichneten“; „praestanti iuveni“ = „dem hervorragenden Jüngling“; dann folgen Vorname und Name des Eintragenden und darauf Bezeichnungen, die die persönliche Freundschaft zwischen dem Einträger und dem Stammbuchbesitzer betonen, wie z. B. „amico meo longe carissimo“ = „meinem bei weitem liebsten Freund“; „amico et populari“ = „meinem Freund und Gefährten“; als Beispiel diene hier der Eintrag des Helmstedter Theologen Georg Calixt aus dem Jahre 1644 (Abb. 2). Die Bezeichnung „commensali et amico“ = „meinem Tischgenossen und Freund“, die der Mathematiker Johann a Felte in Gieses Stammbuch schrieb, weist bei aller ihr möglicherweise zugrunde liegenden Formelhaftigkeit auf ein gelegentlich anzutreffendes Element studentischen Lebens an den Universitäten der frühen Neuzeit hin, nämlich das Zusammenleben der Studenten unter einem Dach mit ihren Professoren, die ihr karges Gehalt dadurch aufbesserten, daß sie Zimmer an Studenten vermieteten und sie an ihrem Familientisch mit verpflegten.<sup>18</sup> So finden wir August Giese im Jahre 1644 als Tisch- und Hausgenossen u. a. bei seinem Doktorvater, dem Helmstedter Juristen Hermann Conring.<sup>19</sup>

Hält man solchen Eintragungen, welche Gelehrsamkeit und Bildung, Freundschaft und Wohlwollen betonen, den schon erwähnten Eintrag des Johann Fabricius entgegen (Abb. 3), so darf man wohl das gänzliche Fehlen einer

169 129

Virescit vulnere virtus.

Georgius Calixtus  
 S. Theol. D. et prof.  
 Praestantiss. et eruditiss.  
 H. Augusti Giesen  
 populari et amico meo longè canis.  
 Memoria et benevolentia  
 ergo sentebam et  
 prosperitatem appre-  
 cabar  
 Helmstedtj in acad.  
 Julia  
 Die 30. Trinitatis,  
 1636  
 1636

Abb. 2: Eintrag des Helmstedter Theologen Georg Calixt im Stammbuch August Gieses

35.

Ὁ Θεὸς ἐκ τοῦ καρδίου πίπτει λόγος.

Scribam Rostochj  
 die mensis VIII. nono anni 1636.  
 Jacobus Fabricius Proficatus & professor  
 ordinarius ac universitatis Rector.

Abb. 3: Eintrag des Rektors der Universität Rostock Johannes Fabricius aus dem Jahre 1636

solchen Stellungnahme als einen Ausdruck von Reserviertheit interpretieren, die der Rektor der Rostocker Universität einem jungen Adepten gegenüber für angebracht halten mochte, der sich seine ersten akademischen Sporen noch verdienen sollte.<sup>20</sup> Der Eintrag lautet in der Übersetzung: „Was von Gott kommt, muß man gut tragen. [Dies] schrieb ich zu Rostock am neunten Tag des Monats September des Jahres [16]36. Jacobus Fabricius – Leibarzt und Ordentlicher Professor und Rektor der Universität.“ (Das Kürzel vor der Jahreszahl konnte nicht verifiziert werden.)

Das Stammbuch des Husumer Advokaten und Stadtchronisten Johannes Laß (1721-1784) liest sich wie ein „Who’s Who?“ der Universitäten Jena und Halle; es verzeichnet von 1741-42 weit überwiegend Eintragungen von Professoren und anderen Titel- und Würdenträgern. Aus der Fülle von 37 Eintragungen sei Friedrich Hoffmann herausgegriffen, Professor der Medizin in Halle, der sein langes Leben (immerhin von 1660-1742!) vielleicht seiner eigenen Erfindung verdankte, nämlich den nach ihm benannten und noch heute weithin bekannten und konsumierten Hoffmannstropfen (Abb. 4); ferner als Beleg für das vergleichsweise seltene Wort „philotheca“ für „Stammbuch“ der Eintrag (Abb. 5) eines nicht näher bekannten C. L. Cremer, der von sich sagt, er habe Laß’ erste Schritte in der Wissenschaft einige Zeit hindurch leiten dürfen.<sup>21</sup>

Betrachtet man auch hier die Häufigkeit einzelner Widmungen und Motive, so haben sich gegenüber dem Gieseschen Stammbuch einige Dinge verändert: Der Ton ist insgesamt nüchterner geworden, die barocke Schwülstigkeit, die sich vorher in einem vielfältigen Schwall von Superlativen drängend entlud, hat einem sachlicheren Stil Platz gemacht; am häufigsten ist jetzt die Anrede des Stammbuchbesitzers als „nobilissimus“, aus dem „commensalis“, dem Haus-

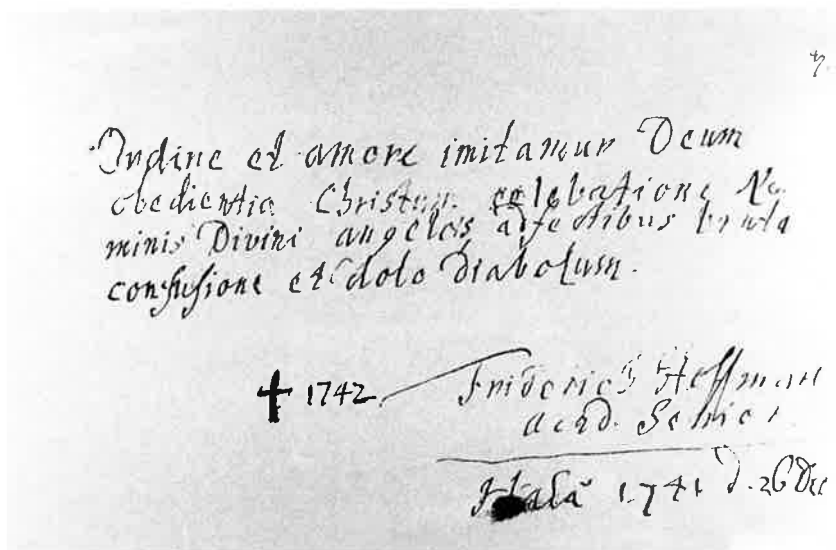


Abb. 4: Eintrag des Halleschen Medizinprofessors Friedrich Hoffmann (Erfinder der Hoffmannstropfen) im Stammbuch des Johannes Laß

Solaticum hujus vita, ut habes, cui arcana  
 communicas, cui pectus tuum aperias, et  
 colloca tibi fidelem gerum, qui in prosperis  
 gratuletur tibi, in adversis compatitur,  
 in persecutionibus adest.  
 Petrus?

---

Ita  
 memoriae hie commemoraturus pariterq; amicitiam  
 egregi ac fidei Proximii hujus Philotheae Professoris  
 cuius vultu primordia hie loci per aliquod tempus  
 instituta licuit, in praesentem adspicere.

H. Laß a multis  
 die 15<sup>to</sup> April.  
 1742.

L. E. C. C. C.

Abb. 5: Stammbucheintrag von 1742 mit dem seltenen Wort „philothea“ für Stammbuch

und Tischgenossen von einst, ist nunmehr der „auditor et fautor“, der Zuhörer und Anhänger geworden; auffällig nun auch die Anrede als „possessor“, als Besitzer (nämlich des Stammbuches); offenbar hat sich der Stammbuchgebrauch im 17. Jahrhundert so verbreitet, daß seine Besitzer einfach als solche angerechnet wurden.<sup>22</sup> An Motiven steht die „memoria“ an erster, ja beinahe ausschließlicher Stelle, allenfalls sprachlich, aber kaum sachlich einmal abgewandelt in „benevola recordatio“, wohlwollende Rückbesinnung; ein einziger Einträger nennt als Motiv die „memoria admirandae dei providentiae“, das Gedenken an Gottes wunderbare Vorsehung. Ob hier ein persönliches Erlebnis eine Rolle gespielt hat, sei dahingestellt.

Ungefähr hundert Jahre liegen zwischen den Eintragungen in Gieses Stammbuch und denen im Stammbuch des Johannes Laß; mit nur etwa fünfzig Jahren Abstand folgt nun das Stammbuch (Abb. 6) des Leonhard Blumensaat aus Husum, und doch: Der Wandel, der sich hier nachzeichnen läßt, markiert nichts anderes als den beginnenden Niedergang der Stammbuchsitte. Zwar offeriert Blumensaat sein Stammbuch noch in lateinischer Sprache den potentiellen Einträgern, aber mit nur 14 Eintragungen ist Latein gegenüber der deutschen Sprache mit 77 Eintragungen zur Bedeutungslosigkeit zurückgedrängt. Dieser Befund allein markiert beileibe nicht den beginnenden Niedergang, sondern dürfte vielmehr Ausdruck eines wachsenden Nationalbewußtseins sein: Goethe und Schiller waren mitten im Schaffen (1774 Goethe: Die Leiden des jungen Werthers; 1781 Schiller: Die Räuber), den Stürmern und Drängern drängte es sich in deutscher Sprache von den Lippen, und Johann Christoph Adelung edierte ein erstes deutsches Wörterbuch auf wissenschaftlicher Grundlage.<sup>23</sup>



Abb. 6: *Stammbuch des Husumer Studenten Leonhard Blumensaat mit einem zweiteiligen Schmuckschuber aus Pappe*

Mit 116 Eintragungen in 6 Jahren von 1784-1790 deutet sich aber schon der Vorrang der Masse vor der Klasse an: Es sind jetzt nur noch Studenten als Einträger zu finden (wenn man von BlumensaaTs Eltern und einigen Husumer Freunden absieht), kein Professor hat sich verewigt. Sei es, daß Blumensaat sich dort mit seinem Stammbuch nicht hat blicken lassen, sei es, daß die Professoren einer vergleichsweise jungen Universität (gegr. 1665) für derlei Tradition keinen Sinn besaßen, jedenfalls ist hier ein bisher wesentliches Merkmal der Stammbuchkultur verlorengegangen. Dürftig ist auch die Auswahl an Widmungen und Motiven: Die stereotype Anrede lautet nun „Freund und Bruder“, ebenso stereotyp verewigen sich die Einträger „zur Erinnerung“.

Einträge zeigen sich verspielt oder makkaronisch-albern, überschreiten gar die Grenze des guten Geschmacks. Herausgerissene Seiten (es fehlen die Blätter 121-124, auf denen sich ausweislich des Inhaltsverzeichnisses ebenfalls Eintragungen befunden haben) deuten nicht nur darauf hin, daß es mit der Freundschaft im Einzelfall offenbar nicht so weit her war, sondern daß auch der Umgang mit dem Stammbuch als Teil materieller Kultur oberflächlicher geworden ist.

Sehr beliebt scheint der Gebrauch von möglichst kryptischen Abkürzungen gewesen zu sein, von denen S.S.TH.ST. noch verhältnismäßig leicht als „SacroSanctae THEologiae STudiosus“ aufzulösen ist; die deutsche Entsprechung lautet dann auf d.G.G.B., „der GottesGelehrsamkeit Beflissener.“ Nicht zu verifizieren waren Buchstabenfolgen wie T.N.Q.I.T.C. oder H.d.B.d.T.o.K. Allerdings standen den Zeitgenossen Hilfsmittel zur Verfügung, die die Auflösung solcher Abkürzungen ermöglichten, wie es auch schon recht früh Bücher gab, aus denen sich, wer denn wollte, einen passenden Stammbuchspruch aussuchen konnte.<sup>24</sup>

Als eine dritte, eigentlich schon als eigene Gattung anzusprechende Form erschien dann in der Epoche des Biedermeier das Poesiealbum, das nun ganz der träumerischen Versenkung in eine romantische Welt von Liebe, Freundschaft und Erinnerung verpflichtet war. Waren Stammbücher, studentische wie die des Adels, bis dahin ausschließlich „Männersache“ gewesen, gehörte nun das Poesiealbum schon fast zur „Standardausstattung“ höherer Bürgertöchter. Die Ausschmückung nahm persönliche, ja intime Formen an, junge Mädchen verwendeten ihre ganze Phantasie, schöpferische Kreativität und handarbeitliche Geschicklichkeit auf die liebevolle Gestaltung einzelner Albumseiten oder -blätter: Gepreßte Blumen, Scherenschnitte, zu kleinen Zöpfen geflochtene Haarlocken wurden eingeklebt oder eingenäht, die Widmungen und Devisen waren von einer für diese Epoche typischen Innerlichkeit gekennzeichnet. Dem gestiegenen Bedürfnis nach gedanklichem Austausch entsprach die massenhafte Herstellung von Alben und Kassetten zur Aufnahme einzelner Blätter. Vielfach wurden in dieser Zeit einzelne Blätter an liebe Freunde verschickt, so daß man einerseits nicht mehr lange Reisen unternehmen mußte, um seine Einträge zu sammeln, andererseits brauchte damit nicht ein ganzes Album verschickt und so dem Risiko von Beschädigung oder Verlust ausgesetzt zu werden. Diese noch sehr individuell gestalteten Sammlungen von Sinnsprüchen und Widmungen mußten sich in der Folgezeit dann gegen maschinell hergestellte Alben und Klebebildchen behaupten.

Abbildungsnachweis: Abb. 1-5: Det kongelige Bibliotek, København; Abb. 6: Klaus Schumacher

### Anmerkungen

- 1 Friedrich Ohly, Bemerkungen eines Philologen zur Memoria, in: Karl Schmid u. Joachim Wollasch (Hg.), Memoria. Der geschichtliche Zeugniswert des liturgischen Gedenkens im Mittelalter, München 1984 (Münstersche Mittelalter-Schriften 48), S. 9-68, hier S. 9.
- 2 Jakob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 32 Bde., Leipzig 1854-1954; Fotomechanischer Nachdruck München 1984, s. v. „stammbuch“.
- 3 R. C. van Caenegem u. F. L. Ganshof, Kurze Quellenkunde des Westeuropäischen Mittelalters, Göttingen 1964, S. 93.
- 4 Eckhard Freise, Dieter Geuenich und Joachim Wollasch (Hg.), Das Martyrolog-Nekrolog von St. Emmeram zu Regensburg. Hannover 1986 (Monumenta Germaniae Historica, Libri memoriales et necrologia Nova Series III). Zum Traditionszusammenhang der Stammbücher mit der klösterlichen Sitte der Gebetsverbrüderung auch: Jörg-Ulrich Fechner, Stammbücher als kulturhistorische Quellen, in: Ders., (Hg.): Stammbücher als kulturhistorische Quellen, München/Braunschweig 1981 (Wolfenbütteler Forschungen 11), S. 9.
- 5 Otto P. Clavadetscher, Das Totengedächtnis und sein Wandel im Raume St. Gallen, in: Gerd Althoff u. a. (Hg.), Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum fünf- und sechzigsten Geburtstag, Sigmaringen 1988, S. 393-404.
- 6 Ahasver v. Brandt, Mittelalterliche Bürgertestamente. Neuerschlossene Quellen zur Geschichte der materiellen und geistigen Kultur Heidelberg 1973 (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse Jg. 1973, 3. Abhdlg.), S. 13.
- 7 Karl Schmid (Hg.), Gedächtnis, das Gemeinschaft stiftet. München/Zürich 1985.

- 8 Wolfgang Klose, Stammbucheintragungen im 16. Jahrhundert im Spiegel kultureller Strömungen, in: Ders. (Hg.), Stammbücher des 16. Jahrhunderts, Wiesbaden 1989, S. 13-31, hier S. 18.
- 9 Norbert u. Richard Keil, Die deutschen Stammbücher des XVI. bis XIX. Jahrhunderts. Berlin 1893.
- 10 Michael Lilienthal, Schediasma Critico-Literarium De Philothecis Varioque earundem Usu & Abusu, vulgo von Stamm-Büchern, Königsberg 1712; zuletzt als Faksimile-Nachdruck in: Fechner (wie Anm. 4), S. 239-298, bes. S. 253 f.
- 11 Zitiert nach: Keil (wie Anm. 9), S. 9 (Übersetzung d. Autors); zu diesem Traditionszusammenhang ebenfalls Fechner (wie Anm. 4).
- 12 Lilienthal (wie Anm. 10).
- 13 Wolfgang Klose, Corpus Alborum Amicorum – CAAC – . Beschreibendes Verzeichnis der Stammbücher des 16. Jahrhunderts, Stuttgart 1988, S. XVIII.
- 14 Ernst Möller, Schüler und Lehrer der Husumer Gelehrten-Schule von 1449-1852, Neumünster 1939 (Quellen und Forschungen zur Familiengeschichte Schleswig-Holsteins 4), lfd. Nr. 789.
- 15 Ake Davidson, Deutsche Stammbücher in schwedischen Sammlungen, in: Fechner (wie Anm. 4), S. 89-95.
- 16 Vello Helk, Stambøger i Det kongelige Bibliotek før 1800, [København] 1980.
- 17 Möller (wie Anm. 14), lfd. Nr. 351.
- 18 Vgl. dazu: Thomas Ellwein, Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Königstein/Ts. 1985, S. 60.
- 19 Siehe dazu den Stammbucheintrag Conrings in: August Giese (1620-1697), Schriften zur Geschichte und Verfassung Husums im 17. Jahrhundert. Bearbeitet von Klaus Schumacher, Husum/Bredstedt 1998 (Schriften der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte 1); (Studien und Materialien/Nordfriisk Instituut 31), S. 11.
- 20 Zum Problem „Grußformeln/Widmungen/Dedikationen“ instruktiv: Hans Henning, Zu Entstehung und Inhalt der Stammbücher des 16. Jahrhunderts, in: Wolfgang Klose (Hg.), Stammbücher des 16. Jahrhunderts, Wiesbaden 1989 (Wolfenbütteler Forschungen 42), S. 33-50, bes. S. 42-44.
- 21 Bei dem Laßschen Stammbuch haben Holger Borzikowsky und Helmut Quack alle Vorarbeiten der Transkription und Übersetzung geleistet; der dankbare Autor hofft, mit der Auflösung des „philothecarius“ und der „philotheca“ eine kleine Entschädigung geliefert zu haben!
- 22 Die Frage muß hier unbeantwortet bleiben; signifikant ist der Anstieg überlieferter Stammbücher des 16. Jahrhunderts: weniger als 5 Exemplare um 1550, über 70 Exemplare um 1590, gefolgt von einem leichten Rückgang auf 60 Exemplare um 1600; dies ist kaum allein aus einer etwa besseren Überlieferungslage zu erklären! Vgl. dazu das Diagramm bei Wolfgang Klose, Stammbucheintragungen im 16. Jahrhundert im Spiegel kultureller Strömungen, in: Stammbücher des 16. Jahrhunderts (wie Anm. 20), S. 13-31, S. 27. Leider kann die Entwicklung für das 17. Jahrhundert an dieser Stelle nicht quantifiziert werden.
- 23 Johann Christoph Adelung, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart 1-5. Leipzig 1774-86.
- 24 Zur Sammlung und Aufschlüsselung von Abkürzungen etwa: Elias Geißler, Dissertatio de Symbolis. Von Denck- oder Leibsprüchen, Leipzig 1675, oder auch Ebner v. Eschenbach, K.E.v.E.a.A.[!]: Sammlung auserlesener Stellen zum Gebrauch für Stammbücher, Aus den besten deutschen, französischen und lateinischen Schriftstellern ausgezogen von ..., Nürnberg 1789.

## **Ein unbekannter Entwurf Cai Doses für das Husumer Schloß aus dem Jahre 1752**

Von Deert Lafrenz

Der Nordische Krieg (1700-1721) hatte die politische Landkarte Schleswig-Holsteins einschneidend und nachhaltig verändert.<sup>1</sup> Dem Souveränitätsstreben der Gottorfer Herzöge, die in der Auseinandersetzung auf die schwedische Karte und damit auf das falsche Pferd gesetzt hatten, war ein unverrückbarer Riegel vorgeschoben worden. Vorentscheidend für den unglücklichen Ausgang wurde die Kapitulation der gottorfischen Festung Tönning 1714, nachdem bereits ein Jahr zuvor der dänische König Friedrich IV. (reg. 1699-1730) den Schleswiger Teil des Herzogtums annektiert und durch Einsetzung eines Obergerichts auf dem Schlosse Gottorf die dortige Verwaltung in seinem Sinne umgeformt hatte.

Das Herzogtum war zu diesem Zeitpunkt entscheidend geschwächt. Gerade erst im Jahre 1700 mit dem für Dänemark schmachvollen Frieden von Traventhal war es zwar auf dem Höhepunkt seiner Macht und Selbständigkeit angelangt; Herzog Friedrich IV., im Amt seit 1694, hatte jedoch nur mit der Unterstützung Schwedens und nur auf sehr kurze Zeit den alten Gottorfer Traum von der Eigenstaatlichkeit verwirklichen können. Friedrich, ein kongenialer Partner des ungestümen, zehn Jahre jüngeren Schwedenkönigs Karl XII., ließ sich von diesem in das europäische Mächtenspiel hineinziehen und fiel schon am 19. Juli 1702 auf dem Schlachtfeld von Klissow in Polen. Die für den erst zweijährigen Herzogssohn Carl Friedrich eingesetzte vormundschaftliche Regierung unter dem Administrator Christian August, einem Bruder Friedrichs, überschätzte ihre Möglichkeiten auf der europäischen Bühne vollkommen und scheiterte letztendlich an ihrem Doppelspiel einer scheinbaren Neutralitätspolitik zwischen Dänemark und Schweden, das nach dem Fall Tönning's aller Welt offenbar wurde.

Den vorläufigen Schlußpunkt dieser Auseinandersetzung bildete die Vereinigung der gottorfischen und der gemeinsam regierten Teile des Herzogtums Schleswig mit dem königlichen Anteil 1721. Damit war zwar das Herzogtum Gottorf noch nicht am Ende, es bestand in seinem Holsteiner Rumpfgbiet noch bis 1773 weiter; unwiderruflich beendet war jedoch das Zeitalter der „Gottorfer Kultur“, die trotz aller kriegerischen Auseinandersetzungen die Geschichte Schleswig-Holsteins im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert ganz wesentlich mitbestimmt hatte. Nimmt man die Förderung der Künste durch die Gottorfer Herzöge seit Friedrich I. hinzu, umfaßt die erstaunliche Kulturleistung dieses kleinen, zerrissenen Fürstentums eine Kontinuität von annähernd zweihundert Jahren, die jetzt schlagartig abbrach.

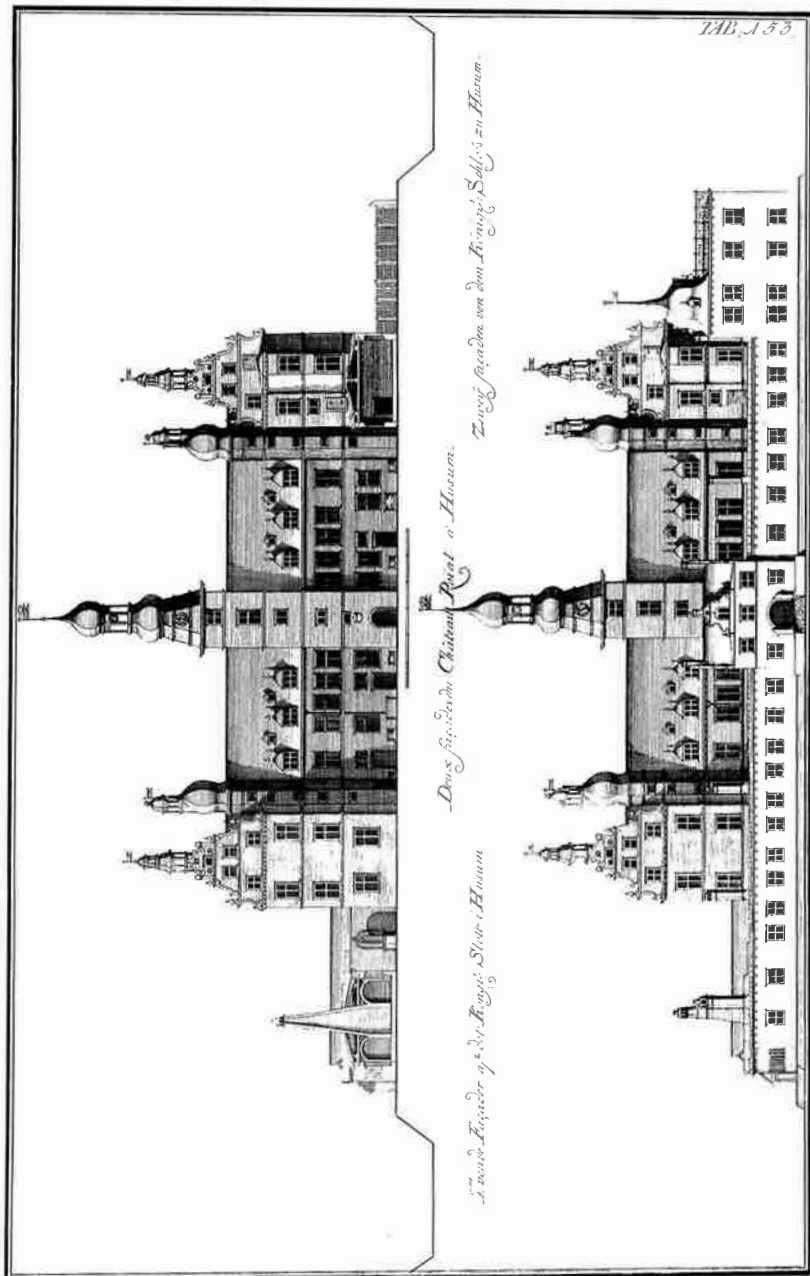


Abb. 1: Zwei Ansichten des Husumer Schlosses von Westen (Hoffront und Gesamtanlage). Kupferstich, erschienen in Lauritz de Thurah, Den Danske Vitruvius, 2. Teil, Kopenhagen 1749

Aus militärstrategischer Sicht war insbesondere die Seefestung Tönning fortan überflüssig geworden. Zentrale Bedeutung erlangte jetzt die nur 45 Kilometer Luftlinie entfernte Reichsfestung Rendsburg, die gerade mit der Anlage des Neuwerks<sup>2</sup> im Süden und des Kronwerks im Norden massiv ausgebaut und verstärkt worden war. Tönning wurde in den folgenden Jahren geschleift. Mit den Festungswerken fielen alle Militärbauten und damit das gesamte fortifikatorische und architektonische Schaffen des Festungsbaumeisters, Generalmajors und letzten Kommandanten der Festung Zacharias Wolff (1667-1726).

Auch das nach dem Bombardement während der ersten Belagerung Tönning im Jahre 1700 vorzüglich wiederhergestellte Schloß Herzog Adolfs von 1584, eines der außergewöhnlichsten Renaissancebauwerke in den Herzogtümern, fiel zwischen 1733 und 1735 der Spitzhacke zum Opfer. Der fünftürmige Zentralbau französischer und holländischer Prägung muß dem Dänenkönig als herausragendes Sichtzeichen überspannter und letztlich immer gegen seine Interessen gerichteter politischer Ambitionen der Gottorfer Herzöge ein Dorn im Auge gewesen sein.<sup>3</sup> Dem Husumer Schloß war ein gnädigeres Schicksal beschieden.<sup>4</sup> Zwar fand es als Residenz fortan keine Verwendung mehr. Während der langen Witwenjahre der Herzoginnen Augusta (1616-1639) und Maria Elisabeth (1659-1684) als deren Leibgedinge aufwendig ausgebaut und mit wertvollster Ausstattung versehen, hatte es in den Jahrzehnten nach dem Tode der letzteren schon überwiegend leergestanden. Seine künftige, durch königliche Resolution vom 13. August 1748 sichergestellte Verwendung als Sitz des Amtmannes für das Amt Husum bedeutete Erhaltung und Niedergang gleichermaßen. Für die Zwecke der Amtsverwaltung war nichts mehr vonnöten, was den ehemaligen Residenzcharakter sichtbar dokumentierte: die äußere Pracht der verzierten Giebel und Kamine, von Lauritz de Thurah im 2. Band seines „Danske Vitruvius“ von 17495 sorgfältig wiedergegeben (vgl. Abb. 1), ebenso nicht wie die innere Ausstattung mit Goldledertapeten, intarsierten Wandpaneelen oder die nach mehreren Hundert zählende Gemäldesammlung.

Sparsamkeit war oberstes Gebot. Der Schloßbau selber war nach Aussage des Schleswiger Landbaumeisters Otto Johann Müller (1692-1762) vom 7. Mai 1749 „an sich kostbahr“, angesichts „des drohenden gänzlichen Verfalls, worinn selbiges durch Länge der Zeit gerathen“, eine dauerhafte Instandsetzung nötig, „die gleichwohl, zu Vermeidung überflüssiger Kosten, mit der äußersten Menage beobachtet, und soviel als möglich und thunlich gewesen, eingeschränckt worden“ sei.

Nach einer königlichen Resolution vom 13. August 1748 zum Erhalt und Umbau des Husumer Schlosses reichte Müller im Mai des darauffolgenden Jahres zu diesem Zweck Pläne und Kostenanschläge an die Kopenhagener Rentekammer ein.<sup>6</sup> Die Aufmaße und Planungen des Landbaumeisters für die als notwendig erachteten einschneidenden Veränderungen am Schloßbau sind erhalten.<sup>7</sup> Sie haben letztlich zu dem Bestand des Schlosses geführt, den es heute nach zwei Jahrzehnten der Instandsetzung, Wiederherstellung und Restaurierung in großen Teilen wiedererlangt hat.

Müller hatte frühzeitig den ebenfalls in Schleswig angesiedelten Bauunternehmer Cai Dose (~1702-1768)<sup>8</sup> ins Spiel gebracht, den er als Generalunter-

nehmer für alle Baumaßnahmen einschließlich der Abbrucharbeiten einzusetzen wünschte. Das ganze Unternehmen kam sehr zögerlich in Gang und zog sich dann bis in das Jahr 1753 hin. In dieser Zeit kam es zu einem bisher unbekannt gebliebenen Zwischenspiel, das von einem herzoglichen Beamten initiiert wurde, letztlich ohne Folgen für den Verlauf der Dinge blieb, aber ein interessantes Schlaglicht auf den Unternehmer Dose wirft.<sup>9</sup>

Der Kammerrat und Schloßverwalter Johann Jacob Brinckmann<sup>10</sup> wandte sich am 26. März 1752, also zu einem Zeitpunkt, als die Bauarbeiten in vollem Gange waren, mit einem Schreiben an die Rentekammer in Kopenhagen<sup>11</sup> des Inhalts, den Südflügel des Schlosses abzubrechen und so weit südlich wieder aufzubauen, daß er in etwa mit dem vorhandenen Nordflügel korrespondieren würde. Wörtlich schrieb Brinckmann: „Meines Befindens, ist der vorstehende Süder-Flügel, des Schlos-Gebäudes nach der itzigen Einrichtung mit einer solchen irregulairité, verbunden, welche von denen Reguln der Ordnung und ÜberEinstimmung gänzlich abweicht.“ Weiter führte er unter anderem als Grund für seinen Vorschlag an, daß „in dem Flügel ... zwar etliche Grose aber wenig Logeable Zimmer bestimmt.“ Geradezu leichtfertig gab er sich der ausdrücklichen Hoffnung hin, daß „Ihro König[liche] Mayett: [d. i. Majestät] eine ansehnliche Summa aus Dero Casse fournieren lassen“ würde.

Zwar habe er dem „Herrn IngenieurMajor und Baumeister Müller“ sein Anliegen auch schon vorgetragen, der aber habe sich „hierüber nicht weiter auslassen wollen, als daß er nach einer Vorschrift sich zu richten hätte, keine hauptsächliche Änderungen der alten Theile vorzunehmen“. Angefügt war dem Schreiben Brinckmanns ein von Cai Dose verfaßter ausführlicher „Überschlag“ nebst Zeichnung, wie man sich das Ganze vorzustellen habe.

Wer war Cai Dose, und welche Bedeutung ist ihm in diesem Zusammenhang zuzumessen? Über seine Herkunft ist nichts bekannt, über seine Ausbildung nur so viel, daß er „die Civilbaukunst studiert“ hat<sup>12</sup> und von 1724 bis 1735 bei dem dänischen Generalbaumeister Johann Conrad Ernst in Diensten stand. Bis 1739 war er anschließend als „Entrepreneur“ auf der Insel Alsen tätig. Dabei soll er nach einer Äußerung des O. J. Müller „herrschaftliche Baupöste“, also nicht ganz unbedeutende Bauaufträge durchgeführt haben, von denen bisher allerdings keiner bekannt geworden ist. 1739 hat er dann den Auftrag zum Neubau der Hauptkirche St. Trinitatis in Altona erhalten, muß also zu jener Zeit schon einen Ruf nicht nur als Unternehmer, sondern auch als baukünstlerisch tüchtiger und erfolgreicher Architekt gehabt haben. Empfohlen hatte ihn hier bereits der Landbaumeister Müller. Weitere bekannte Werke sind die Kirchen zu Hörnerkirchen (1749-1751) und Rellingen (1754-1756), beides achteckige Zentralbauten. Alle drei Kirchen zeigen Dose als erfindungsreichen Schöpfer unterschiedlicher Spielarten evangelischer Predigtkirchen, wobei er im Zentralraum von Rellingen, seinem Hauptwerk, mit der durch die große offene Kuppellaterne einfallenden Belichtung einen Idealtypus in der im Barock besonders geschätzten Form der Rotunde geschaffen hatte.

Somit ist Cay Dose zur damaligen Zeit kein Unbekannter mehr gewesen im schleswig-holsteinischen Baugeschehen. Trotzdem wäre es nach heutigem Verständnis in jedem Falle ungewöhnlich, daß ein vom bauleitenden Architekten

herangezogener Bauunternehmer sich anheischig machte, dem Bauherren Pläne vorzulegen, die seiner Ansicht nach architektonisch und von der Nutzbarkeit her besser verwendbar seien als die des Architekten, wobei die offensichtliche Verwendung der Pläne des bauleitenden Architekten wohl auch urheberrechtliche Probleme aufrufen würde. Vor Doses Schaffenshintergrund mag verständlich erscheinen, daß einer wie er sich eben seine eigenen Gedanken zu einem Bauvorhaben wie dem am Husumer Schloß machte und in dem Schloßverwalter obendrein einen Verbündeten fand, der das gemeinsame Ansinnen ganz arglos der Oberbehörde in Kopenhagen vortrug. Daß das Ansinnen von Dose ausging, ist angesichts der Terminologie Brinckmanns zu vermuten.<sup>13</sup> „Regularität“ und „Regeln der (architektonischen) Ordnung“ sind normalerweise nicht im Wortschatz eines Hausverwalters enthalten, der vor allem die Wirtschaftlichkeit einer ihm anvertrauten Liegenschaft zu gewährleisten hat.

Die erhaltene Zeichnung Doses<sup>14</sup> zeigt den nicht ganz unerheblichen Aufwand, den der Architekt getrieben hatte, um sein Ansinnen zu verdeutlichen. In der oberen Hälfte des Blattes geben zwei Klappen, eine quer über das Blatt, eine rechts seitlich angebracht, drei verschiedene Ansichten der Gebäudegruppe wieder:<sup>15</sup> neben dem Hauptbau des Schlosses A den nördlichen, freistehenden Küchenflügel B, der durch eine Mauer mit dem nördlichen Seitenrisalit des Schlosses verbunden ist, südlich den unmittelbar an das Schloß angebauten Flügel D, westlich davor die Hofmauer mit dem Torhaus C (Abb. 2). Die quer verlaufende Klappe bezeichnet die Ebene Hofmauer – Torhaus (Abb. 3), nimmt man sie zurück, bzw. klappt sie herunter, liegt die Hofansicht des Schlosses frei (Abb. 4). Beide Ansichten zeigen bereits den neu zu errichtenden Südflügel E. Die rechte Klappe, korrekt über die quer verlaufende gelegt, zeigt den bisherigen Bestand, also den alten Südflügel D. Die zunächst angestellte Vermutung, es handle sich bei den Klappen-Variationen um unterschiedliche Planungen, wird durch die sehr ausführliche Erläuterung Brinckmanns zu dem Plan widerlegt. Dabei ist von Interesse, daß Brinckmann ausdrücklich auch das Torhaus erwähnt, das Dose zwar in veränderter Form gezeichnet, aber in seinem Kostenschlag nicht weiter erwähnt hat.<sup>16</sup> Müller wollte ursprünglich von dem alten Renaissancetorhaus nur die Durchfahrt<sup>17</sup> erhalten. Nach Dose war nunmehr geplant, das Gebäude stehen zu lassen, es allerdings um ein Geschoß zu reduzieren und dabei zusätzlich seine Traufständigkeit so zu verändern, daß der neu zu errichtende Giebel über der Durchfahrt den Giebeln des Schlosses und der beiden Außenflügel entsprach (Abb. 2). Letztere waren nun in der beabsichtigten „Regularität“ und „Conformité“ gegenüber dem Schloß angeordnet (Abb. 3).

Zieht man Doses Kirchenbauten zum Vergleich heran, so wird verständlich, daß der von barocken Idealen geprägte Architekt erhebliche Probleme mit der zwar pittoresken, aber ohne irgendeine Regularität zusammengebauten Renaissanceanlage hatte. Setzt man Regularität mit Ausgewogenheit und Symmetrie gleich, erkennt man Doses Bemühen, gewissermaßen in letzter Minute noch korrigierend einzugreifen, um barockem Stilbewußtsein mehr Geltung zu verschaffen, als es der Landbaumeister unter dem von der Kopenhagener Rentekammer verordneten Sparzwang für nötig erachtet hatte.

Ein Detail ist symptomatisch für Doses Auffassung von Architektur: Be-

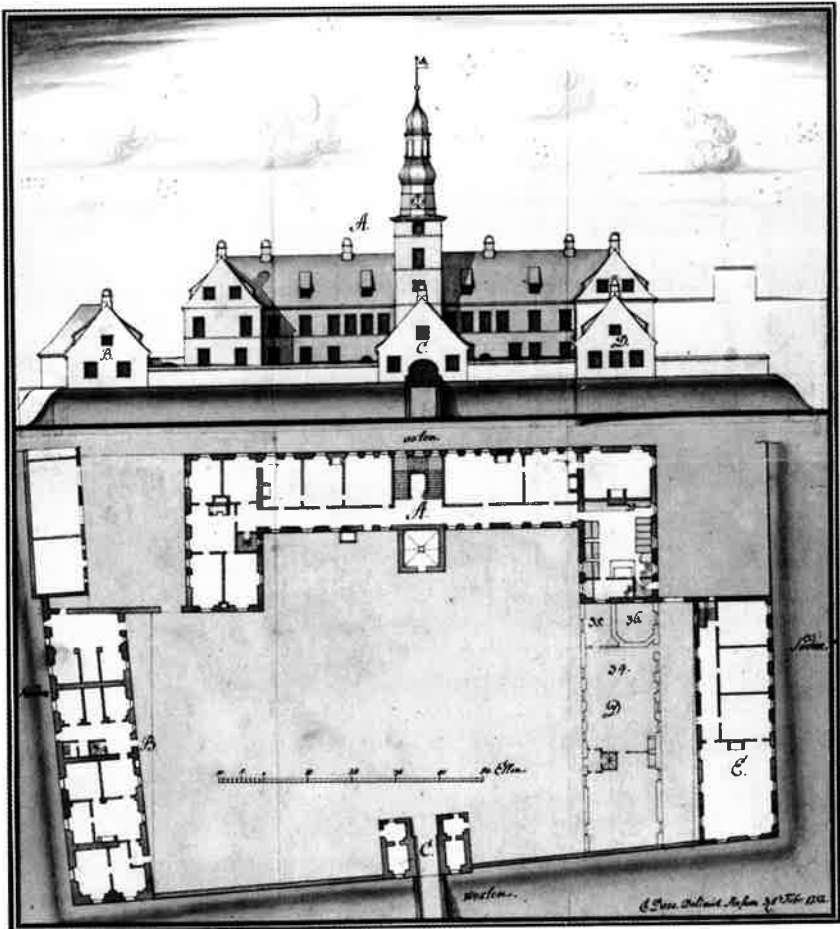


Abb. 2: Cai Dose: Umbaumentwurf für Schloß Husum. Aquarellierte Federzeichnung, 1752. Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig

wußt, allerdings ohne in seinem Kostenanschlag darauf einzugehen, verändert er die Kontur des großen Mittelturmes, der als einziges Bauteil in seinem Renaissancecharakter erhalten bleiben sollte. So deutlich, daß es nicht unbeabsichtigt sein kann, zieht er den achteckigen Schaft der hohen Turmbekrönung ein und zeichnet in das darunter liegende Flachdach eine geometrisch exakte Form als Übergang vom Flachdach zum Achteck ein, so daß zwangsläufig eine Einziehung entsteht. An diesem Punkt, der heute wieder die zwar ganz flache, aber unklare Pyramidenform hat, rieb sich das Empfinden des Barockarchitekten. Unbefriedigend muß ihm gewesen sein, daß das konisch verlaufende Achteck an seinem Fuß ebenso breit wie das aufgehende Mauerwerk war, dazwischen ein weit auskragendes Gesims, das die Situation zusätzlich verunklärte.

Die untere Hälfte der Doseschen Zeichnung gibt die beabsichtigte Verände-

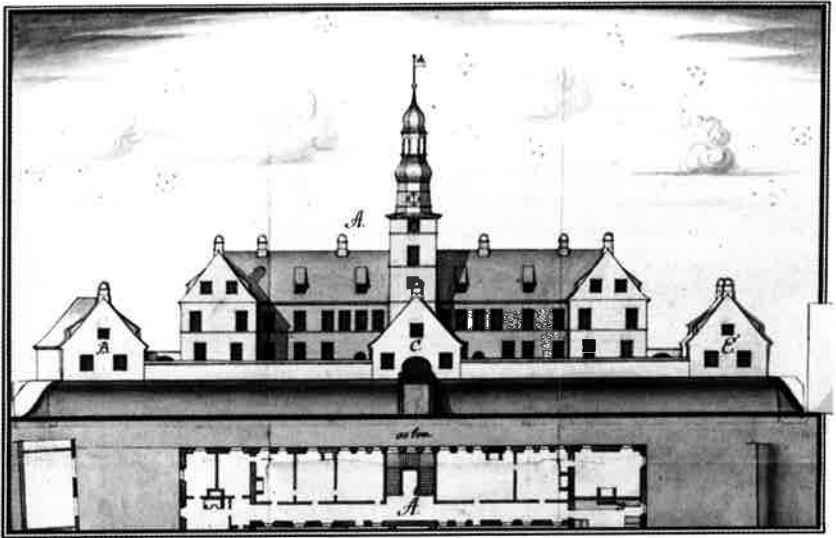


Abb. 3: Alternativentwurf, der sich durch Umlegen einer auf dem Blatt s. Abb. 2 montierten Klappe ergibt.

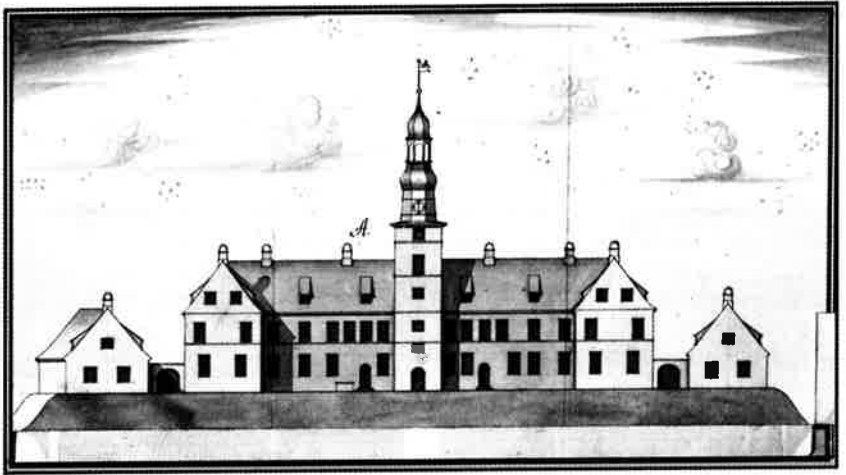


Abb. 4: Hofansicht (nach Umlegen einer weiteren Klappe)

nung im Grundriß wieder. Sie zeigt nun allerdings die Schiefwinkligkeit der Anlage, die auch durch die Neuplanung nicht zu beseitigen war. Verschämt äußert Brinckmann in dem Bewußtsein, daß dieses auch den Laien in der Rentekammer auffallen müsse: „Die übrige beyde Theile, als der in etwas aus dem Winckel liegende Norder-Flügel, und der daselbst breitere Schloß-Platz, als gegen Süden, besteht nur in Kleinigkeiten, die an Ort und Stelle /ohne der es vorher weiß / fast nicht mahl zu mercken sind.“

Selbstverständlich wurde Landbaumeister Müller von der Rentekammer zur Stellungnahme aufgefordert. Diese erfolgte mit Schreiben vom 26. April 1752.<sup>18</sup> Müller reagierte sichtlich ungehalten und hakte genau an jenem Punkt ein, der von Brinckmann als Kleinigkeit abgetan wurde: Es scheine zwar, „daß die vorgeschlagene Verlegung des Süder-Flügels, an der wester Seite des auswendigen Schloß-Platzes, ein regulaires Ansehen gewinnen könnte, so bald man aber auf dem innern Schloß Platz eintritt, verwandelt sich dasselbe in einer solchen uhrsprün[g]lichen Irregularité, die ein jeder bey dem ersten Anblick der Gebäuden gar mercklich einsehen und wahrnehmen könne, als sonderlich wenn er nur die Ungleichheit der Länge des Norders- und des in der Zeichnung detachirten [= abgesonderten] Süder Flügels, so wie des an beyden Ecken des Haupt-Gebäudes, zwischen diesen beyden detachirten Flügeln befindliche Spatium [= Zwischenraum], hiernächst auch die schrege Abweichung der vordersten Ring-Mauer und des ged: Norder Flügels, gegen dem Haupt-Gebäude, betrachtet.“

Er halte es für besser und nützlicher, „daß die Combination des Süder Flügels mit dem Haupt-Gebäude, welche bey Projectirung anderer der gleichen Gebäuden, öfters mit groser Sorgfalt gesucht wird, beybehalten“ werde. Außerdem bezweifelte er, daß es bei den von Dose angesetzten Mehrkosten von 1082 Reichsthalern bleiben werde, und führte sogar ein soziales Argument an, daß nämlich „die ohnehin bey diesem Schloß Bau mit Fuhren und Handdienste genug belästigte Unterthanen, mercklich soulagiret“, d. h. entlastet wären, wenn eben die von Brinckmann und Dose vorgeschlagene Lösung verworfen würde. Fast bricht es zum Schluß aus ihm heraus: Wenn es auf „Regularité“ statt auf die Einsparung überflüssiger Kosten angekommen wäre, dann hätte man auch den Nordflügel „als ein gutes gesundes und inwendig überall gewölbtes Gebäude, anfangs gänzlich demoliret“, so wie den Südflügel mit dem Schloß „combiniret“, die schiefwinklige westliche Hofmauer „versetzt und in gerader Linie gebracht ... und was würde dieses alles nicht für unnötige Kosten veranlaßet haben“!

Er ersuche „unterthänig ... daß das nötige bald möglichst verfügt werden möge.“ Den Herren der Rentekammer waren diese Argumente mehr als stichhaltig. In kurzen, im wesentlichen gleichlautenden Schreiben<sup>19</sup> an Brinckmann und Dose verfügten sie, „daß die Verlegung des Süder-Flügels so wenig notwendig als nützlich und überhaupt die vermeintliche Regularité dadurch nicht zu erlangen sey, solchem nach es bey dem einmahl allergnädigst approbirten Project lediglich sein bewenden haben müßte.“

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Archiv Holger Borzikowsky, Husum; Abb. 2-4: Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig

## Anmerkungen

- 1 Ausführliche Darstellung der historischen Entwicklung im 5. Band der Geschichte Schleswig-Holsteins, begr. von Volquart Pauls, im Auftrage der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte ... herausgegeben von Olaf Klose: Gottfried Ernst Hoffmann, Klaus-peter Reumann u. Hermann Kellenbenz, Die Herzogtümer von der Landesteilung 1544 bis zur Wiedervereinigung Schlesiens 1721, Neumünster 1986.

- 2 Nicht zu verwechseln mit dem gerade genannten Gottorfer Fürstengarten.
- 3 Zum Tönninger Schloß vgl. Uwe Albrecht, Die Herzogschlößer Gottorf und Tönning, in: Beiträge zur Renaissance zwischen 1520 und 1570. Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland, Bd. 2, o.J. (1990), S. 19 ff.
- 4 Vgl., auch für die folgenden Zitate, Konrad Grunsky (Hrsg.), Schloß vor Husum. Mit Beiträgen von H. Borzikowsky, K. Grunsky, W. Föhrbeck, A. Kadelbach, R. Kuschert und E. Schlee, Husum 1990.
- 5 Lauritz de Thurah, Den Danske Vitruvius (Dänisch, Französisch, Deutsch), Bd. 2, Kopenhagen 1749, Tafeln 51-53.
- 6 Der Umbau des Schlosses in diesen Jahren ist ausführlich dargestellt in: Konrad Grunsky (wie Anm. 4), S. 151 ff.
- 7 Aufmaße der Hauptfassade und des Grundrisses im Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig, Abt. 32 Nr.3, II; Umbaupläne „Situations-Cardre“, Ansichten, Grundrisse liegen im Reichsarchiv Kopenhagen, Rentekammerets 2. Slesvigske Kontor, C 112. Das Aufmaß hat vermutlich Lauritz de Thurah für die im „Danske Vitruvius“ veröffentlichten Zeichnungen des alten Geburtsbaues als Vorlage gedient.
- 8 Sein genaues Geburtsdatum ist nicht bekannt.
- 9 Der Vorsitzende der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte, Herr Holger Borzikowsky, ausgewiesener Kenner der Geschichte des Husumer Schlosses, war aufgrund eines Hinweises von Prof. Dr. Wolfgang Prange, Schleswig, der Geschichte des Doseschen Alternativentwurfs nachgegangen. Mein Beitrag beruht zur Hauptsache auf seiner Quellenforschung und -aufbereitung, die mir sogar die Mühe der Entzifferung der handschriftlichen Texte abnahm.
- 10 Johann Jacob Brinckmann verstarb, ausweislich des Sterberegisters von St. Marien zu Husum, am 23.10.1767 im Alter von „über 80 Jahr“; nach dem „Register über die deutschen Vorstellungen der Rentekammer 1721-1848“ (Fotokopie im Landesarchiv nach dem Original im Reichsarchiv Kopenhagen, Tyske Rentekammer B 13) wurde Brinckmann 1732 Hausvogt und Zollverwalter in Husum (fol. 211r), 1747 zugleich Schloßverwalter ebendort (fol. 212r). Sein Sohn Matthias Friedrich, der als literarische Figur in Theodor Storms Skizze „Von heut und ehemdem“ einging, erhielt 1756 das „mündliche Verprechen, daß er seines Vaters Bedienung haben soll“, und verwaltete die Hausvogtei und Schloßverwalterstelle seit 1762 (fol. 212r) (freundliche Mitteilung von H. Borzikowsky).
- 11 Landesarchiv Schleswig-Holstein Abt. 66 Nr. 9937, 2. Schleswigsches Kontor, Briefe zum Journal B Nr. 4586-4759, Nr. 4600, in Nr. 4685.
- 12 Diese und die folgenden biographischen Angaben aus: Schleswig-Holsteinisches Biographisches Lexikon Bd. 2, 1971, S. 124 ff.
- 13 Darauf deutet auch die Tatsache, daß der Plan Doses schon einige Wochen früher entstanden ist.
- 14 Aquarellierte Federzeichnung auf Papier (h 39,2 cm, br. 53,3 cm (mit 2 Klappen, signiert „C Dose. Delinirt Husum d[en] 5ten Febr: 1752.“
- 15 Eigentlich sind es vier, aber die vierte ist eine Vermengung zwischen Müllers und Doses Planung.
- 16 Zwei Details zur Ausstattungsgeschichte in Doses Anschlag sollen nicht unerwähnt bleiben: Der in dem Schloßinventar von 1706 als „Blauer Saal“ erwähnte Raum im Südflügel heißt bei Dose (Raum 34 im abzubrechenden Flügel D) der „rothe Saal“; der Pavillon der Herzogin Augusta, um 1630/35 im Südwesten der Schloßanlage errichtet und im März 1752 schon bis auf einen kleinen Mauerrest abgebrochen, wird als „alte Bibliothec“ bezeichnet.
- 17 Dem natürlich ein zweiter, zum Schloßhof hin, entsprechen sollte.
- 18 Landesarchiv Schleswig-Holstein Abt. 66 Rentekammer zu Kopenhagen Nr. 9937, 2. Schleswigsches Kontor, Briefe zum Journal B Nr. 4586-4759, hier Nr. 4685.
- 19 Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 66 Rentekammer zu Kopenhagen Prot. 332 Protokolle 2. Schleswigsches Kontor, Korrespondenzprotokoll Bd. T 1751 Jun. – 1752 Jul., p. 593 ff.

# Husums Entwicklung zur Garnisonstadt ab 1938

Von Christian M. Sørensen

## **Einleitung:**

### **Eingemeindungen schaffen Platz für militärische Einrichtungen**

Heute ist Husum Garnisonstadt, d. h. Standort für Truppen, also ein ständig mit Truppen belegter Ort. Die dauerhafte Anwesenheit von Militär stärkt die Wirtschaftskraft der Stadt und ihrer Umgebung ganz wesentlich.

Im Laufe ihrer Geschichte hatte die Stadt Husum wiederholt Truppen beherbergt, manchmal als vorübergehende Einquartierung, manchmal als ständige Belegung, die Husum somit zur Garnison machte. In der Erhebungszeit 1848-1850 wurde Husum für einige Zeit zur Garnison, obwohl die Soldaten keine Kasernen hatten, sondern überwiegend einzeln in Familien untergebracht waren. Am Ende des 1. Weltkrieges beherbergte Husum mehrere tausend Verwundete, war also Lazarettstadt, aber keine Garnison im eigentlichen Sinne und wurde es auch nicht in der Weimarer Zeit.

Die Entwicklung Husums zur Garnisonstadt ab 1938 nimmt ihren Anfang mit einer planmäßigen Vergrößerung des Stadtgebiets, und zwar durch Eingemeindungen<sup>1</sup> der Dörfer Rödemis (1.968 Einwohner, 311 ha) und Osterhusum (596 Einwohner, 406 ha).<sup>2</sup> Beide wurden also aus der Verwaltung der Kirchspielslandgemeinde Mildstedt, ab 1934 Amt Mildstedt genannt, herausgelöst und zum 1. April 1938 der Stadtverwaltung unterstellt. Damit war das Stadtgebiet enorm vergrößert worden. Husum hatte bis 1928 etwa 600 ha Fläche. Durch die Eingemeindung von Nordhusum waren schon im Jahre 1929 fast 400 ha hinzugekommen, und nun stieg sie 1938 auf 1.738 ha. Sie hatte sich also innerhalb eines Jahrzehnts fast verdreifacht! Die Einwohnerzahl erhöhte sich im Jahre 1938 von rund 11.500 auf rd. 14.000.

Im Nordosten kam gleichzeitig noch eine wenig bebaute Fläche von 40 ha mit dem Wung aus der früheren Dorfschaft Lund im Kirchspiel Schobüll hinzu. Diese Eingemeindungen hatte die Stadt Husum schon lange versucht, auch einmal mit Druck, z. B. als sie ab Winter 1927 durch Beschluß der städtischen Kollegien den umliegenden Ortschaften Gas, Wasser und Licht nehmen wollte, aber damals am Widerstand der Dörfer scheiterte<sup>3</sup>. – 1938 nun wurde auf kurzem Verwaltungswege die Eingemeindung verordnet.

In jeden dieser neuen Stadtteile wurde eine militärische Einrichtung gelegt: nach Osterhusum an die Flensburger Chaussee die große Kaserne, damals Marinekaserne, heute Fliegerhorstkaserne genannt, nach Rödemis auf den Lundberg die „Wetterfunkempfangsstelle“ und auf den Wung die Horch- und Peilstelle. In Nordhusum wurde der 1931 begonnene Zivillugplatz ab 1939 zum





*Abb. 2: Die „Wetterfunkempfangsstelle 22“, zugleich Peilstation, auf dem Lundberg zwischen Mildstedt und Rödemis mit den ersten Baracken in der Aufbau-phase (Sept. 1939); hier links Albert Person mit einem Kameraden*

Militärflugplatz ausgebaut. Dieser Flugplatz hieß Schauendahl nach der anliegenden Ausbausiedlung. Auf ihm liegt heute die Julius-Leber-Kaserne, und er darf nicht verwechselt werden mit dem Flugplatz Schwesing, der damals nur zum Scheinflugplatz hergerichtet wurde.

### **Der kurze Verwaltungsweg bei den Eingemeindungen 1937/38**

Husum ist im Laufe seines 400-jährigen Bestehens als Stadt durch Eingemeindungen – wie viele andere Städte auch – und aufgrund seiner besonderen Lage an der Küste durch Eindeichungen gewachsen. Wie die Karte der Eingemeindungen zeigt, ist Husum auch schon vor der Stadtrechtsverleihung von 1603 durch die Einverleibung der Neustadt und des Westerendes von 1525 erheblich größer geworden, und zwar nahezu jedesmal von Teilen aus dem Gebiet des Kirchspiels Mildstedt, aus dessen Mitte ja einst im 15. Jahrhundert das Sondergebiet Husem als stadtähnliche Siedlung entstanden ist. Übrigens sind hier kleinere Eingemeindungen von wenig bebauten Flächen bis in die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts vorgenommen worden.

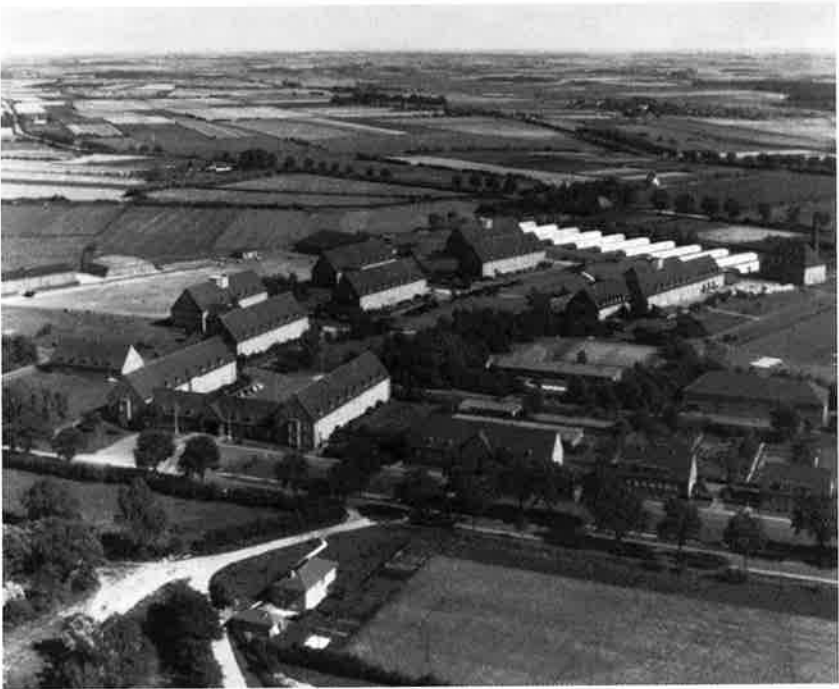
Das Verfahren hat sich jedoch im Laufe des 20. Jahrhunderts wesentlich geändert. Als 1910/11 das Bahnhofsgelände südlich der Husumer Au (1854 nahm hier der erste Bahnhof seinen Betrieb auf) endlich von der Dorfschaft Rödemis in die Verwaltungshoheit der Stadt überführt wurde, mußte noch jeder Landbesitzer zustimmen, und es gab eine kleine Verzögerung, weil ein

Hauseigentümer am Damm sich zunächst sträubte. Im Kaiserreich wurden also die Eigentumsrechte noch sehr weitgehend ausgelegt und entsprechend respektiert. In der Weimarer Republik wurde das Zustimmungsrecht insofern eingeschränkt, als nun Mehrheitsbeschlüsse der Einwohner und der parlamentarischen Vertretung reichten. Für Widerstand einzelner Bürger gab es also keine rechtliche Grundlage mehr. Das neue Verfahren wurde auch 1928/29 bei der Umgemeindung von Nordhusum angewandt,<sup>4</sup> dessen Wohnbereich hauptsächlich an der Schobüller Straße mit der eigenen Schule, dem heutigen Pastorat, an der Bredstedter Straße und beim Ausbau Schauendahl lag, nachdem der alte Dorfkern um die Nordhusumer Straße schon 1875 zu Husum gekommen war. Die Einwohnerschaft von Nordhusum hatte mehrheitlich zugestimmt, und schließlich gab auch die Vertretung der zuständigen Kirchspielslandgemeinde Mildstedt ihr Einverständnis, so daß die Nordhusumer ab 1929 den kürzeren Weg zum Husumer Rathaus statt zur Mildstedter Verwaltung hatten.

Die Dorfschaften Rödemis und Osterhusum sträubten sich jedoch damals gegen das Drängen zum Anschluß an die Stadt, obwohl sie ähnlich nahe wie Nordhusum gelegen waren und ebenfalls über Husum mit Gas, Wasser und Licht versorgt wurden und die Stadt mit Versorgungssperre drohte.<sup>5</sup> Sie wünschten ihre Selbstverwaltungsrechte zu behalten und damit verbunden ihre niedrigeren Steuersätze. – Im NS-Staat wurde auf diese ehemaligen Rechte keine Rücksicht genommen, ja die beiden Orte, die wie viele Dorfschaften durch die Kommunalreform 1934 zu selbständigen Gemeinden geworden waren und damit mehr Kompetenzen vom Amt Mildstedt übernommen hatten, wurden geradezu überfahren. Der Landrat hatte über den NSDAP-Kreisleiter die Anweisung erhalten, die geplanten Eingemeindungen schnell mit den beteiligten Gemeinden zu regeln. Er teilte ihnen die obrigkeitlichen Vorhaben mit und forderte sie zu umgehender Stellungnahme auf.<sup>6</sup> Welche Eile bewußt an den Tag gelegt wurde, ist am Verfahren gegenüber der miteinbezogenen Ortschaft Mildstedt abzulesen.

Diese Gemeinde sollte nämlich wegen ihrer beengten Lage zwei Teilgebiete von Rödemis erhalten, und zwar an ihrem Westrand den östlichen Teil des Lundbergs und am Nordrand das Mühlenteichgebiet zwischen der Rosendahler Brücke und der Hüßbrücke bis zur Husumer Au. Den nördlich der Au gelegenen Teil des Mühlenteiches sollte Rosendahl erhalten. – Am 13. Dez. 1937 schrieb Landrat Kalmus an den Bürgermeister in Mildstedt<sup>7</sup> und gab eine kurze Frist an:

„Ich teile Ihnen hierdurch vertraulich mit, daß beabsichtigt ist, ausschließlich aus Gründen des öffentlichen Wohles, die Gemeinden Rödemis und Osterhusum in die Stadt einzugemeinden. Hierbei hat es sich als zweckmäßig erwiesen, sowohl einen Teil der Gemeinde Rosendahl als auch einen Teil der Gemeinde Mildstedt zuzuschlagen ... Ich ersuche Sie, zu dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen, insbesondere darüber, ob die Gemeinde gewillt ist, diesen Teil in die Gemeinde Mildstedt einzugemeinden. Der Gemeinderat ist zu dieser Frage zu hören. Über die Beratung ist eine Niederschrift zu fertigen. Eine Abschrift dieser Niederschrift ist mir zusammen mit Ihrer Stellungnahme bis spätestens zum 16. d. Mts. vorzulegen. Der Termin ist unbedingt einzuhalten.“



*Abb. 3: Die Kaserne an der Flensburger Chaussee (hier ca. 1963) wurde 1939/40 erbaut und am 6. Juli 1940 von Marinerekruten bezogen, hieß zunächst Marinekaserne und wurde von der Bundeswehr später als Fliegerhorstkaserne übernommen.*

*Über dem Torbogen der Marinekaserne steht der lateinische Spruch „VIGILIA PRETIUM LIBERTATIS“ – Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit.*

Setzt man den kürzestmöglichen Geschäftsgang voraus, so blieb dem Bürgermeister mit seinen Gemeinderäten, die damals sowieso nur beratende und keine beschließende Funktion hatten, nur ein Tag Zeit zum Nachdenken. Im Falle der Gemeinde Mildstedt war das nicht schwerwiegend, da sie aus dieser Regelung nur Vorteile hatte; die Gebietsgewinne waren, historisch betrachtet, ein kleiner Ersatz für die Verluste, die Mildstedt schon im Mittelalter erlitten hatte, als nämlich 1319 der Westteil der Gemarkung hart am Rande des Dorfes abgetrennt wurde, damit dort das bischöfliche Vogteidorf Rödemis entstehen konnte, und der Nordteil der Gemarkung wurde etwa ab 1380, als die Osterhusumer Wassermühle und der Mühlenteich geschaffen wurden, ebenfalls abgeteilt, und dort entstand das kleine Dorf Rosendahl. Die Eile von 1937/38 hing nicht nur mit den offenbar drängenden Militärplanungen zusammen, sondern sollte offensichtlich auch lange Diskussionen verhindern. Widerstand von Bürgermeistern und Gemeinderäten selbst war nicht zu erwarten, da diese ja Parteigenossen waren und nach dem Führerprinzip den Entscheidungen von oben zu folgen hatten und ihnen Kritik nicht erlaubt war.

## **Verschweigen der wahren Gründe in der Öffentlichkeit – auch auf der „Feier“**

Wie aus dem Schreiben an den Mildstedter Bürgermeister deutlich wurde, sollte die Angelegenheit vertraulich behandelt werden, damit keine Diskussionen in der Bevölkerung entstehen konnten; denn natürlich war die Eingemeindung für die Einwohner von Rödemis und Osterhusum eine einschneidende Maßnahme in Verwaltung und Selbstverwaltung, besonders hinsichtlich der Steuersätze und Straßenreinigung. Im Schreiben des Landrats an die Gemeinden wurden die eigentlichen Eingemeindungsgründe verschwiegen. Er sprach nur von „Gründen des öffentlichen Wohls“. Dabei hatte ihm der Kreisleiter die wahren Gründe genannt: Die Kriegsmarine bekunde großes Interesse, in Husum eine Garnison aufzubauen. Daher sei eine Erweiterung des Husumer Stadtgebiets notwendig.<sup>8</sup> Diese Gründe wurden jedoch selbst beim Vollzug der Umgemeindung verschwiegen.

Um der Bevölkerung wenigstens die Maßnahme im NS-Sinne zu erläutern, wurde eine „Feier“<sup>9</sup> in der Gastwirtschaft Clausen in Rödemis veranstaltet, die durch Fahneneinmarsch, Gesang, Sprechchor und Vorspruch der Hitler-Jugend eingeleitet wurde. Anschließend sprachen der Rödemisser Ortsgruppenleiter Nagel, Kreisleiter Hermann Hansen und der seit dem 1. Jan. 1938 amtierende Husumer Bürgermeister Waldemar Bieling. Sie hoben mit ähnlichen Worten die räumliche Nähe und die wirtschaftlichen und kulturellen Verflechtungen der beiden Umlandgemeinden mit der Stadt hervor und leiteten daraus ab, daß die Einwohnerschaft den Anschluß verstehe und ihn in der großen Mehrheit auch billige. Alle drei behaupteten, daß die früheren Eingemeindungen ein ungutes „Schachergeschäft“ und ein „würdeloser Kuhhandel“, ja ein „geradezu jüdisch anmutender Handel“ zwischen den beteiligten Gemeinden gewesen wären, die jetzigen jedoch „im Gesamtinteresse“ und „im Interesse der Allgemeinheit“ lägen. Darum, so Kreisleiter Hansen in entlarvender, ungewollter Offenheit, habe man auch von unmittelbaren Befragungen der Einwohner absehen müssen. Er setzte noch eine Verdrehung hinzu: Die Maßnahmen seien auch „von der Regierung genehmigt“ worden. Wir wissen dagegen, daß die Regierung die eigentlich treibende Kraft war. – Im 2. Teil der Veranstaltung wurde eine Wahlkundgebung für den 10. Okt. 1938 durchgeführt. Dann sollte über den am 13. März vollzogenen Anschluß Österreichs abgestimmt werden.

## **Die „Wehrhaftmachung des breiten Volkes“**

Hitler wollte die massive Aufrüstung, um in einem baldigen Krieg „Lebensraum“ im Osten zu gewinnen. Dazu brauchte er nicht nur eine große Kriegsmaschinerie mit neuen Waffen, Kasernen, Flugplätzen und Häfen, sondern auch einsatzfreudige, begeisterte Soldaten, die von der Gesellschaft geistig-seelisch unterstützt werden mußten. Daher war die Stärkung der Wehrbereitschaft in der Bevölkerung erforderlich.

In der Weimarer Republik hatte das Militär gesellschaftlich zumeist eine untergeordnete Rolle gespielt. Es war ohnehin durch den Versailler Vertrag von



*Abb. 4: Schon beim Marinetag am 2. Juli 1933 nahm eine Infanterie-Einheit der Reichswehr mit aufgesetztem Stahlhelm am Umzug teil, ganz im NS-Sinne der „Wehrhaftmachung des breiten Volkes“, hier beim Vorbeimarsch am Rathaus.*

1919 in als schmachvoll empfundenen Weise eingeschränkt worden auf ein 100.000-Mann-Heer und eine 15.000-Mann-Marine, für die beide nur Berufssoldaten mit 12 Jahren Dienstzeit, für Offiziere sogar 25 Jahre vorgeschrieben waren, um die Beteiligung der jungen Generation und überhaupt die Beziehung zur Bevölkerung gering zu halten. Versailles hatte auch den Verzicht auf die Luftwaffe und auf schwere Waffen überhaupt auferlegt – auch dies trug zum Mißmut des Militärs bei. – Die demokratische Führungsschicht von Weimar nun wünschte von der Reichswehr politische und gesellschaftliche Zurückhaltung, und diese fühlte sich entsprechend stiefmütterlich behandelt. Nach 1933 erfuhren die Militärs von den neuen Machthabern jetzt die Anerkennung und Bestätigung, die sie vorher entbehrt hatten, und waren gerne bereit, die „Wehrhaftmachung des breiten Volkes“, wie es General Fritz von Blomberg nach seiner Ernennung zum Reichswehrminister vom 30. Jan. 1933 formulierte,<sup>10</sup> mitzutragen und voranzutreiben. Zu Amt und Person sei nebenbei bemerkt: Ab 1935 hieß er Reichskriegsminister, bis er 1938 entlassen wurde.

Hitler sprengte durch mehrere vertragswidrige Maßnahmen die „Fesseln von Versailles“: 1935 Einführung der allgemeinen Wehrpflicht; 1936 Besetzung der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes und Wiederherstellung der vollen militärischen Souveränität; 1938 Anschluß Österreichs. – Jede dieser Maßnahmen wurde auch in Husum durch öffentliche Veranstaltungen „gefeiert“ und damit ins allgemeine Bewußtsein gehoben. – Wir wollen hier beispielhaft eine Veranstaltung in Husum kurz schildern, die bereits Mitte des Jahres 1933 ganz im Sinne des NS-Staates die neue Rolle des Militärs demonstrieren sollte. Der Gau-Marinetag am 2. Juli 1933, veranstaltet von den Marinevereinen in der

Provinz unter Beteiligung vieler politischer Kampfbünde, rückte die Reichswehr in den Blickpunkt; denn in dem langen Festumzug war auch eine Infanterie-Einheit der Reichswehr in alten Uniformen und mit aufgesetztem Stahlhelm vertreten. Der HN-Berichtersteller schreibt dazu:<sup>11</sup>

„Festzug durch die Stadt. Über einen halben Kilometer lang, bot der imposante Zug, in dem alle militärischen Vereine und vaterländischen Verbände unserer Stadt und SA und Stahlhelm vertreten waren, ein wunderhübsches Bild... Jubelnd wurde eine Abteilung Infanterie in der alten Uniform begrüßt ...“

Diese Veranstaltung hatte am Tag vorher mit dem Einlaufen von fünf Schiffen der Kriegsmarine in den Husumer Hafen begonnen. Die Schiffe wurden von Tausenden von Zuschauern begrüßt und später neugierig von vielen Jungen und Erwachsenen an Bord besichtigt. Der Husumer Segelverein führte mit seinen Segel- und Paddelbooten eine Parade vor dem Flaggschiff der Kriegsmarine durch. Im Grußwort des Husumer Marinevereins von 1897 hieß es laut HN-Abdruck:<sup>12</sup>

„Zu einer Wiedergewinnung der deutschen Weltgeltung bedarf es der Sammlung aller Volksgenossen in der Erinnerung an die Großtaten des einigen Volksganzen in den vergangenen Jahren. National fühlen, national denken, überall sich national betätigen, das ist die Forderung der Zeit!“

Auf dieser großen Veranstaltung hatte sich das starke Interesse für das Militär bei einem großen Teil der Bevölkerung gezeigt, und Partei und Reichswehr konnten daraus für sich positive Schlüsse ziehen.



*Abb. 5: Die Minensuchboote der Marine im Husumer Hafen am Marinetag 1933 fanden großes Interesse bei Jung und Alt.*

## Die Fertigstellung der Militäranlagen in Husum – erst nach Kriegsbeginn

Im Zuge der Aufrüstung in der NS-Zeit entstanden auch in Schleswig-Holstein große Kasernen und sonstige Militäranlagen, und zwar hauptsächlich in den größeren Hafenstädten Lübeck, Kiel und Flensburg, außerdem in Rendsburg.<sup>13</sup> Obwohl Husum bei Kriegsbeginn noch keine fertigen Kasernen hatte, wurde es doch „über Nacht“ zur Garnisonstadt, weil es nämlich mit der Mobilmachung Ende August 1939 plötzliche Einquartierungen stationärer Einheiten in mehreren provisorischen Unterkünften bekam: in den Gasthöfen Schützenhof (heute Irene-Thordsen-Kongreßhalle), Gottburgsen auf der Neustadt, Schulterblatt beim Viehmarkt, Doppellinde in Rödemis und Hensen's Garten in der Nordbahnhofstraße und in verschiedenen Schulen.<sup>14</sup> Der Einzug in die neuen Kasernenanlagen an der Flensburger Chaussee erfolgte nach gut einjähriger Bauzeit am 6. Juli 1940 und wurde mit einem Umzug durch die Stadt verbunden,<sup>15</sup> an dem auch Züge der „Festen Horchstelle Hockensbüll“ und der mit ihr eng zusammenarbeitenden „Wetterfunkempfangsstelle W 22 Lundberg“ teilnahmen.

Die Wetterfunkstelle war ab Herbst 1938 eilig und provisorisch in Baracken auf dem Lundberg eingerichtet worden. Die ersten Funker waren noch in Zivil, wie sich Albert Person (Mildstedt), damals dort Soldat, erinnert.<sup>16</sup> Diese Stelle wurde von dem ersten Nachrichtenregiment des Reiches aus Braunschweig aufgebaut und diente auch der Flugaufklärung wie die Horchstelle im Nordosten der Stadt, die übrigens nach dem nahegelegenen Schobüller Ortsteil Hockensbüll benannt wurde, obwohl das Gelände ja zur ehemaligen Schobüller Dorfschaft Lund gehört hatte.

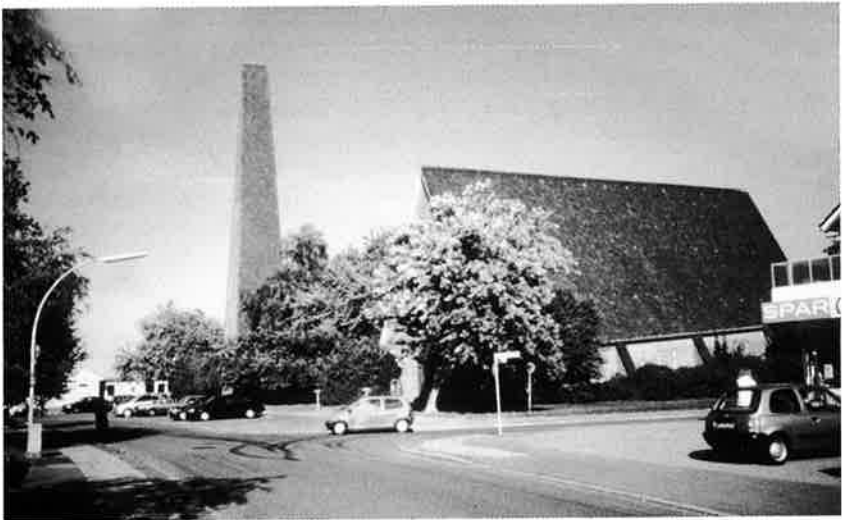


Abb. 6: Die Versöhnungskirche an der Ecke Hermann-Tast-Straße/Berliner Straße entstand nach dem 2. Weltkrieg im neuen Stadtteil Husum Nord. Unmittelbar westlich von dem Standort der Kirche befanden sich Abstellflächen und Rollbahnen des alten Flugplatzes Schauendahl.

Gleich nach dem Kriegsbeginn vom 1. Sept. 1939 begannen die Arbeiten an dem Flugplatz Schauendahl.<sup>17</sup> Auf dem Grasgelände des seit 1931 hergerichteten Zivilflugplatzes, der besonders den aus Hamburg, Berlin und Frankfurt/M. anreisenden Viehhändlern gedient hatte, entstanden, wie Jürgen Dietrich in seiner Schrift „Geschichte der Husumer Flugplätze Schauendahl und Schwesing“ darstellt, „betonierte Start- und Landebahnen in einer Dreiecksanordnung von 1.200 bis 1.700 m Länge“.<sup>18</sup> Der Flugplatz wurde auf rd. 400 ha Fläche ausgeweitet, so daß auch Bauernhöfe auf Horstedtfeld weichen mußten. Das Offizierskasino wurde nahe dem Gallberg gebaut und später zum Hauptgebäude der Klaus-Groth-Schule umfunktioniert. Für die fliegenden Besatzungen wurde ein weiteres festes Gebäude am Marienhofweg errichtet (heute Katasteramt), während die Soldaten in Baracken in derselben Straße untergebracht wurden.<sup>19</sup> Der Flugplatz war im April 1940 soweit fertig, daß die vom Angriff auf Dänemark und Norwegen zurückkehrenden Flugzeuge hier landen konnten. Am 28. Juni 1940 gab es den ersten britischen Bombenabwurf auf dem Platz<sup>20</sup> – von Kriegshandlungen soll hier jedoch nicht weiter berichtet werden.

In der neuen Jugendherberge an der Schobüller Straße wurde ein Reserve-lazarett eingerichtet, das im Juli 1940 schon stark belegt war.<sup>21</sup> Husum war also 1938 durch Eingemeindungen auf die für eine Garnisonstadt erforderliche Größe gebracht worden, aber deren militärische Einrichtungen waren zum großen Teil erst 1940 benutzbar, also fast ein Jahr nach Kriegsbeginn.

## **Eingemeindungen und Garnisonstatus im Rückblick**

Die Eingemeindungen liegen heute im Jahre 2000 über 60 Jahre zurück. Die kirchliche Herauslösung aus der Kirchengemeinde Mildstedt wurde 1948 vollzogen, doch sind beide Vorgänge bei der älteren Generation noch in Erinnerung und werden z. T. bedauert. Der Stadtteil Rödemis führt jedoch trotz Eingemeindung mit seinen kulturellen Mittelpunkt Kirche und Schule ein reiches eigenes Gemeinschaftsleben mit vielen Vereinen und hat dieses Eigenleben auch schon 1969 anlässlich der 650-Jahr-Feier zum Ausdruck gebracht, als die Vereine auf der Festwiese Kuhgräsung den Granitstein mit der Aufschrift „Röms blivt Röms“ setzten. Darin haben damals einzelne Stadtvertreter auch fortdauernde Unzufriedenheit alter Rödemisser Bürger gesehen und nun ihrerseits ihren Unmut über diese Rödemisser Meinungsbekundung geäußert, wie der Verfasser dieses Beitrages als Zeuge miterlebte. – Auch der auf Rödemisfeld entstandene Ortsteil Dreimühlen hat eigene Vereine aufgebaut. Dagegen hat der Stadtteil Osterhusum ähnlich wie Nordhusum kaum ein eigenes Gemeinschaftsleben bewahrt bzw. entwickelt. Zu nennen sind hier für Osterhusum Schützen- und Ringreiterverein im Ortsteil Kielsburg und für Nordhusum die Kirchengemeinde.

Bei allem Für und Wider bleibt jedoch festzuhalten, daß sich durch die Eingemeindungen für Regierung und Militär der Umgang mit nur einer Ortsverwaltung, eben mit der von Husum ergeben hatte und sehr viel einfacher war und daß andernfalls die Eingemeindungsfrage nach 1945 im Zuge der Entwick-

lung Husums von der Kleinstadt zur Mittelstadt mit über 20.000 Einwohnern so- wieso akut geworden wäre und die Politik immer wieder beschäftigt hätte.

Was nun den Garnisonstatus angeht, so hat die Stadt insgesamt gesehen davon Vorteile gehabt und hat sie auch weiterhin. Bei Kriegsende wurden die Kasernen an der Flensburger Chaussee von Besatzungssoldaten belegt und mit dem Auf- bau der Bundeswehr in den 1950er Jahren von der Luftwaffe als Fliegerhorstka- serne übernommen und sind heute von einer Flugabwehrraketengruppe belegt. Als zweiter Kasernenkomplex kam die Julius-Leber-Kaserne am Ende der Mat- thias-Claudius-Straße hinzu. Diese Einrichtungen stärken die Wirtschaftskraft und damit die Bevölkerungsentwicklung der Stadt ganz erheblich. Husum bemüht sich daher um ihre Erhaltung gerade in diesen Jahrzehnten der Truppen- reduzierung bei der Bundeswehr, ist doch hier der Nato-Flugplatz schon weitge- hend aufgegeben und ein Teil ab 1. April 2000 als Zivilflugplatz eröffnet worden.

Abbildungsnachweis: Abb. 1, 6: Christian M. Sörensen; Abb. 2: Albert Person, Mildstedt; Abb. 3: Kreisarchiv Nordfriesland, Husum; Abb. 4, 5: Archiv Ausborn, Hamburg

### Anmerkungen

- 1 Zum Thema Eingemeindungen siehe auch Brar Riewerts jun., Die räumliche Ausdehnung des Stadtfeldes von Husum. Staatsexamensarbeit Universität Kiel 1984 (masch.).
- 2 Zahlenangaben siehe besond. Die Bevölkerung der Gemeinden in Schleswig-Holstein 1867-1970 (Historisches Gemeindeverzeichnis). Hg. Statist. Landesamt SH, Kiel 1972, hier S. 96 ff.
- 3 Siehe Kreisarchiv NF (KANF) C 6, Nr. 511.
- 4 Wie Anm. 3.
- 5 Wie Anm. 3.
- 6 Siehe KANF C 6, Nr. 516.
- 7 Wie Anm. 6.
- 8 Vergl. B. Riewerts jun., S. 141.
- 9 Dargestellt nach Bericht in Husumer Nachrichten (HN) v. 31. März 1938: „Ab 1. April das größere Husum. Eine Feier der Eingemeindung zu Rödemis.“
- 10 Siehe Manfred Messerschmidt, Die Wehrmacht im NS-Staat, in: Bracher/Funke/Jacobsen (Hgg.), Nationalsozialistische Diktatur 1933-1945, eine Bilanz. Schriftenreihe der Bundes- zentrale für politische Bildung, Bd. 192, Bonn 1983, S. 466.
- 11 Husumer Nachr. v. 3. 7. 1933: „Marine-Besuch und Marine-Gautag“.
- 12 HN v. 1. Juli 1933: „Marinebesuch in Husum!“.
- 13 Vergl. Ulrich Lange (Hg.), Geschichte Schleswig-Holsteins, Neumünster 1996, S. 571 f.
- 14 Siehe Kriegschronik der Stadt Husum 1939 bis 1947, geführt von Büroleiter Peter Ketelsen und Mitarbeitern. Unveröffentlichte Handschrift in KANF (Stadtarch. Husum), S. 1 ff.
- 15 Nach KANF 1X 8.1/7: Fotoalbum „Husum als Garnisonstadt“. In den HN finden sich keine Berichte zu dieser Veranstaltung.
- 16 Nach Auskunft von Albert Person v. 15. Sept. 2000.
- 17 Siehe dazu Jürgen Dietrich, Geschichte der Husumer Flugplätze Schauendahl und Schwe- sing, Husum 1984.
- 18 Ebd., S. 5.
- 19 Ebd., S. 9 f.
- 20 Wie Anm. 3.
- 21 Siehe verschiedene Kurzberichte über Lazarettbesuche von parteiamtlicher Seite in den HN v. Anfang Juli 1940 unter „Aus Stadt und Land“.
- 22 Vergl. HN v. 25. Febr. 2000: „Husumer Flugplatz kurz vor der Eröffnung“.

## Ein Nachtrag: NS-Verfolgung 1933-1939 am Beispiel des Bücherrevisors Hans Ausborn

**Husumer Kreisleitung setzte mißliebigen Bürgern immer wieder zu**

Von Christian M. Sörensen

*Vorbemerkung: In Heft 6 (1998), der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ (BHSg) hat der Verfasser dieses Nachtrags unter der Hauptüberschrift „Zur NS-Herrschaft in Husum“ u. a. über die Ausschreitungen gegen Freimaurer 1934 in Husum berichtet (S. 94-116). Eines der Opfer war der Steuerberater und Buchprüfer Hans Ausborn. Von seinem Sohn Prof. Arno Ausborn aus Hamburg hat der Verf. inzwischen Informationen und Unterlagen aus dem Nachlaß Ausborn erhalten, aus denen hervorgeht, daß die Verfolgung mit dem Überfall von 1934 keineswegs beendet war, sondern durch Bespitzelung, willkürliche Verhaftung und Berufsverbote fortgesetzt wurde. Solche Vorgänge waren zwar typische Bestandteile des NS-Systems, sie wurden jedoch noch verstärkt durch die besondere Geistesart, ja Verfolgungsmentalität des NSDAP-Kreisleiters Hermann Hansen und seines Geschäftsführers Hans Kehr.*



*Abb. 1: Herzog-Adolf-Straße 4 nahe dem Bahnhof mit der Steuerpraxis H. Ausborn 1928-1936. Wohnung und Praxis wurden im Zuge der SA-Ausschreitungen vom Juni 1934 heimgesucht.*

H. Ausborn wurde 1933/34 beruflich beauftragt, die wirtschaftliche Auflösung der Husumer Loge durchzuführen. Er setzte als Liquidator durch, daß die SA das Logeninventar einschließlich Bibliothek, das sie schon widerrechtlich entfernt hatte, am 19. Juni 1934 in das Logenhaus zurückbrachte. Noch an demselben Tag kam es abends zu den Ausschreitungen gegen H. Ausborn<sup>1</sup> und die weiteren Freimaurer Richard Ditsch und Dr. Lorenz Conrad Peters. Nach den ersten Zeugenberichten von dieser Schreckensnacht vom 19. zum 20. Juni 1934 war den Husumer Einwohnern schon klar geworden, daß die Kreisleitung und die SA die Drahtzieher und Hauptakteure der Vorgänge gewesen waren. Und da die Kreisleitung obendrein für die Schäden aufzukommen hatte, jedenfalls zunächst, waren das Ansehen von Bürgermeister und Kreisleiter H. Hansen und das der SA angeschlagen, so daß sie die Scharte an den vermeintlichen Gegnern auszuwetzen trachteten. Mutig machte H. Ausborn eine Schadenersatzforderung von ca. 700 RM gerichtlich geltend, vertreten durch seinen Anwalt Dr. Goslar Carstens, aber diese wurde durch ein erst Ende 1934, also nachträglich erlassenes Gesetz zum Ausgleich von Aufruhransprüchen hinfällig.<sup>2</sup> – Übrigens waren die Vernehmungen vieler SA-Angehöriger durch die Staatspolizei, die dann nach dem sog. Röhmputsch vom 30. Juni 1934 einsetzten, von allerhöchster Stelle veranlaßt worden, um auch hier die SA im Zuge ihrer reichsweiten Unterwerfung unter die Parteiführung in die Schranken zu weisen.



Abb. 2: Hans Ausborn, geb. 1898 in Hamburg, hier 1916 als Kriegsrekrut in Lübeck, wurde an der Westfront eingesetzt, erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse (EK II) und das Hanseatenkreuz und wurde wegen seiner Verwundung erst 1919 als Unteroffizier entlassen.

Der Kreisleiter veranlaßte danach im Zusammenspiel mit der SA und der Ortsgruppenleitung die Bespitzelung von mißliebigen Personen wie H. Ausborn, der zugleich Mitglied des Stahlhelm (Bund der Frontsoldaten) gewesen war und weiterhin Kontakt zu den früheren Husumer Kameraden hielt. Eine günstige Gelegenheit zum Belauschen bot das alljährliche Erdbeeressen<sup>3</sup> (die NS-Propaganda sprach von „Erdbeerbowle“) beim Kanzleiangestellten Otto Baumgarten im Lundweg am 6. Juli 1935, an dem noch folgende ehemalige Stahlhelmer teilnahmen: Buchprüfer H. Ausborn, Rechtsanwalt Dr. G. Carstens (s. BHSG 6, S. 108), Zahnarzt Dr. R. Benthin, die Justizoberinspektoren Stahmer und Franzen und der Militärschriftsteller Johann Kühl, der in den

S u s u m , den 12. Juli 1935.

### „Nationale Männer“

Die Gauleitung der NSDAP Kiel teilt uns mit:

Bei der Ortspolizeibehörde Husum wurde gegen 6 Angehörige des Stahlhelms, die sich sämtlich in führender Stellung beim hiesigen Stahlhelm befinden, folgende Anzeige erstattet:

Am Sonnabend, dem 6. Jult ds. Js., hatten sich die Betreffenden in der Wohnung eines Kameraden getroffen und an einem angeleglichen „Erdbeerfest“ in der gemeinsten und gehässigsten Art die Führer und Symbole des heutigen Staates sowie die Erklärungen der Partei beschimpft..

Das Verhalten dieser Männer aber, die, wie Dr. Carstens, Kreisführer des Stahlhelm oder wie Herr Justizinspektor Franzen, Beamte sind, bleibt uns unbegreifbar. Beständig ist nur, daß solche Elemente Angehörige eines Bundes sind, der dem Führer treue Mitarbeit am Aufbau des Dritten Reiches gelobt hat.

Da wegen der ungeheuren Empörung innerhalb der Bevölkerung Gefahr für die Sicherheit und das Leben dieser Leute bestand, hat die Staatspolizeistelle Kiel die Betreffenden in Schutzhaft genommen.

Abb. 3: Mit dieser Pressemitteilung wollte die NSDAP die Bevölkerung gegen die Verhafteten aufhetzen, und zwar mit abwertenden Bezeichnungen, schon in der Überschrift, und mit pauschalen und falschen Vorwürfen. Z. B. gehörten alle Verhafteten dem Stahlhelm nur bis 1934 an, waren also nicht Mitglieder der gleichgeschalteten Nachfolgeorganisation NSDFB (Nationalsozialistischer Deutscher Frontkämpferbund). Der Stahlhelm war mit seiner Nähe zu den rechtsnationalen Parteien DNVP und DVP bis 1933 Konkurrent der NSDAP und ihrer Organisationen und mit über 100 aktiven Mitgliedern wesentlich stärker als die SA gewesen. (Auszug aus Husumer Nachrichten v. 12.7.1935).

Altona, den... 12. 7. 1935

### Erklärung

Ich verpflichte mich hiermit, in Zukunft jede staatsfeindliche, politische Betätigung, insbesondere jede Teilnahme an hoch- und landesverräterischen Umtrieben zu unterlassen.

Ansprüche auf Grund der bisher gegen mich getroffenen polizeilichen Massnahmen werden von mir nicht erhoben.

Mir ist eröffnet worden, daß ich mich gegebenenfalls erneut freiwillig in Schutzhaft begeben kann.

Klaus Ausborn

Abb. 4: Diese harten Bedingungen mußte H. Ausborn unterschreiben, um endlich seine Entlassung aus willkürlicher Haft zu erreichen. Besonders zynisch war darin das „Angebot“ der Machthaber, er könne sich „gegebenenfalls erneut freiwillig in Schutzhaft begeben“.

1920er Jahren Geschäftsführer der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) und der Bauernorganisation Landbund im Kreis Husum gewesen war und jetzt in Kiel wohnte. Außer ihnen waren fünf Ehefrauen zugegen.<sup>4</sup> Auf Hinweis eines Mitbewohners aus dem Lundweg wurden sie von zwei SA-Leuten be-lauscht, die offensichtlich in einen Nebenraum eingedrungen waren. Für den Schwurgerichtsprozess 1949 wurden, offenbar um die SA-Leute zu entlasten, zusätzlich zwei Polizeibeamte als Lauscher angegeben.<sup>5</sup> Die angeblichen Äußerungen beim Erdbeertreffen wurden als regimekritisch hingestellt und als Anlaß zur Festnahme der Beteiligten und zum Verhör im Rathaus durch die Gestapo genommen. Anschließend wurden die Männer ins Gerichtsgefängnis nach Rendsburg überführt, wo sie sieben Tage in sog. Schutzhaft verbringen mußten. Während die anderen Beteiligten danach entlassen wurden, kamen H. Ausborn und Dr. Carstens über die Gefängnisse in Kiel und Neumünster nach Altona, von wo aus beide, so die einschüchternde Mitteilung an sie, ins KZ abtransportiert werden sollten, aber schließlich nach 3 1/2 Wochen in dortiger Haft auf freien Fuß gesetzt wurden.<sup>6</sup> Vorher mußten beide aber noch folgende un-faire Erklärung unterschreiben:<sup>7</sup>

Auch hier wurde wieder die verdrehte, menschenverachtende „Schutzhaft“ angeführt, die schon 1934 als Vorwand für willkürliche Inhaftierungen gedient hatte (vgl. BHSG 6, S. 96 f.). Ebenso unfair wurde der Verzicht auf Schadenersatz abgenötigt.

Nach der Rückkehr aus der insgesamt 5 1/2-wöchigen „Schutzhaft“ wurde H. Ausborn auf dem Husumer Finanzamt mitgeteilt, daß seine „Zulassung als Steuerberater vorläufig widerrufen“ sei,<sup>8</sup> und tatsächlich blieb sie es bis 1939, und zwar „wegen politischer Unzuverlässigkeit“. Daran schloß sich auch noch ein Ehrengerichtsverfahren beim Nationalsozialistischen Rechtswahrerbund an, das erst durch den Bescheid vom 1.2.1937 eingestellt wurde, da „eine Schuld-Feststellung gegen Sie nicht zu erwarten sein wird“, wie der Vorsitzen-de des Gauehrengerichts an H. Ausborn schrieb.<sup>9</sup> – H. Ausborn versuchte im Juli 1937 ein „Bereinigungsgespräch“ mit dem Kreisleiter, der es jedoch mit un-versöhnlichen Äußerungen scheitern ließ: „Zwischen uns gibt es keine Brücken zu bauen. Ihretwegen sind 25 der besten SA-Männer vors Gericht ge-kommen ... Freuen Sie sich, daß Sie Ihren Beruf überhaupt noch ausführen können.“<sup>10</sup> Die im letzten Satz versteckte Drohung sollte bald ihre Bedeutung bekommen.

Seit 1928 war Hans Ausborn in Husum, nach dem Hausbau ab 1936 in Röde-mis, selbständig und hatte eine gutgehende Praxis als Steuerberater, Bücherre-visor, Testamentsvollstrecker, kaufmännischer Sachverständiger, Konkurs- und Zwangsverwalter usw. aufgebaut. Obwohl er seit 1935 seine amtliche Zu-lassung als Steuerberater und damit ein berufliches Standbein verloren hatte, konnte er auch 1938 einen Angestellten und einen Lehrling beschäftigen, da er offenbar, wie er auch selber angab, „beste Referenzen von Behörden und Kun-den“ hatte.<sup>11</sup> – Dann kam im September 1938 der nächste Schlag: Ausborns öf-fentliche Bestellung als beeidigter Bücherrevisor wurde von der Industrie- und Handelskammer (IHK) Flensburg widerrufen.<sup>12</sup> H. Ausborn schrieb:

„Urplötzliche Vernichtung meiner Existenz!“

Es ist offensichtlich, daß hinter dieser Verfügung der IHK die Husumer Kreisleitung steckte. Der Bescheid wurde zugestellt, als H. Ausborn gerade freiwillig an einer Reserveübung teilnahm. – In seiner Beschwerde schrieb Ausborn: „Ich fühle mich ständig überwacht; Stimmungsmache gegen mich auch bei meiner Kundschaft!“

H. Ausborns Ehefrau Dorothea geb. Tänzler, Tochter eines Hamburger Glasermeisters, hatte alle diese Bedrängungen seit 1933/34 mitgetragen und in einzelnen Bittschreiben, besonders an ehemalige Stahlhelmer, um Hilfe für ihren Mann nachgesucht. Im Dezember 1938 nun faßte sie sich ein Herz, ging zur Kreisleitung und konnte zum überraschten Kreisleiter vordringen.<sup>13</sup> Erregt hielt sie ihm vor, was sie als Frau und Mutter durchgemacht habe und daß er die Familie offenbar hasse: „Sie wollen uns vernichten, alles wollen Sie uns nehmen, die Existenz!“ Er arbeite mit gemeinen Mitteln, und sie alle drei – er als Kreisleiter, sein Kreisgeschäftsführer und der Ortsgruppenleiter – seien von der ganzen Stadt gefürchtet. „Alle, die Sie nicht wollen, die wollen Sie vernichten!“ Sie selber werde zum Führer gehen. Frau Ausborn schließt ihre Gesprächsaufzeichnung mit den Worten: „... der Kreisleiter saß wie versteinert, als ich ging.“<sup>14</sup> – Tatsächlich wurde sie mit ihrem Ehemann in Berlin vorstellig.<sup>15</sup> Zusätzlich war es der 13-seitige Beschwerdebrief, den H. Ausborn an den Reichswirtschaftsminister, und zwar gezielt an den Regierungsrat Dr. Romeis, Anfang November 1938 schrieb,<sup>16</sup> und in dem er seine verzweifelte Lage darstellte, der zum Einlenken der Partei führte. Ausborn betonte, daß die Entscheidung in dieser Existenzfrage „ohne Angabe von Gründen und ohne mich



Abb. 5: Kreisleiter Hermann Hansen, zugleich Bürgermeister Husums (1933-1938), in Parteiuniform (vorne) 1936 beim Umzug zur 350-Jahr-Feier der Husumer Schützengilde von 1586, links neben ihm der Gauführer der Schützen Werdermann.

zu fragen“, getroffen worden sei. Es seien aber seit 1935 keine neuen Gründe hinzugekommen, und wenn „der Kreisleiter von Husum in meiner Gegenwart darüber gehört“ würde, müsse er zugeben, „daß der Grund die Tatsachen sind, die sich – völlig ohne meine Schuld – im Jahre 1934/35 in Husum zugetragen haben“. – Nun teilte die NSDAP-Gauleitung in Kiel der Industrie- und Handelskammer Flensburg schon mit Datum vom 20. Januar 1939 mit:

„Nach Durchsicht Ihrer Akten komme ich zu der Feststellung, daß die Partei kein Interesse daran hat, daß die gegen Ausborn, Husum, geplanten Maßnahmen durchgeführt werden.

Seine wirtschaftliche Existenz soll nicht vernichtet werden. Er kann Bücherrevisor bleiben.“<sup>17</sup>

Und auch das andere Berufsverbot wurde etwas später endlich aufgehoben: Mit Schreiben vom 26. Mai 1939 erhielt H. Ausborn von dem Oberfinanzpräsidenten Nordmark in Kiel die Wiederzulassung als Steuerberater.<sup>18</sup> Was führte den Sinneswandel in der Partei herbei? Da Gau- und Kreisleitung eng zusammenarbeiteten, und zwar gerade in der Behandlung „verräterischer Kräfte“, müssen übergeordnete Interessen den Kurswechsel der Partei bestimmt haben. Und da ist anzunehmen, daß es die Kriegsvorbereitungen waren, die von den Parteistellen ein Stillhalten in den Repressalien gegen mißliebige Personen verlangten zwecks Stärkung der „Volksgemeinschaft“.

Schon zum Kriegsbeginn im September 1939 wurde Hans Ausborn zum Kriegsdienst<sup>19</sup> eingezogen, wobei in seine Wehrpapiere der Vermerk aufgenommen wurde, daß er nicht Offizier werden dürfe. So war er Feldwebel, als er 1944 in französische Kriegsgefangenschaft geriet, und galt 16 Monate als vermißt, ehe er 1947 nach Hause zurückkehrte. – Während seiner Wehrmachtzeit



*Abb. 6: Am Mai-Umzug 1933 nahm auch der Husumer Stahlhelm teil, darunter H. Ausborn, der gleich 1928 nach seinem Zuzug Stahlhelmer in Husum geworden war.*



*Abb. 7: Fahnenweihe der Scharnhorst-Jugend des Stahlhelms auf der Alten Freiheit unter Mitwirkung eines Pastors (um 1930). An der Veranstaltung nahm auch der Gründer und Bundesführer des Stahlhelm Franz Seldte teil, der von 1933 bis 1945 Reichsarbeitsminister war und 1947 in Haft verstarb.*

hatte er Ruhe vor Repressalien, ähnlich wie andere Bedrängte. So hatte sich Dr. G. Carstens schon 1936 zur Wehrmacht gemeldet, um künftig vor dem Zugriff von Partei und Gestapo sicher zu sein.<sup>20</sup> In ähnlich existenzbedrohender Weise wie Hans Ausborn wurde Dr. Wilhelm Stotz, bis 1933 Hauptschriftleiter der Husumer Nachrichten, mit Berufsverboten belegt, und zwar sogar bis Kriegsende, wie wir das schon in Heft 6 kurz dargestellt haben.<sup>21</sup>

In Husum, so scheint es, ist die NS-Repression gegen politisch mißliebige Personen besonders stark gewesen. Diesen Eindruck bestätigte auch Dr. Frederik Paulsen (1909-1997), der vor den Nazis nach Schweden geflüchtet war und nach dem Kriege von seiner Heimatinsel Föhr aus als Motor der Friesischen Bewegung viele Kontakte pflegte. Schon bei seinem ersten Besuch in Husum, so schrieb er dem Verfasser 1981, habe er erschütternde Berichte gehört. Dr. Paulsen schließt: „Der Druck in Husum auf Nichtnazis scheint schlimmer gewesen zu sein als in anderen Städten.“

Das Thema NS-Verfolgung mit Hilfe von Berufsverboten bedarf noch einer umfassenden Aufarbeitung auf lokaler und regionaler Ebene. Für Hinweise, Informationen und Unterlagen dazu wären wir dankbar.

Hinweis: Zu Heft 6, S. 98, sei der Hinweis angefügt, daß Abb. 12 eine Fotomontage darstellt. In die Aufnahme von 1982 wurde das Schild des früheren SA-Heims eingefügt.

Abbildungsnachweis: Abb. 1-4, 6, 7: Archiv Ausborn; Abb. 5: Archiv Hermann Knudsen, Husum

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Akten des Schwurgerichtsprozesses von 1949 in LAS (Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig) Nr. 354/995, Vol. I und Angaben von H. Ausborn in seinem Beschwerdeschreiben v. 3. Nov. 1938 an Reichswirtschaftsminister, S. 5 (künft. zit: Beschwerde); Abschrift in Nachlaß Ausborn.
- 2 Zum „Gesetz über den Ausgleich bürgerlich-rechtlicher Ansprüche“ v. 13. Dez. 1934 siehe HN, Nr. 292 v. 14. Dez. 1934. – Siehe Schreiben von H. Ausborn an den Berichterstatter des Gauchrengerichts des B.N.S.D.J. (Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen, der auch für den Rechtswahrerbund zuständig war) v. 3. Okt. 1935; Abschrift in Nachlaß Ausborn.
- 3 Darstellung hauptsächlich nach LAS 354/995, Vol. I (Schwurgerichtsprozeß v. 1949)
- 4 Wie Anm. 2; Abschrift in Nachlaß Ausborn.
- 5 Im Vernehmungprotokoll des SA-Hauptsturmführers Wilh. Knudsen v. 7. 7. 1935 (in Abschrift in Nachlaß Ausborn) werden Polizeibeamte nicht als Lauscher erwähnt.
- 6 Wie Anm. 4.
- 7 Abschrift in Nachlaß H. Ausborn.
- 8 Wie Anm. 2.
- 9 In Nachlaß Ausborn.
- 10 Siehe H. Ausborns Notizen nach dem versuchten „Bereinigungsgespräch“ vom 12. 7. 1937.
- 11 Siehe Beschwerde (vgl. Anm. 1)
- 12 Siehe ebd. mit Anlage „Kurze Zusammenstellung in der Beschwerdesache“ v. 5. Nov. 1938.
- 13 Nach maschinenschriftlicher Aufzeichnung von Frau D. Ausborn; in Nachlaß Ausborn.
- 14 Ebd.
- 15 Nach Aussage ihrer Tochter Margrit Jasser geb. Ausborn und ihres Sohnes Arno Ausborn v. 29. Aug. 2000.
- 16 Wie Anm. 11 u. 12.
- 17 Laut Schreiben der IHK Flensburg v. 24. Jan. 1939 an Reichswirtschaftsminister; Abschrift in Nachlaß Ausborn.
- 18 Siehe Nachlaß Ausborn.
- 19 Nach Auskunft seines Sohnes Arno Ausborn v. 22. Aug. 2000 und nach Nachlaß Ausborn.
- 20 Siehe BHSG 6, S. 108.
- 21 Siehe ebd., S. 93 f.

# Meine Kindheit und Jugendzeit in Husum von 1933 bis 1951

## Erinnerungen an politisch bewegte Jahre

Von Arno Ausborn

*Vorbemerkung der Schriftleitung: Im vorhergehenden Heft 6 hatte Chr. M. Sörensen über die „SA-Ausschreitungen gegen Freimaurer 1934 in Husum“ berichtet, u. a. gegen Bücherrevisor Hans Ausborn und seine Familie in der Herzog-Adolf-Straße. Angeregt durch diese Darstellung bringt hier sein Sohn Prof. Arno Ausborn, Hamburg, geboren 1933 in Husum, seine Erinnerungen an politisch geprägte Erlebnisse, die zugleich ein Bild von den schwierigen Verhältnissen und dem ebenso schwierigen Verhalten in den Zeitabschnitten NS-Zeit mit den Kriegsjahren und der Nachkriegszeit geben.*

Juli 1999 – Ein anstrengender Tag. – Vier Stunden Vorlesung über betriebswirtschaftliche Kostenfunktionen vor FH-Studenten in Hamburg liegen hinter mir. Ich bin kurz vor Husum, sehe Windmühlen – nicht mehr zuerst die von



Abb. 1: Familie Ausborn 1941 vor ihrem Zelt in Mecklenburg: v. l. Hans, Reinhard, Arno, Dorothea, Margrit

früher her so vertrauten Speicher am Hafen und den Kirchturm. Ich freue mich auf eine Einladung zu einem 80. Geburtstag, für den ich ein besonderes Geschenk über die Halligen suche und parke am Nissenhaus. Genau wie früher vor sechzig Jahren, denke ich. Liegt dahinter noch der Teich?

*Es war Herbst 1941. Ich hatte unseren Haustiempel abgefischt und 6 große Goldfische gefangen. Nun suchte ich ihnen einen neuen Lebensraum. In der Dämmerung schlich ich mich an den Nissenhausteich, tauchte das alte Weckglas ein und freute mich, wie die Fische verschwanden.*

In der Delffischen Buchhandlung stöberte ich wie früher in den Regalen und ergriff zufällig Heft 6 der Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte. Interessiert blätterte ich, sah den Zeitungsausschnitt der Husumer Nachrichten vom Juni 1934 und las den Satz: „Frau Ausborn hatte ihre weinenden Kinder im Alter von 9 und 6 Jahren aus dem mit Steinwürfen beschädigten Kinderzimmer gerettet, befand sich im Nachtgewand mit ihrem einjährigen Kind auf dem Arm und konnte ihren Mann nur mit Mühe davon abhalten, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen.“

Ich glaubte, mich traf der Blitz! Ich mußte mit jemandem sprechen. Eine junge Buchhändlerin stand am Regal. Mit dem aufgeschlagenen Buch in der Hand ging ich zu ihr, zeigte den für mich so bedeutungsvollen Satz und stammelte: „Sehen Sie, das Baby bin ich!“ Ein etwas verständnisloser Blick traf mich.

Am selben Abend war noch der Kontakt zu Dr. Sörensen hergestellt, und nach einem langen Gespräch war die Idee zu diesem Beitrag geboren.

Meine erste Erinnerung reicht in das Jahr 1935. Ich war zwei Jahre und konnte von meinem Kinderbett aus meine Mutter mit einem verdrehten Knie auf dem Teppich sitzen sehen und beobachtete den Notarzt, der versuchte, das Knie wieder einzukugeln. Ein Jahr später zogen wir von der Herzog-Adolf-Straße in unser Familienhaus Beselerstraße 7, einen Neubau, den meine Eltern liebevoll gestalteten. Mein Lieblingsplatz wurde hier der Teufelsboden – direkt unter dem Dach. Ich polsterte mein Versteck mit alten Teppichen aus und konnte vom Bodenfenster aus den alten Wasserturm sehen und vor allem das geschäftige Treiben auf dem Bahnsteig bewundern. Eine glückliche und unbeschwerte Kindheit mit meinen Eltern und zwei Geschwistern durchlebte ich. Drohende und dunkle politische Wolken erreichten mich nicht. Ich wunderte mich nur, daß mein Vater oft für mich unerreichbar war, lange, fast geflüsterte Diskussionen mit meiner Mutter führte, die abrupt abbrachen, wenn ich lauschen wollte, und er sich manchmal verkleidete, wenn er das Haus verließ. Hing das vielleicht mit dem großen Einbruch zusammen, in dem „Diebe“ unsere Wohnung verwüstet und sogar die Schreibmaschinen im Büro mit Leim übergossen hatten? Gehört hatte ich so etwas, aber meine Eltern umgingen meine Fragen danach sehr geschickt. Nur meine Schwester Margrit machte Andeutungen, die ich aber nicht richtig verstand.

September 1939. Kriegsausbruch.

Meine Großeltern aus Hamburg hüteten bei uns ein, und wir saßen bei strahlendem Sonnenschein in unserer Laube und beobachteten die ungewohnte Hektik auf dem Bahnhof. Viele Züge, vollgestopft mit Soldaten, und lange Güterzüge mit Kanonen und schwerem Kriegsgerät, unter Tarnnetzen nur unzu-



*Abb. 2: Mit unseren Paddelbooten fuhren wir im Sommerhalbjahr fast jedes Wochenende hinaus auf die Nordsee, zu den Halligen und Seehundsbänken, zusammen mit den Paddelfreunden Ernst Feddersen, Irmgard und Peter Schiitt und den Wahls. (1938)*

reichend versteckt, fuhren ohne Halt durch die Station. Unsere Eltern waren im Paddelboot auf einer Donautour in Österreich, und meine Großeltern und Geschwister waren sehr besorgt, daß Vati und Mutti nach dem Kriegsausbruch nicht zurückkommen konnten. Ich hatte deshalb überhaupt keine Sorgen und sagte laut: „Morgen gehe ich zur Post und laß einen Brief an Adolf Hitler schreiben. Der sorgt dann dafür, daß unsere Eltern zurückkommen!“

Viel aufregender als der Kriegsausbruch war aber in dieser Zeit für mich eine große Verbrecherjagd. Als ich Wachtmeister Naeve, unseren Rödemisser Polizisten, mit umgeschnallter Pistole sah, suchten meine Freunde und ich große Stöcke und banden sie als Schwerter um. Wir alle suchten H. L., der wegen einfachen Diebstahls im Husumer Gefängnis gesessen hatte, sich ein Beil besorgte und damit einen Aufseher im Gesicht schwer verletzte und floh. Wie enttäuscht, aber auch ein wenig erleichtert waren wir Jungs, als Polizeihunde den Flüchtigen in einer Wolldecke eingerollt in der alten Schute am Rödemisser Deich fanden. Entsetzt aber war ich erst, als mein Freund Harald Jensen mir kurz danach aus einem rotumrandeten amtlichen Plakat vorlas: „Der Volksschädling H. L. wurde wegen Vergehen gegen das deutsche Volk zum Tode durch das Beil verurteilt und hingerichtet!“ Das wollte ich nicht, weil ich ihn von früher her kannte. Er wohnte schließlich auch in der Beselerstraße! Bis in die fünfziger Jahre sah ich oft seine Mutter langsam – und nie in Gesellschaft – an unserem Haus vorbeigehen. Wie unter einem inneren Zwang sah ich ihr dann ins Gesicht, erblickte ihre traurigen Augen und glaubte, sie weine immer noch innerlich.

1940 wurde ich in Rödemis eingeschult. Die wehrfähigen Lehrer waren alle

Soldaten. Frau Hansen, die Frau des ehemaligen Rektors, übernahm meine Klasse. Als meine Mutter mich zur Einschulung anmeldete, geschah das in ihrer Küche. Sie backte gerade Schmalzplätzchen und schenkte mir einen ganzen Teller voll – nun freute ich mich auf die Schule.

Im 3. und 4. Schuljahr unterrichtete uns Lehrer Timon den ganzen Schultag zusammen mit der nächsthöheren Klasse. Mit 65 Jungen und Mädchen saßen wir in einem Klassenraum, der mit Dreiertischen und -bänken vollgestopft war. Vorne war ein erhöhtes Podest. Darauf standen Lehrerpult und die Wandtafel. Auf dem Pult lag – sehr gut sichtbar für alle – der Rohrstock. Ruhe und Disziplin waren oberstes Gebot, und bei leichten Verstößen mußten wir zehnmal ein Gedicht abschreiben oder eine Stunde nachsitzen. Wurde einer wiederholt beim Schwatzen erwischt, oder waren die Hausaufgaben wieder nicht gemacht, so hieß es: Komm aufs Podest! Bück dich! Und schon sauste der Rohrstock auf den Hintern. Die Mädchen mußten die Hände hinhalten – das tat auch weh.

Zu Führers Geburtstag und anderen wichtigen Gelegenheiten traten alle



*Abb. 3: Auch bei Schulfesten wurden Hakenkreuzfahnen gezeigt, hier Franz Clausen (rechts vorne) und Hans-Lorenz Jensen (links vorne) 1939. Das nächste Husumer Schulfest fand erst nach dem Kriege statt.*

Schüler mit ihren Lehrern auf dem Schulhof an, und es wurden Reden gehalten. Die rechte Hand zum Hitlergruß erhoben, mußten wir lange stehen und singen. Das Deutschlandlied mit allen Strophen und das Horst-Wessel-Lied immer im Anschluß daran gehörten zum Ritual. Ich stand immer gerne in der dritten Reihe, dann konnte ich unauffällig meinen ausgestreckten Arm auf die Schulter meines Vordermannes legen. So wurde der Arm nicht so leicht lahm.

Bis auf eine Lehrerin, deren Mann ein Parteiamt inne hatte, waren alle Lehrer im Unterricht apolitisch. An eine Verherrlichung Großdeutschlands und der „Partei“ erinnere ich mich nicht. Die anfänglichen Siege der deutschen Wehrmacht wurden nicht gefeiert. Wohl aber erzählte uns Lehrer Timon von den unglaublichen Strapazen, die sein Sohn unter Rommel im Afrikakorps durchlebte. Beeindruckt bin ich noch heute, wie er die Hitze im Panzer schilderte und erzählte, daß ein auf der Panzerluke zerschlagenes Ei sofort zu Spiegelei wurde.

In unserem Rechenbuch war eine Seite mit der Aufgabe: Ein deutscher Arbeiter verdient im Monat 400 Reichsmark, von der er eine fünfköpfige Familie ernähren muß. Ein pflegebedürftiger Geisteskranker kostet das deutsche Volk 30 RM am Tag. Wie viele gesunde Deutsche können von diesem Geld im Monat leben?

Diese Aufgabe wurde überschlagen und nie im Unterricht behandelt!

Die politische Stimmung in Husum war gut. Nahrungsmittelsorgen kannten wir nicht, die Lebensmittelzuteilungen waren ausreichend. Nur der geliebte Bohnenkaffee fehlte meiner Mutter sehr. Manchmal gab es aber auch hier Zuteilungen, die lange reichen mußten. Dann gab sie mir am Sonntag zuerst 42 –



*Abb. 4: Mein Vater Hans Ausborn als Feldwebel (um 1940)*

später weniger – abgezählte Kaffebohnen, die ich in der alten Kaffeemühle für sie mahlen durfte. Der Krieg schien in weiter Ferne. Mein Vater war im Westen Soldat und schrieb zuversichtliche Feldpostbriefe, in denen er in einer nur uns bekannten Geheimschrift immer verriet, wo er gerade war. Unterstrich er seine Feldpostnummer, so fing für unsere Restfamilie das Buchstabenzählen an, und wir fanden bisher unbekannte Orte auf der Landkarte. Auch ich als kleiner Junge wußte schon, daß es streng verboten war, und hielt eisern dicht. Dies war unser kleines Familiengeheimnis, und die Postzensur war bestimmt nicht so schlau wie wir!

Die Kriegslage stimmte mich euphorisch. Deutschland siegte überall und war unschlagbar. Mit ausgebreiteten Armen spielten wir Jungen

„Stuka“ und griffen beim Abtauchen die Polen und Franzosen mit lautem Sirenengeheul an. Die „Heldentod“-Anzeigen in den Husumer Nachrichten erschienen noch sehr selten.

Am Tage der Kriegserklärung gegen die Sowjetunion ging ich den Tunnelweg hinunter. Bei der heutigen Post traf ich Richard Ditsch (Siehe Stadtgeschichte Nr. 6) und rief ihm fröhlich zu: „Ist es nicht wunderbar, Herr Ditsch, jetzt kämpfen wir endlich gegen die Russen.“ Ein nachdenklicher Blick traf mich und mit gedämpfter Stimme brummelte er, ohne wie sonst stehen zu bleiben, „Wart man ab, mein Junge, wart man ab!“

1943 mit 10 Jahren durfte ich in die DJ (Deutsches Jungvolk, die Vorstufe der Hitlerjugend). Auf einer besonderen Lebensmittelmarke wurde mir ein Braunhemd mit Schlips und Knoten, eine kurze Hose mit Lederriemen und ein Koppschloß zugeteilt. Stolz präsentierte ich im Wäschehaus Homfeldt meinen Bezugsschein und bekam nur das Hemd. Der Rest war – und blieb – ausverkauft. Dieses Hemd war das letzte Kleidungsstück, was meiner Familie für viele Jahre zugeteilt wurde. Was für ein Glück für mich, daß ich den Kleiderschrank meines großen Bruders plündern konnte, der schon seit 1942 Soldat war.

Als mein Vater kurz darauf zu seinem letzten Urlaub in seiner Feldwebeluniform nach Hause kam, zog ich stolz meine – durch Funde im Kleiderschrank meines Bruders – vervollständigte Uniform an, marschierte im erlernten Paradeschritt in unser Wohnzimmer und grüßte ihn zackig. Verwundert und sprachlos guckte er mich von oben bis unten an, sein Gesicht wurde rot, er drehte sich um und verließ wort- und grußlos den Raum. Fassungslos sah ich meine Schwester Margrit an. Sie raunte mir leise zu: „Das hat mit den ‚Dieben‘ zu tun, die bei uns eingebrochen haben!“



*Abb. 5: Pimpfe auf der Alten Freiheit im Februar 1934. Schon die 10-14-jährigen wurden im Deutschen Jungvolk (DJ) vom Nationalsozialismus vereinnahmt.*

Bald wurde ich Jungenschaftsführer und befehligte jeden Mittwoch und manchmal auch sonnabends von 14 bis 16 Uhr 10 unwillige Bauernjungen aus dem Finkhaushalligkoog. Die Kuhgräsung war unser Exerzierplatz, und ich brachte ihnen das Marschieren im Gleichschritt bei. Einmal übte ich ganz alleine mit ihnen am unteren Ehrenmal. Die Jungs hatten keine Lust mehr und wollten nach Hause. Ich ließ sie nicht gehen und befahl: „Im Laufschrift, Marsch!“ Plötzlich bildeten sie einen Kreis um mich und wollten mich verhaften. Ich schrie sie an: „Das ist Meuterei!“ und griff nach meinem Fahrtenmesser. Zögernd wurden sie ruhig und formierten sich wieder in Reih und Glied. Ganz schnell habe ich sie dann nach Hause geschickt, denn ich hatte Angst vor ihnen. Sie waren alle größer und stärker als ich. Nie habe ich meine Niederlage irgend jemandem erzählt. Ich schämte mich.

„Wer kann Schi laufen?“ fragte unser Fähnleinführer beim Dienst im Januar 1944. Ich meldete mich, denn mein Vater war mit uns während eines Heimaturlaubs vor zwei Jahren in Thüringen schigelaufen. So wurde ich für ein Führerlager in Roßbach in der Ostmark (heute wieder Österreich) ausgewählt. Leutnant Autzen empfing uns frühmorgens am Husumer Bahnhof. Jeder von uns 20 Jungen trug einen schweren Affen (Tornister) – nur unser Leutnant hatte einen großen Koffer. Er befahl mir, den Koffer ins Abteil zu bringen und stand daneben, als ich versuchte, das schwere Gepäckstück zu heben. „Das ist doch unmöglich von Ihnen, daß der kleine Pimpf sich mit Ihrem Koffer abquält und Sie daneben stehen. Tragen Sie ihn doch selbst!“ Erstaunt drehte ich mich um und bemerkte eine junge Frau, die neben einem Major stand und Autzen anblaffte. „Entschuldigen Sie bitte, gnädige Frau“, hörte ich Autzen ganz ruhig sagen, „meine beiden Beine liegen in Rußland“, und stieg dann mit seinen Prothesen unbeholfen in den Zug ein.

Nach zwanzigstündiger Fahrt und einer langen Nachtwanderung durch Lawengebiet landeten wir in Roßbach. Ein Feldwebel und zwei Unteroffiziere übernahmen das Kommando und machten mit uns zuerst den klassischen Schiunterricht und danach lange Bergtouren. Etwas makaber war unsere Schikleidung. Bei der Neueinkleidung wurden wir in russische Mannschaftsuniformen mit Wickelgamaschen und Fußlappen gesteckt. Wie man uns sagte, um die eigene Kluft zu schonen. Meine Uniformjacke hatte an der linken Brust einen Durchschuß. Offensichtlich war es ein Steckschuß gewesen, denn am Rücken war die Jacke heil. – Die Rückfahrt verlief ziemlich chaotisch – lange Umleitungen wegen zerbombter Geleise waren nötig. Im Münchner Hauptbahnhof mußten wir stundenlang warten und den Zug wechseln. Auf den Bahnsteigen lag noch Schutt vom Fliegerangriff der letzten Nacht. In Ruinen schwelte noch die Glut, aber Züge rollten über notdürftig reparierte Gleise. Hier spürte ich zum ersten Male den Krieg und seine Folgen. Alles war voller Soldaten. Viele Verwundete, die von Rotkreuzschwestern versorgt wurden, warteten auf den Bahnsteigen oder in abgestellten Lazarettzügen. An den Ausgängen waren Kontrollstellen der Wehrmacht, besetzt mit „Kettenhunden“, die ich auch vom Husumer Bahnhof kannte (Soldaten mit umgehängten Metallkragen, die das Recht hatten, jeden, auch die höchsten Offiziere aller Waffengattungen und natürlich Zivilisten zu kontrollieren und ohne Begründung zu verhaften. Sie

waren allgegenwärtig und sehr gefürchtet.) Nur ganz wenige Zivilisten, meist alte Männer und junge Frauen mit Kindern, waren zu sehen. Dazwischen wir Husumer Jungs in unseren Braunhemden. Ich fühlte mich plötzlich hilflos und ängstlich und suchte die Nähe meiner älteren Kameraden.

Einige Monate später – im Sommer 1944 – erlebte ich mein letztes DJ-Lager in der Bannführerschule in Langenhorn bei Bredstedt. 50 Jungen tummelten sich bei Sport und Geländespielen. Morgens beim Frühappell durfte ich zweimal vor angetretener Mannschaft die Fahne hissen. Ich konnte nach den feierlichen Fanfarenstößen vor Stolz kaum noch marschieren. Jeden Nachmittag trafen wir uns zum politischen Unterricht. Lustlos quälte sich unsere Gruppe durch das NSDAP-Parteiprogramm. Wir wollten viel lieber ins Gelände. Am Ende des Kurses unterschrieben zwei unserer 17-jährigen Kameraden den Verpflichtungsschein zum freiwilligen Eintritt in die Waffen-SS. Vor angetretenem Fähnlein erhielten sie eine Belobigung und wurden uns als Vorbild hingestellt.

Im Herbst 1944 wurde unser DJ-Dienst unregelmäßiger, weil zu oft Fliegeralarm herrschte und unsere älteren Führer als Flakhelfer oder Soldaten eingezogen wurden. Ich schwebte während dieser Monate in einer Höllenangst: Für unentschuldigtes Fehlen im DJ-Dienst gab es für die betroffenen Pimpfe als erste Strafstufe einen schriftlichen Verweis. Ein ganzer Stapel dieser Papiere landete vor einem Geländespiel in den Mausebergen bei mir als dem jüngsten Jungenschaftsführer. Ich nahm den Stapel mit nach Hause, legte ihn auf einen Tisch im Treppenhaus, und dort lag er einige Zeit, bis meine Mutter ihn eines Tages achtlos fortwarf. War ich in Druck, als im Fähnlein nachgeforscht wurde, warum die Verweise nicht zugestellt waren! Kleinlaut mußte ich melden, was geschehen war. Eine offizielle Akte wurde angelegt und zum Bann in der Hohlen Gasse geschickt. Mir wurde offiziell mitgeteilt, daß unser Jungstammführer bei seinem nächsten Besuch unseres Fähnleins diesen schweren Fall ahnden würde. War ich froh, daß dieser Besuch bis zum Kriegsende nicht mehr stattfand! Aber meine Angst vor den möglichen Folgen blieb bis zum Zusammenbruch des Reiches. Ich hatte nämlich noch den unehrenhaften Ausschluß zweier Hitlerjungen aus der HJ auf der Husumer Freiheit vor Augen, die in einer feierlichen Zeremonie zu Verfemten erklärt wurden!!

Im April 1944 schwitzte ich zum erstenmal im Husumer Gymnasium, der alten Gelehrtenschule an der Süderstraße. Es war meine Aufnahmeprüfung für die Sexta, und ich war völlig sicher, daß ich sie bestehen würde. Drei Tage dauerte die Prüfung, und am Ende konnte ich zu Hause stolz verkünden: „Ich habe es geschafft! Ein wichtiger Schritt in meinem Leben“, setzte ich altklug hinzu.

Meine neue Schule beeindruckte mich: Die Büsten der alten Griechen in den Gängen, die altersschwache Orgel, deren Blasebalg von Schülern getreten werden mußte, wenn Oberlehrer Rettberg sie schwungvoll spielte. An Festtagen Papa Groth, der so forsch tat und in Wirklichkeit so mitfühlend und verständnisvoll war, als amtierender Direktor in voller SA-Uniform. Als bester Sportler der Klasse und einziger DJ-Führer wurde ich Klassensprecher und genoß immer meinen großen Auftritt, wenn ich unserer beliebten Turnlehrerin vor dem Sportunterricht zackig mit zum Hitlergruß erhobenen Arm Meldung machen

mußte und die Klasse mit 1 zu 42 als vollständig angetreten meldete und ihr zum Sportunterricht übergab.

Klassenlehrerin wurde Fräulein Ostermann, die an der Theodor-Storm-Schule schon längst pensioniert war und nun einen einberufenen Lehrer ersetzen mußte. Sie unterrichtete uns im Hauptfach Englisch, und es war schon absurd, wenn mitten im Englischunterricht die Sirenen gingen und kurz danach die amerikanischen und englischen Bomber zu Hunderten über Husum in Richtung Kiel und Berlin flogen. Frl. Ostermann hat uns viel über England erzählt. Sie liebte es und konnte dies kaum verheimlichen. Wir lernten viel von ihr über das Land, die englische Demokratie und die Menschen dort. Sie tat so, als ob wir uns mit England gar nicht in einem totalen, gnadenlosen Krieg befänden mit Tausenden von Toten auf beiden Seiten. Als sie einmal merkte, daß sie wohl in ihrer gewollten Objektivität zu weit gegangen war, sagte sie – und dies war die einzige Kritik an diesem Land, die ich je von ihr gehört habe –: „Aber die Züge in England sind ganz unpünktlich!“ Ich wohnte am Bahnhof und wußte, wie es damit in Deutschland bestellt war.

Die Schule fand statt, aber immer öfter wurde sie durch Fliegeralarm unterbrochen. Ich gehörte zu den Glücklichen, die bei Voralarm nach Hause rennen durften. Gab es aber gleich Vollalarm, so mußte auch ich in den Luftschutzkeller unter dem Gymnasium. Lange Bankreihen standen dort an den Wänden, trotzdem mußten viele von uns auf dem Boden hocken. Nie passierte uns etwas, aber wir hatten alle Angst, wenn wir in der Ferne das Dröhnen der feindlichen Bomber hörten und die Flak bellte. Meistens dauerte der Alarm zwei bis drei

*Abb. 6: Der Husumer Bahnhof vom Haus Ausborn in Rödemis aus gesehen (1946); der Wasserturm wurde später abgerissen.*



Stunden, wenn es dann noch lohnte, ging der Unterricht nach Plan weiter – aber so richtig bei der Sache waren wir alle nicht, denn jeder von uns kannte die tödliche Last der Bomber und die Bilder verbrannter Städte.

In Husum lebten wir in einer Idylle und wußten, daß es eine Idylle auf Zeit war, die jederzeit abrupt enden konnte. Im Herbst 1944 fing für mich die Schule an zur Nebensache zu werden. Mein Vater war mit kurzen Unterbrechungen seit 1939 Soldat und mein Bruder seit 1942 ebenfalls. So übernahm ich mit meinen elf Jahren wie selbstverständlich die Männerrolle in unserer Familie, und meine Mutter und Schwester ließen es gerne geschehen.

Ich fing an zu „organisieren“. Mein altes Kinderfahrrad möbelte ich auf und tauschte es bei einem Bauern im Finkhaushalligkoog gegen ein Ziegenlamm. Ich holte es zu Fuß an meinem Geburtstag, Stundenlang ging ich mit dem Tier einsame Feldwege, und als es nicht mehr laufen wollte, trug ich es. Niemand durfte mich sehen, deshalb mied ich die Chaussee und den Deich. Zwei Wochen später kauften wir hinter der Neustadt in der Hühnerbrütereier Wille zwei alte Ziegen für 450 RM, die beide noch etwas Milch gaben. Nun hieß es für mich vor der Schule und abends Ziegen melken. Vier Jahre hielt ich meine Herde von später 7 Ziegen und schaffte es immer irgendwie sie zu füttern. Sie brachten aber dafür Milch und Fleisch. Die erste Ziege ließ ich für 30 RM bei Schlachter Hansen schlachten. Der meldete – wie vorgeschrieben – die Schlachtung an, und für drei Monate wurden unsere Fleischmarken gestrichen, weil wir jetzt Selbstversorger waren. Das war mir eine Lehre, und heimlich schlachtete ich von da ab meine Ziegen im Keller selber. Selbst meine Mutter und Schwester wußten es nie vorher, denn Schwarzschlachten war ein Verbrechen und wurde schwer bestraft. Das Fell und die Innereien vergrub ich im Dunkeln.

Hühner und Enten hatten wir schon seit 1943. Mogeln konnten wir hier mit den Zahlen, denn nur zweimal im Jahr war Viehzählung. Dann verschwanden



*Abb. 7: Dorothea Ausborn und ihre Kinder Margrit und Arno bildeten die kleine Familie während des Krieges, hier mit Ziegen und Hund (1946). Meine Ziegen versorgten uns mit Milch und Fleisch.*

einige der Ziegen, Hühner und Enten im fensterlosen Keller. Damit kein Gackern und Meckern im Haus gehört werden konnte, stellten wir das Radio auf Hauslautstärke, bis die Kontrolleure aus unserer Straße verschwunden waren.

In der Nähe des Ostenfelder Bauernhauses residierte das Wirtschaftsamt. Ich wollte die „Verendung“ zweier Hühner melden und wartete dort. Da kam unser übernächster Nachbar, der Altenteiler Meyer herein und wurde sofort bedient. „Ick schall veer Höhner und een Haahn mellen“, sagte er in seinem breiten Platt. Dann erkannte er mich und grinste sichtlich verlegen. Ich kannte nämlich seine genauen Zahlen: 11 Hühner und einen großen Hahn! Danach war er immer sehr nett zu mir und schenkte mir einmal sogar einen Sack voll Heu.

Organisieren war „in“, aber gefährlich, weil illegal. Am Rödemisser Steig kaufte ich für 20 RM einen Korb voll Charlottenzwiebeln von Walter Lindemanns Vater. Eine Woche später kam offizieller Besuch zu meiner Mutter, und ich wurde gerufen. Ein Kripobeamter saß im Wohnzimmer und verhörte uns lange. Wie gut, daß ich die Zwiebeln noch nicht weiter getauscht hatte und sie noch in der Speisekammer standen. So hatte der Kauf keine Folgen. Wir wurden nur ermahnt, nie mehr als fünf Mark für einen Korb Zwiebeln zu zahlen. Aber für diesen Preis hätte es bestimmt keine gegeben.

Angst hatten wir immer davor, daß etwas herauskam. Frau Schmeißer, die Frau unseres Heimatdichters Felix Schmeißer, hatte bei einem Bauern am Lagedeich Butter, Eier und Speck für ihren fast Drei-Zentner-Mann schwarz gekauft und wurde denunziert. Zwei Jahre „saß“ sie im Zuchthaus. Als sie 1943 entlassen wurde, lud meine Mutter sie wieder als alte Freundin zum monatlichen Damenkränzchen ein. Ich sehe noch die verhärmt und abgezehrte Frau Schmeißer vor mir, wie sie sich mit ihren kurz geschorenen Haaren förmlich im Sessel verstecken wollte, um dem alltäglichen Geschplauder zu entgehen. Sie hatte das Grauen und die Wirklichkeit im Zuchthaus erlebt – und hier herrschte eine unwirkliche, friedliche Stimmung, die den Krieg, die Bomben und das große Sterben nicht wahrhaben wollte.

Unmerklich veränderte sich das Leben in der Beselerstraße Nr. 7. Zuerst bekamen wir Einquartierung vom Unteroffizierslehrgang in der Kaserne. Nach bestandener Prüfung wurde von den Soldaten der neue Rang bei uns gefeiert. Alkohol floß in Strömen, und ich durfte manchmal dabei sein. Ich erinnere mich noch an den 19-jährigen Walter. Er hatte am Abend vor seinem Fronteinsatz so viel getrunken, daß er auf dem Gästeklo eingeschlafen war und wir ihn ins Bett tragen mußten. Drei Wochen später war er in Rußland gefallen. Seine Mutter schrieb es uns in einem traurigen Brief und legte noch ein Bild bei: Ein strahlender Walter vor unserem Haus in seiner neuen Uniform! Selbst ich mußte heulen.

Nach den Soldaten kamen Ausgebombte aus Hamburg und die ersten Flüchtlinge. Sie blieben nur kurze Zeit und wurden weitergeleitet. „Sie gehen aufs Land“, hieß es. Fast jeden Tag und jede Nacht gab es Fliegeralarm. Bei gutem Wetter sahen wir am Tag den Himmel voller Kondensstreifen. Am Anfang beobachteten wir noch, wie Bomberpulks von deutschen Jägern angegriffen

wurden. Einmal sah ich, wie sich ein amerikanischer Bomber aus dem Pulk löste; er brannte; Fallschirme lösten und öffneten sich. Das Flugzeug zerbrach in der Luft, Rumpf und Flügel trudelten getrennt zur Erde. Es schien Stunden zu dauern, bis nichts mehr zu sehen war. Meine Schwester Margrit erzählte von ihrer Klassenkameradin Lotti Schröder aus Hattstedt, deren Vater als Arzt drei englische Flieger in sein Auto lud, um sie vor wütenden Bauern zu schützen, die sie mit Mistgabeln bedrohten und die Gefangenen lynchen wollten.

Husum war jetzt voller Soldaten, die Jugendherberge war schon seit Kriegsanfang ein großes Lazarett, auf die Mittelschule wurde ein Flakturm gebaut, der auch als ständig besetzter Beobachtungsturm diente. An viele Züge wurden Güterwagen gehängt, auf denen je eine durch Sandsäcke geschützte Kanone stand. Die Stimmung wurde düsterer, Gerüchte machten die Runde und wurden zu wahren Geschichten, die hinter vorgehaltener Hand flüsternd erzählt wurden: Frau Jens, unsere nächste Nachbarin, trug plötzlich „Schwarz“ und war ständig verweint. Unter dem Siegel größter Verschwiegenheit erzählte sie meiner Mutter: Ihr Bruder, ein Altbauer, hatte bei Heide in einem Bus verbotene Hitlerwitze erzählt. Wegen Wehrkraftzersetzung wurde er verhaftet. Vier Wochen später bekam seine Frau die amtliche Mitteilung, er sei zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Einige Tage später kam ein Paket mit seinen letzten Habseligkeiten. Das dabei liegende Hemd hatte einen blutgetränkten Kragen.

Die Kriegslage kannten wir genau. Im kleinsten Familienkreis hörten wir bei geschlossenen Fenstern und Türen Radio London. Nach jeder Sendung verstellten wir den Sender wieder, denn wir wußten, daß Radios von der „Partei“ kontrolliert wurden, und es gab Verhaftungen, weil ein Feindsender eingestellt war.

In den letzten Kriegsmonaten entwickelten wir ein gespaltenes Verhältnis zu unseren Feinden. Angst und Schrecken verbreiteten die Russen. Wir haßten sie und glaubten alle Greuelthaten, die wir durch unsere Propaganda hörten. Ganz anders bei den Engländern und Amerikanern; die sahen wir eigentlich nicht als unsere Feinde an. Vor ihren Bombenangriffen hatten wir zwar Angst, die gehörten für uns aber zum Kriegsalltag, der uns in Husum nicht unmittelbar traf.

Daneben baute sich für mich aber etwas Unheimliches auf, was Angst und Schrecken verbreitete, aber weitgehend im Verborgenen blieb. Es war nicht allein die „Partei“. Namen wie Himmler und Heydrich wurden verstohlen genannt, die Gestapo wurde als ein großer Polyp und als allgegenwärtig gefürchtet, niemand wußte aber genau, wieso und wer „dazu“ gehörte. Hitler empfand ich zwar noch als den großen Führer. Allerdings hatte ich das Gefühl, daß er von seiner „Umgebung“ abgeschottet wurde, den Ernst der Kriegslage nicht kannte und für die vom Londoner Rundfunk gemeldeten Kriegsgreuel nicht verantwortlich war. „Wenn das der Führer wüßte“, war damals kein ironischer, sondern ein todernst gemeinter Satz, der immer dann fiel, wenn eine für uns unsinnige politische Entscheidung bekannt wurde.

Je weiter es mit Großdeutschland bergab ging, desto mehr gab es eine „verbrecherische Führung“, mit der wir uns nicht mehr identifizierten und die ei-

gentlich gar nicht zu uns gehörte. Alles Furchtbare, was ich sah und wovon ich hörte, tat „sie“, diese kleine Clique.

Natürlich war dies ein Selbstschutz, den ich als Junge schon damals unbeußt aufbaute, um mich nicht als Deutscher verantwortlich fühlen zu müssen. Aber dieses schreibe ich mit meinem heutigen Wissen.

Was wußte ich als damals kaum Zwölfjähriger in den letzten Kriegsmonaten?

Das Wort KZ und die gestreifte Sträflingskleidung waren mir vertraut: Jeden Morgen gegen 6 Uhr kamen Züge mit Häftlingen aus dem neu eingerichteten KZ-Außenlager Engelsburg bei Schwesing. Sie marschierten die Bahnhofsrampe hinunter in Richtung Finkhaushallig. Einmal hatte sich ein Zug verspätet, und ich sah die Gefangenen auf meinem Schulweg in Fünferreihen zum Deich marschieren. Es mögen hundert gewesen sein. Einige mit Gewehren bewaffnete Soldaten gingen am Anfang und Ende des Zuges. Aber die eigentlichen Bewacher waren eine Gruppe von Gefangenen mit aufgenähten Abzeichen. Sie trugen lange Stöcke, die sie wie Gewehre schulterten, und bildeten einen äußeren Ring um die übrigen Gefangenen. Margrit erzählte mir, daß Mädchen aus ihrer Theodor-Storm-Schule Brotscheiben in einen der Trupps geworfen hatten. Ihre Personalien wurden polizeilich ermittelt, und ein strenges Gespräch beim Direktor folgte. Von weiteren Strafen wurde nur gemunkelt.

Die Häftlinge hatten die Aufgabe, Panzersperren zu bauen. Mein Freund Jens Lüthgens aus der Hattstedter Marsch sah einmal, wie die Aufseher, Kapos genannt, einen Häftling fast zu Tode prügeln. Wir waren empört, schwiegen aber. Es hieß, die Kapos seien „Kriminelle“ und die anderen „Politische“. Wofür sie bestraft wurden, konnten wir nur ahnen, aber sie taten uns unendlich leid.

Das Schuhhaus Lassen in der Großstraße hatte eine große Schaufensterfront. Der linke Teil war im späten Herbst 1944 von der „Partei“ zu einer Zelle umgebaut worden. Eine Schaufensterpuppe hockte in gestreifter Häftlingskleidung auf einer Pritsche, den Kopf in die Hände gestützt und stierte auf ein imitiertes Zellenfenster. Mit großen Plakaten waren die Wände gepflastert. „Pst, Feind hört mit!“, und die drohende Figur des „Kohlenklau“ sehe ich noch deutlich vor mir.

Diese Bilder, dazu der ständige Fliegeralarm und nachts die den Himmel absuchenden Wehrmachtsscheinwerfer und die von den feindlichen Flugzeugen als Markierung in den dunklen Himmel gesetzten „Tannenbäume“ schufen eine unheimliche Atmosphäre. Dazu dann noch die Siegesmeldungen der Deutschen Wehrmacht, in denen ständig von Geländegewinnen gesprochen wurde, die aber kurz darauf im „heldenhaften Abwehrkampf mit strategisch wichtigen Rückzügen“ wieder aufgegeben werden mußten. Dies alles wurde nur im engsten Freundes- und Familienkreis besprochen und bitter kommentiert. „Achtung, Feind hört mit!“ wurde damals zum geflügelten Wort. Gemeint waren aber Parteispitzel und Denunzianten.

Witze kursierten heimlich über „Herrman Meier“, den großen Feldmarschall, der vor den Bomberangriffen auf deutsche Städte Hermann Göring



*Abb. 8: Mein acht Jahre älterer Bruder Reinhard ist Marinesoldat geworden (1942). Er war bei Kriegsende lange vermißt und kam erst Ende 1947 aus der Gefangenschaft zurück. Ich trage die bei Jungen damals häufige Marinebluse.*

bel und dem markanten „Germany Calling“ – „Germany Calling“ wurde immer mehr zur verlässlichen Informationsquelle, denn die Wehrmachtsberichte mit den vielen Siegesmeldungen konnten einfach nicht mehr stimmen. Die Angst vor den Russen wuchs weiter, wir hofften auf die Engländer und Amerikaner. Zwei Männer, einer von der Kreisleitung in Parteiuniform und der andere in Zivil, besuchten uns um diese Zeit im Abstand von nur drei Wochen. Zuerst meldeten sie meinen Bruder im Mittelmeer als vermißt, dann meinen Vater in Frankreich. Meine Mutter zeigte nach außen eine unglaubliche Zuversicht. „Beide leben, ich weiß es genau“, sagte sie jedem, der sie trösten wollte, und sie hatte recht, denn mein Bruder wurde mit seinem Torpedoboot zwar in der Adria versenkt, aber nach 20 Stunden von griechischen Partisanen gerettet und kam später nach Afrika in englische Kriegsgefangenschaft; mein Vater geriet bei Dijon in französische Gefangenschaft, aber dies alles erfuhren wir erst 16 Monate später durch das Schweizer Rote Kreuz.

An die letzten Kriegswochen erinnere ich mich nur noch schemenhaft. Wasser und Strom wurden oft abgestellt oder durften nur noch stundenweise gezapft werden. Alle elektrischen Geräte wurden registriert, und einige durften nicht mehr benutzt werden. Unsere Hauszentralheizung wurde durch einen Kanonenofen im Wohnzimmer ersetzt. Ganz Husum war voller Ausgebombter und Flüchtlinge. Täglich wurden es noch mehr. Die Flüchtlingstrecks mit den schönen Pferden aus Ostpreußen und Pommern zogen langsam durch die Stadt, sammelten sich auf dem Viehmarkt und wurden von dort auf die Bau-

hieß, und seinen großen Schellenbaum, nämlich die Ordensspangen auf seiner breiten Brust, sowie über Dr. Josef Goebbels, dessen tatsächlich verkrüppelter Fuß kein Klumpfuß war, sondern die „Batterie für seine Schnauze“ oder seine Angriffskommentare: „3000 deutsche Soldaten zu meiner Linken und 3000 Soldaten zu meiner Rechten, im ganzen 33000 Soldaten, die im heldenhaften Kampf die Russen zurückjagen.“ Jeder kannte diese Witze, nur wußten wir, daß das Erzählen „Wehrkraftzersetzung“ war, und hierauf stand die Todesstrafe.

Die letzten Kriegesmonate erlebten wir wie in Trance. Sogar ich wußte, daß der Krieg endgültig verloren war. An die Goebbelschen Wunderwaffen glaubten wir nicht mehr – oder sie galten als technische Wunder, die nicht kriegsentscheidend waren. Der englische Sender mit seinem Trommelwir-

ernhöfe der umliegenden Dörfer verteilt. Menschen gingen von Haus zu Haus und suchten Unterkunft. Meine Mutter wartete nicht auf die Beamten des Wohnungsamtes, die jedes Haus besuchten und nicht unbedingt benötigte Zimmer beschlagnahmten, um Flüchtlinge einzuquartieren. Sie stopfte jedes unserer Zimmer mit Flüchtlingen voll. „Sie sind doch alle so nett und haben alles verloren. Auch ihre Heimat“, sagte sie Margrit und mir.

Mit vierzehn Menschen lebten wir in unserem Einfamilienhaus: die Lenders aus Elbing mit ihren alten Eltern, Herr Quedtnau, der urige Eisenbahner aus dem finstersten Ostpreußen, die vornehmen Steinke, er vor kurzem noch Regierungsrat am Landratsamt in Ueckermünde und der entlassene Offizier, Herr Ücker, aus Pommern. Wir wurden eine verschworene Hausgemeinschaft und trafen uns jeden Abend im einzigen warmen Raum, unserem Wohnzimmer.

Dann die letzten Kriegstage im Mai 1945. Hitler hatte sich in der Reichskanzlei erschossen, Dönitz war neuer Führer. „Heil Dönitz“, hörte ich einen Freund sagen, wir lachten nicht, guckten uns nur verwundert an. Der Bahndamm hinter unserem Haus war voller Menschen; sie biwakierten dort draußen bei dem guten Wetter. Fliegeralarm herrschte fast ununterbrochen. Englische Spitfires jagten über die Stadt, einer flog im Tiefflug um den Wasserturm und zog eine Kurve über unserem Haus. Aus der Bodenluke konnte ich den Piloten erkennen. Er trug eine Maske mit einem langen Schlauch. Seine Hände umklammerten den Steuerknüppel mit den roten MG-Abschußknöpfen, und ich glaubte durch die Pilotenbrille seine Augen zu sehen.

Die letzten Kriegs Nächte gingen wir bei Alarm zu Hunderten an den Deich. Im Blockwagen zog ich unsere nötigsten Habseligkeiten. Das so grausig-vertraute Dröhnen der feindlichen Motoren, die gesetzten „Tannenbäume“, die Suchscheinwerfer und einzelne Flakschüsse schufen ein unwirkliches, mir für immer unvergeßliches Bild.

Dann endlich: Unconditional Surrender! Bedingungslose Kapitulation!

Gerade da lag ich mit einer schweren Gehirnerschütterung und einer großen Wunde am Bein eine Woche nach einem Fahrradunfall im Bett. Meine Schwester berichtete mir alles, was draußen los war. Die ersten Engländer wurden in einem Jeep am Hafen gesehen. Die Stadt schien wie gelähmt. Nahrungsmittel hatten wir. Zwei Tage vorher wurde ein Militärlager geräumt, und wir trugen von Kaufmann Peters Zucker, Brot und viel Salz nach Hause. Dann – – Stille, wie im Auge eines Orkans.

Wir waren alle froh, den Krieg überlebt zu haben, nur wie geht das Leben weiter? Unsere Hausgemeinschaft hockte am Radio. Berichte über Berichte, denn die KZs waren befreit, und Augenzeugen berichteten. „Ich glaube es nicht! Ich glaube es nicht! Es kann doch nicht wahr sein! Wir wurden alle verurteilt!“ Ich höre noch die entsetzte Stimme von Herrn Steinke. Wir wußten aber alle: Es war wahr! Wir trauten den Nazis nun alles zu.

„Meine“ ersten Engländer sah ich einige Tage später. Gegenüber von unserem Haus war auf einer Wiese eine Barackensiedlung für Ausgebombte gebaut (heute die Lorenz-Lassen-Straße). Vor einer Baracke hielt ein Panzerspähwagen, mit zwei Tommies besetzt. Sie sprachen mit einer jungen Frau. Sofort bil-

dete sich eine Traube von Kindern. Gespannt hockte ich am Fenster und sah, daß plötzlich die Kinder in den Wagen kletterten, und der Fahrer mit ihnen einmal um den Block fuhr. Das war also das „No-fraternizing“-Gebot der Engländer, von dem wir gehört hatten: nämlich der Befehl an die britischen Soldaten, private Kontakte mit Deutschen zu meiden.

Da meine Wunde sich entzündete, ging ich humpelnd zur Rot-Kreuz-Baracke auf dem Bahnhofsvorplatz. Hier wurde ich nach stundenlangem Warten medizinisch versorgt. Auf dem Rückweg traf ich Helle Bahr aus der Eisenbahnersiedlung. Er war zwei Jahre älter als ich, und wir hatten gelegentlich zusammen gespielt „Na, Ausborn, jetzt bist Du wohl der große Mann!“ begrüßte er mich in einem ironischen Ton. „Warum denn?“ fragte ich. „Wegen der Geschichte mit deinem Vater!“ rief er und wandte sich von mir ab. Verwirrt ging ich nach Haus und suchte das Gespräch mit meiner Mutter und Schwester. Jetzt erst 1945, elf Jahre später, erfuhr ich, was damals in der Herzog-Adolf-Straße an meinem ersten Geburtstag wirklich geschehen war. Es waren keine Diebe, die bei uns eingebrochen hatten, es waren Schlägertrupps der SA, die unsere Wohnung verwüstet, meinen Vater abgeführt und in „Schutzhaft“ genommen hatten. Ich war wie gelähmt, sog das Gehörte wie ein Schwamm auf. Verarbeitet habe ich es aber erst viel später, denn in den nächsten Tagen und Wochen geschah so viel, daß das Schicksal meiner Eltern während der Nazizeit für mich im Augenblick unwichtig wurde. Außerdem war jetzt fast jeder plötzlich „dagegen“ gewesen, und in diesen Chor wollte ich mich nicht einreihen.

Eine der ersten Maßnahmen der Besatzung war das Einsammeln jeglicher Waffen und Fotoapparate. Überall hingen Plakate, die bei Nichtbefolgung die Todesstrafe ankündigten. Ich kannte das Versteck unseres Luftgewehres auf dem Dachboden und lieferte es zusammen mit einem alten Fotoapparat gegen Quittung in einer Waffensammelstelle in der Krämerstraße ab. Vor meiner alten Rödemisser Schule brannten tagelang große Feuer, in denen Gewehre verbrannt wurden. Deutsche Soldaten taten dies unter schwer bewaffneter englischer Aufsicht.

Noch immer mehr Menschen kamen nach Husum: Soldaten und Flüchtlinge in Scharen. Die Soldaten wurden geschlossen in große Sammellager gebracht. Eines davon waren die Lagerschuppen am Hafen. Ganz Eiderstedt wurde abgeriegelt und zu einem großen Gefangenenlager für deutsche Soldaten. Zuerst kampierten die Soldaten auf den Feldern, später wurden Scheunen für sie freigegeben. Die Lebensmittelversorgung dort war chaotisch, ebenfalls waren es die hygienischen Verhältnisse. Viele Krankheiten waren die Folge.

Ich besorgte mir damals meinen ersten Job: Englischer „Dolmetscher“ an der Straßensperre der heutigen B 5 am Ortsausgang Rödemis. Frauen und Kinder durften die Sperre ungehindert passieren. Männer, ob Soldaten oder nicht, brauchten einen Passierschein. Die englischen Soldaten hatten große Verständigungsprobleme, denn sie konnten kein Deutsch. Ich stand lange am Schlagbaum und beobachtete die Lage. Als es zu einer lautstarken Auseinandersetzung mit einem zurückgewiesenen Landser kam, sprang ich mit meinen englischen Sprachfetzen ein und fing an zu übersetzen. Von nun an war ich in jeder freien Minute am Übergang und dolmetschte. Mit einigen Engländern freun-

dete ich mich schnell an, und sie verbesserten mein Englisch. Ich brachte ihnen dafür einige deutsche Sprachbrocken bei. Nachträglich wundere ich mich doch sehr, wie gut ich nach einem einzigen Jahr Englisch bei Frl. Ostermann schon die Sprache anwenden konnte. Der tägliche Umgang mit den Engländern wurde mir schnell zur Gewohnheit. So war ich auch nicht erstaunt, als 4 Wochen nach der Kapitulation zwei bewaffnete Engländer vor unserer Haustür standen und fragten, ob wir ein Badezimmer hätten, in dem sie baden könnten. Nach kurzer Beratung mit meiner Schwester verabredeten wir einen Termin um 20 Uhr. Zwei Stunden vorher organisierten wir Holz und heizten den Waschkessel an. Die Gasleitung war tot, so konnte der Badezimmerboiler nicht benutzt werden. Dann schleppten wir eimerweise das heiße Wasser zwei Treppen hoch und warteten auf den Besuch. Pünktlich kamen die beiden, jeder mit einer Maschinenpistole bewaffnet. Wir setzten uns zuerst ins Wohnzimmer, und einige unserer großen Hausrunde bemühten sich, ihr Englisch hervorzukramen. Dann gingen die beiden Soldaten nach oben ins Bad und ließen die mit scharfer Munition geladenen MPs in einer Ecke im Wohnzimmer stehen. Ich war fassungslos über ihr Vertrauen in uns und hielt es für sehr leichtsinnig. Wie konnten die beiden wissen, daß ich keiner der verrückten Wehrwölfe war, die in den Köpfen der Sieger herumspukten. Im richtigen Alter dafür war ich.

Besuch von Engländern bekamen wir in diesen Wochen noch öfter. Sie durchsuchten Schränke und Bücherborde, angeblich nach Naziliteratur und Waffen. Als sie den Ehrendegen meines Vaters aus der Friedenszeit in einem Versteck fanden, gab es ein Riesengebrüll. Wir rechneten schon fest mit unserer Verhaftung. Dann gingen die Soldaten aber plötzlich und nahmen einige Bücher und den Degen mit. Bei einem Soldaten glaubte ich, als er die Tür laut hinter sich zuschlug, ein breites Grinsen zu sehen. Heute vermute ich, es war ein privat veranstaltetes „Andenkensammeln“ im Feindesland.

Viele Häuser wurden nun von der Besatzungsmacht beschlagnahmt, Teile der Lämmerfenne zum Sperrgebiet erklärt. Die Grammsche Villa wurde das englische Offizierskasino. Offiziell hatte die englische Regierung ihren Soldaten den privaten Kontakt mit Deutschen strikt untersagt. Nur es hielt sich fast niemand daran. Es fing an mit den deutschen „Frauleins“, die zuerst Freundinnen, dann aber später in vielen Fällen Bräute und Ehefrauen wurden. Natürlich



*Abb. 9: Arno und Margrit Ausborn 1945 mit dem 18-jährigen englischen Besatzungssoldaten Sid aus London.*

waren diese Mädchen bei den Deutschen nicht beliebt, und es wurde über sie getuschelt. Nur so ganz ernst nahmen wir dieses Tuscheln nicht, und viele suchten den Kontakt. Die Beziehungen zu den Besatzern bedeuteten nicht nur Tee, Kaffee und Schokolade, sondern auch Zigaretten, die auf dem Schwarzmarkt landeten und bald zur neuen Währung wurden.

Herbst und Winter wurden hart. Lebensmittelkarten wurden verteilt; was wir darauf kaufen konnten, reichte aber nicht zum Sattwerden und Überleben. So mußte organisiert werden. Der Schwarzmarkt war zwar – wie bei den Nazis – illegal. Wurde man aber bei einer Razzia gefaßt, so gab es Strafen, die wirkten nun nicht mehr abschreckend, sondern wurden als Kavaliersdelikt hingenommen. Zuchthaus- und Todesstrafen gab es für diese Vergehen nicht mehr. Ich hörte zwar von Verhaftungen wegen Schiebereien, kenne aber keinen konkreten Fall aus der damaligen Zeit, und als ich später, 1950, ein polizeiliches Führungszeugnis für einen Auslandsaufenthalt beantragte, war dieses mit dem Stempelaufdruck versehen: „Strafen für den Zeitraum von 1945 bis 1948 sind in diesem Zeugnis nicht erfaßt“.

Wie kamen wir nun an Lebensmittel? Das Steuerberatungsbüro meines Vaters lief noch mit zwei Angestellten. Meine Mutter hatte eine Ausnahmegenehmigung des Finanzamtes erhalten. Einige unserer Klienten waren Müller, Bauern oder hatten einen Lebensmittelladen, so fiel für uns manchmal etwas ab. Mehl, Kartoffeln und Gerstengrütze konnten wir in kleinen Mengen ohne die nötigen Marken kaufen. Ich wurde dann abends an die Hintertür bestellt, und ein Paket wechselte gegen RM-Bezahlung den Besitzer. Unter dem Mantel oder im Rucksack versteckt, lieferte ich es dann zu Hause ab. Einmal hatte ich keine Lust, alleine in die Osterhusumer Straße zu gehen, und nahm einen Freund mit, den ich aber vor dem Geschäft warten ließ. Am nächsten Tag hatte ich großen Ärger. Er hatte es wohl seiner Mutter erzählt, und die wollte auch dort einkaufen! Nun wurde ich sehr vorsichtig und verschwiegen.

Alle Haushaltsgegenstände, Teppiche und Schmuck wurden daraufhin geprüft, ob sie noch nötig waren. Nach und nach wurden sie dann getauscht. Fahrräder und ihre Ersatzteile hatten einen hohen Wert, denn das Fahrrad ermöglichte einen großen Einkaufsradius. Mein Tauschgebiet reichte von Witzwort, Simonsberg, über ganz Nordstrand bis zur Hattstedter Marsch. Viele Stunden bin ich mit meinem Rad gefahren, oft mit sehr geringer Ausbeute. Hatte ich Glück und wurde von einem langsamer fahrenden Holzgasmotor-LKW überholt, so spurtete ich und hielt mich an der hinteren Bordwand fest, um nicht strampeln zu müssen. Wie gut, daß meine Mutter diese waghalsigen Manöver nie sah!

Um uns herum in Husum herrschte nicht nur bei Flüchtlingen und Ausgebombten große Not. Wir konnten nicht vielen helfen, aber für unsere Hausgemeinschaft sorgten wir, wann immer möglich. Der Winter wurde eisig, der Kohlenkeller war leer. Ich fand am Rödemisser Binnenhafen auf dem Gelände der Kohlenhandlung Peters eine Stelle, an der unter Grassoden versteckt noch Restkohle aus der Vorkriegszeit lag. Mit Blockwagen und Spaten bewaffnet, zog ich im Dunkeln los und schaffte meistens an einem Abend zwei volle

Blockwagen, deren Inhalt ich im Keller stapelte. Vierzehn Tage hatte ich Glück, niemand merkte etwas. Dann müssen mich Nachbarn gesehen haben. Sie holten „meine“ Kohle schon am Nachmittag, wurden dabei erwischt, und nun war es auch für mich vorbei.

Viele Güterzüge fuhren durch unseren Bahnhof. Sie waren total überladen, und es dauerte lange, bis sie auf eine höhere Geschwindigkeit kamen. Darauf hatten sich besonders Mutige spezialisiert. Sie kletterten auf die Züge und warfen so lange Kohle herunter, bis das Begleitpersonal sie bemerkte und vom Zug jagte. Danach sammelten sie dann die verstreute Kohle in ihre Eimer. Dieses Auf- und Abspringen war sehr gefährlich, und eine Schülerin bezahlte ihren Wagemut beim „Kohleklauen“ mit einem abgefahrenen Bein.

Im Dezember 1945 fing der Unterricht an der Hermann-Tast-Schule wieder an. 84 Schüler waren wir nun in meiner Klasse. An unsere Lehrer Reiners, den späteren Direktor, Dr. Friccius, Magge Bö (Zeichenlehrer Max Böttcher) und Spatz, den gutmütigen Lateinlehrer, erinnere ich mich noch sehr gut, wie sie in ihren umgefärbten und teilweise stark verschlissenen Wehrmachtsuniformen unterrichteten. Ihre persönlichen Daten wußten wir Jungen alle, denn an den Mehrfamilienhäusern hing ein Meldebogen mit den für uns so interessanten Daten der Bewohner.

Am ersten Schultag wurde ich als Klassensprecher abgesetzt. Ich sah mich als Entnazifizierungsopfer und war stinksauer. Der neue Klassensprecher wurde nun demokratisch gewählt, und ich wurde nicht einmal als Kandidat aufgestellt.

Schulleiter war Direktor Keller. „Kommt mit mir in den Direktorkeller“, sagte er zu einigen Kameraden und mir „und holt Stühle“. Über dieses Wortspiel konnten wir gar nicht lachen. Unsere Lehrer waren eingerahmt von Schülern. Alle Tische und Bänke waren überbesetzt. Im Mittelgang und vor der Wandtafel hockten die Schüler in den ersten Wochen, die keinen richtigen Platz ergattert hatten, und schrieben auf den Knien. Jeder, der Stühle zu Hause übrig hatte, wurde gebeten, diese mitzubringen. Viele Einheimische taten es. Auf unserem Boden standen noch fünf schöne Biedermeierstühle aus einer Erbschaft. Ich schleppte sie in unsere Klasse. Nach einigen Monaten waren sie plötzlich verschwunden. Ich hatte einen bestimmten Verdacht, konnte ihn aber nicht beweisen.

Die Stimmung in unserer Klasse war in diesen Monaten nicht gut. Zu groß war unsere Zahl. Und dann der Gegensatz: Einheimische, Ausgebombte, Flüchtlinge. Sogar ein Deutscher aus Lettland war bei uns. Ein großer, starker Kerl. Seine Eltern waren auf der Flucht verschollen. Nach einer Woche wurde er zur Schulleitung zitiert und kam nicht wieder in die Klasse zurück. Er war relegiert, weil er in Lettland nie auf einem Gymnasium gewesen war und sich zwei Jahre jünger gemacht hatte, um leistungsmäßig nicht aufzufallen. Der arme Kerl!

Mein erstes Zeugnis war ganz gut bis auf den Satz: „Sein Betragen war einwandfrei bis auf einen Fall. Er versuchte sich einen unrechtmäßigen Vorteil bei der Schulspeisung zu erschleichen“. Was war passiert? Alle Schüler, nur die nichtbedürftigen Einheimischen nicht, zu denen ich gehörte, bekamen in der

großen Pause Schulspeisung, eine leckere Milchsuppe. Nun war diese von den Engländern sehr reichlich bemessen, und es gab oft einen Nachschlag. Ich sah, daß einige gewitzte Nichtberechtigte sich ein Kochgeschirr besorgten und in die Warteschlange einreiheten. Nach einigen Tagen wagte ich es auch, stellte mich an und bekam einen köstlichen Schlag Milchsuppe. Hierauf hatte offensichtlich unser Hausmeister, Rittmeister L. gewartet. Er packte mich am Kragen und schleppte mich zum Direktor. In der übernächsten Stunde hatten wir Dr. Marke. Wie beiläufig erzählte er diesen Fall und fragte dann, ob es zufällig jemand aus dieser Klasse gewesen sei? Ich versank förmlich hinter meinem Vordermann und machte mich ganz, ganz klein. Melden mochte ich mich nicht.

In den Pausen wurde es besonders deutlich. Wir hatten viele alte Schüler an unserer Oberschule. Sie waren überwiegend ehemalige Offiziere, die von der Schulbank weg – mit Notabitur – eingezogen und Soldaten wurden. Von einem Stichtag an wurde dieses Notabitur nach dem Kriege nicht mehr anerkannt und mußte in Sonderlehrgängen nachgeholt werden. Natürlich hatten diese Männer Schwierigkeiten. Sie waren teilweise fast so alt wie ihre Lehrer und hatten im Feld große Verantwortung getragen. Das schulische Lernen hatten sie verlernt und mußten sich leistungsmäßig an viel jüngeren Schülern messen lassen. In einem Kurs waren einige dieser „Sonderfälle“ nicht zur Prüfung zugelassen. Sie besorgten sich einen LKW, um sich in Kiel bei der zuständigen Behörde zu beschweren. Vor Schleswig wurde ihr LKW an einem Bahnübergang bei Glatt-eis von einem Zug erfaßt, und fünf von ihnen wurden auf der Ladefläche zermalmt. Sie waren sofort tot, unter ihnen der Bruder meines Freundes Heinz Bober, Rüdiger. Er hatte an der russischen Front gekämpft, war als 19-Jähriger mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Unteroffizier befördert wor-



*Abb. 10: Meine Schulklasse, die Untertertia a (U III a) der Hermann-Tast-Schule in Husum, mit unserem Klassenlehrer Studienrat Gerhard Spatz, im Herbst 1948*

den. Im August 1944 wurde er in Estland schwer verwundet. Je einen Steckschuß in Arm und Rücken und Granatsplitter im Kopf. Dies alles überlebte er, um dann bei einem Verkehrsunfall zwei Tage vor dem Heiligen Abend 1946 als 21jähriger mit seinen Kameraden zu sterben. Die ganze Schule war entsetzt und trauerte. Wie elend müssen sich diejenigen Lehrer gefühlt haben, die die Prüfung abgelehnt hatten!

Schulbücher gab es am Anfang noch nicht. Auch am Gymnasium lernte ich wieder aus Büchern, die ich schon von meinen älteren Geschwistern kannte. Sie trugen nur alle einen Stempel: „Von der Militärregierung geprüft und unter Nr. ... vorläufig zum Unterricht zugelassen.“

Wie früher wurde auch nach Kriegsende in der Schule nicht über Politik gesprochen. Neuere Geschichte gab es nicht, und die Zeit von 1920 bis 1945 wurde nach meiner Erinnerung ausgelassen. Wir Schüler sahen das nicht als Nachteil an. Wir alle hatten die letzten Jahre des Tausendjährigen Reiches erlebt und bildeten uns unser eigenes Urteil. Keiner von uns war verspäteter Nazi oder jetzt auf einmal Antinazi. Die Verbrechen der Nazis gegen die Juden glaubten wir und waren nicht so sehr darüber entsetzt, daß diese Verbrechen von Deutschen begangen wurden, sondern vielmehr darüber, daß Menschen überhaupt in der Lage waren, anderen Menschen so etwas anzutun!

1946 schienen wir aus der lähmenden Trance der frühen Nachkriegszeit immer mehr zu erwachen. Die ersten Kriegsgefangenen kehrten zurück. Alle wollten nachholen, was sie in den letzten Jahren versäumt hatten. Ein Feierrausch setzte ein. Alkohol gab es nicht, selbstgemachter Saft und selbst Gebräutes taten es auch, alte Musikinstrumente wurden hervor gekramt und es wurde getanzt und erzählt – nächtelang. Viele dieser Feiern waren in unserem Haus, und meine Mutter war dann eine glänzende Gastgeberin, die immer etwas Eßbares hervorzauberte, was alle zu Begeisterungstürmen hinriß. Es wurde eine glückliche Zeit, die durch Postkarten von meinem Vater und Bruder gekrönt wurde. Sie hatten den Krieg überlebt und warteten sehnsüchtig auf ihre Rückkehr nach Deutschland.

Im September trafen Margrit und ich in der Norderstraße Hannes Holm, den früheren Vereinsturnlehrer des TSV Husum von 1875, in seiner verschlissenen Leutnantsuniform. Er kannte Margrit noch von früher und lud uns zu dem bald beginnenden Turnunterricht in der Theodor-Storm-Schule ein. Ich war vom ersten Tag an begeistert dabei und war stolz, fast jedes Jahr einer der wenigen zu sein, die keinen Turntag versäumt hatten. Für die nächsten Jahre wurde der Verein zu einem der Mittelpunkte meines Lebens – aber mehr darüber später.

Im Herbst 1945 hatte es unsere Nachbarn aus der Beselerstraße 9 hart getroffen. Die Familien Meier und Köster mußten innerhalb von zwei Tagen ihr Zweifamilienhaus räumen. Es wurde Unterkunft des RTO (Railway Transport Officer) und seiner Mannschaft, die den Bahnhof und seinen Betrieb zu überwachen hatten. Lange war das Nachbarhaus abgeriegelt und tabu für uns. Dann – viele Monate später – war das Eis zu den neuen Nachbarn gebrochen. Damit begann für mich eine neue, aufregende Zeit. Ich freundete mich mit den Soldaten an, die teilweise nur wenige Jahre älter waren als ich und ging in ihrem Haus ein und aus. Nachts fuhren einige Engländer mit ihrem Lorry (LKW) zum Ja-



Abb. 11: Arno Ausborn zu Pfingsten, 1950 in Ingelheim bei seiner Kürübung an den Ringen

chen abziehen und teilen dauerte 10 Minuten, für ein Reh brauchte ich ganze 35 Minuten.

Essen gab es nun für uns reichlicher. Einige Eßabfälle unserer Nachbarn „entsorgte“ ich. Was für leckere Dinge fand ich darunter: ganze Dosen Corned Beef und das lappige Weißbrot, welches mir auch damals schon so gut schmeckte. Das wichtigste aber war: Ich wurde Herr der Aschenbecher. Alle Zigarettentkippen, die ich irgendwo im Haus fand, sammelte ich. Von beiden Seiten leicht beschnitten und aus dem Papier gelöst, ergaben sie für unsere damaligen Verhältnisse besten englischen Tabak. Ich konnte nur lächelnd auf alle die herabsehen, die mühsam ihre Kippen mit einem unauffälligen Nagel an der Handstockspitze suchen mußten. Dieser Tabak wurde nun mein Tauschobjekt, und nur ganz wenige Abnehmer rochen noch den Zigarettenuqualm, der an ihm haftete. Sie beschwerten sich aber nie.

Im Frühjahr 1947 kam mein Vater aus französischer und fast ein Jahr später mein Bruder Reinhard aus englischer Kriegsgefangenschaft in Nordafrika zurück.

Beide wollten wie selbstverständlich ihre alten Stellungen in der Familie wieder einnehmen und konnten gar nicht verstehen, daß die damals entstandenen Lücken durch uns längst gefüllt wurden. Meine Mutter hatte die Steuerberatungspraxis mit Hilfe der beiden Angestellten geschickt am Leben erhalten. Sie konnte frei über Geldausgaben entscheiden, machte den Telefondienst und sprach dadurch ständig mit unseren Mandanten. Dies übernahm vom ersten Tag an wieder mein Vater und erwartete, daß sein Dorchen sich nur noch um Küche und Kinder kümmerte. Natürlich traten hierdurch Spannungen auf, die sich leider später verstärkten.

Im Turnverein traf ich natürlich Kinder, deren Väter an der Verfolgung meines Vaters beteiligt gewesen waren. Dies traf auch auf einen Turnkameraden zu. Eigentlich gab es keine großen Probleme zwischen uns. An den Geräten halfen wir uns gegenseitig, sonst ging zumindest ich ihm aus dem Weg. Eines Tages

gen in die umliegenden Wälder. Mit aufgeblendeten Scheinwerfern jagten sie nicht gerade waidgerecht und schossen auf alles, was sich bewegte. Meine Aufgabe war es dann, ihre Beute zu zerlegen. Beim erstenmal warfen sie mir 8 tote Wildkaninchen über den Zaun. Sie wollten nur eins zum Probieren. Danach hatten sie offenbar Geschmack an dem Wild gefunden: Von 10 Kaninchen durfte ich eins für die Arbeit behalten, die anderen forderten sie zurück. Rehe brachten sie auch gelegentlich, die mußte ich allerdings vollständig und portioniert wieder abliefern. Ich entwickelte dabei handwerkliches Geschick: Ein Kanin-

rief mein Vater mich in sein Büro. Dort saß Herr P., sehr blaß und abgezehrt von den Leiden seiner tschechischen Gefangenschaft. Beide sprachen sehr sachlich über die politischen Verfolgungen meines Vaters von 1934 bis 1939. Dann fiel von P. der Satz: „Ich möchte mich in aller Form bei Ihnen, Herr Ausborn, für meinen Anteil an den damaligen Verfolgungen entschuldigen!“ Mein Vater guckte mich lange an, dann Herrn P. und sagte leise: „Ich nehme diese Entschuldigung nicht an. Es tat zu weh, damals!“

Ich konnte meinen Vater verstehen, habe sein Verhalten aber nicht gebilligt.

Juni 1948 – Die Währungsreform war fällig. Jeder wußte, daß sie kam, nur wußte niemand, wie sie aussehen würde und wann sie in Kraft trat. Geld war reichlich, es gab aber praktisch nichts Sinnvolles dafür zu kaufen. Einige Leistungen und natürlich die Nahrungsmittel, die es auf den Lebensmittelkarten gab, waren preisgebunden und daher billig. So ging ich zum Beispiel im Frühjahr 1948 mit 450 RM auf den Husumer Jahrmarkt. Ich konnte das Geld in den Fahrgeschäften gar nicht alles ausgeben, denn eine Runde auf Vespermanns Kettenkarrussel kostete nur 1 RM. Zu trinken gab es nur künstlich gefärbten Himbeersaft. Angeekelt kippte ich ihn weg. Zu essen gab es nichts, was auch nur einigermaßen schmeckte.

In einem Schaufenster sah ich eine von einem Tüftler gebaute Wollspinnmaschine für 850 RM. Natürlich kaufte ich die Maschine sofort, ging an den Husumer Außendeich und suchte eine Tüte Schafwolle. Dann schloß ich, wie vorgesehen, meine Neuerwerbung an die Tretnähmaschine und versuchte zu spinnen. Es funktionierte nicht, konnte auch gar nicht funktionieren, denn die Technik war fehlerhaft. Nach einer Stunde gab ich auf und stellte das Gerät auf den



*Abb. 12: Essenfassen auf Hallig Habel 1947 bei der Erholungsfreizeit des TSV Husum von 1875, gefördert von der englischen Militärregierung, mit Gewichtskontrolle*

Hausboden. Was machte es schon, das Geld war ja eh nichts wert! Viele waren clever und horteten ihr Schwarzmarktgeld in Koffern, um es später umzutauschen. Falsch, dieses Geld wurde vollkommen wertlos, da die Herkunft amtlich nicht nachzuweisen war. Ein Bauer soll damals seine wertvollen Schweine gegen wertlose Aktien eingetauscht haben. Wir amüsierten uns köstlich darüber und hielten ihn für „doof“. Wenn es aber gestimmt hat, ist der Mann dadurch später reich geworden.

Am Sonntag, dem 21.6.1948 kam die Währungsreform, der bis dahin wichtigste Einschnitt nach Kriegsende. Die ganze Familie zog mit den Ausweisen in die Sparkasse, um die 40 DM Kopfgeld abzuholen. Mein Vater gab mir dann aus meinem umgetauschten Sparguthaben 5 DM. War ich jetzt reich. Die ganze Welt konnte ich plötzlich kaufen.

Abends ging ich alleine in die Stadt. Was für ein Wandel! Alle sonst so trostlosen Schaufenster waren mit Waren gefüllt und liebevoll dekoriert. Woher kamen diese nur? Kein Geschäftsmann durfte doch noch am Tag zuvor Waren horten, es war illegal und wurde strafrechtlich verfolgt. Aber niemand fragte nun danach und jeder genoß die Fülle. Bei einer Firma in der Hohlen Gasse sah ich ein Herrenfahrrad für 480 DM im Fenster. Drei Tage später kostete es nur noch 220 DM. Die Marktwirtschaft wurde also schnell gelernt.

Am Tage nach der Währungsreform konnten noch Bahnfahrkarten mit RM bezahlt werden, die dann drei Tage gültig blieben. Unser Klassenlehrer Spatz schickte mich zum Bahnhof, und ich kaufte einen Klassensatz Fahrkarten nach St. Peter-Ording für eine Klassenfahrt. Wie waren wir froh, noch einmal die wertlose RM auszunutzen!

Im letzten Jahr hatte ich eine Meerschweinchenzucht aufgebaut und das Hamburger Tropeninstitut für 30 RM je Tier beliefert. Jetzt packte ich alle meine fast 100 Tiere in einen fachgerechten Transportkorb und legte eine Rechnung über DM 180 bei und schickte die Sendung an das Tropeninstitut. Ich bekam das Geld, gleichzeitig wurde mir schriftlich mitgeteilt, daß die unklare Haushaltslage weitere Einkäufe nicht zuließ und die Geschäftsverbindung gelöst sei. Dies hatte ich erwartet. Am Beispiel meines Meerschweinchenverkaufes unmittelbar nach der Währungsreform habe ich Studenten später das manchmal doch sinnvolle „Prinzip der kurzfristigen Gewinnmaximierung“ erklärt.

Die nächsten Jahre kannte ich nur zwei Ziele, Turnen und Geldverdienen. Genau in dieser Reihenfolge. Nachhilfestunden wurden mein Metier. Als durchaus mäßiger Schüler hatte ich offensichtlich die Gabe, gut mit jüngeren Schülern und – was viel wichtiger war – mit ihren Eltern umzugehen. Den Fabrikantensohn Hermann unterrichtete ich mit einem Pauschalvertrag von 50 DM monatlich. Jeden Tag fuhr ich quer durch Husum zu ihm in die Nähe der Jugendherberge. Seine reizende Mutter versorgte uns immer mit Kaffee und Kuchen. Glatt umschifften Hermann und ich die Klippen seiner frühen Gymnasialzeit. Von den anderen Schülern bekam ich zuerst 2 und dann später 5 DM die Stunde. Ein Schüler, den ich wegen guter Schulleistungen abgeben konnte, brachte dann mehrere neue Schüler. Einschränken mußte ich meine Tätigkeiten bald, weil ich nicht mehr genug Zeit für das Turnen hatte. Was machte ich mit dem Geld? Große Fahrradtouren in den Schulferien! Die erste führte mich

über Kiel und Eutin zufällig an den Bungsberg. Wenn ich damals geahnt hätte, daß ich hier ab 1979 einen landwirtschaftlichen 50-Hektar-Betrieb zur Zucht schottischer Hochlandrinder aufbauen würde, die jedesmal angaloppiert kommen, wenn sie mich auf der Weide mit Leckerbissen erkennen, ich hätte es bestimmt nicht geglaubt und als unerfüllbaren Traum abgetan.

Bis zum Bodensee und nach Österreich fuhr ich mit dem Fahrrad, und mit Vorliebe besuchte ich die Städte, die meinen Eltern auf ihren Paddeltouren so gut gefallen hatten. Kurztouren machte ich gerne zu meiner Tante Ilse nach Hamburg. Abends um zehn fuhr ich mit dem Rad von Husum ab, morgens zum Frühstück war ich dann in der Hansestadt.

Ja, das Turnen! Der Verein wurde meine Heimat, mein zweites Zuhause. An den Lippen von Hannes Holm hing ich und, wann immer er etwas sagte, ich tat es. Sehr begabt als Turner war ich eigentlich nicht, aber ausdauernd und wohl auch ehrgeizig. Wenn am Montag in den Husumer Nachrichten ein Zweizeiler mit dem eigenen Namen erschien und Nachbarn und Freunde die geturnte Punktzahl kannten, das war schon schön.

Pfingsten 1949 wurde die Mannschaft unseres TSV Husum von 1875 Deutscher Jugendmeister im Geräteturnen. Zwei Turner aus dieser Mannschaft mußten aus Altersgründen ausscheiden. Darauf entschieden Willi Böttcher und Hannes Holm: Hermann Knudsen, Franz Clausen, Hans-Erich Gohde und Arno Ausborn verteidigen den Titel! Welch ein hartes Jahr folgte. Willi Böttcher als unser erfahrener Trainer war unerbittlich und spornte uns zu Höchstleistungen an. Wir turnten in jeder freien Minute und genossen die Anstrengung. Auch an den Wochenenden waren wir in der Turnhalle und feilten an unseren Pflicht- und Kürübungen.



*Abb. 13: Vier Husumer Turner bei der Siegerehrung der Deutschen Jugendbestenkämpfe im Geräteturnen in Ingelheim am Rhein: v. l. Hermann Knudsen, Arno Ausborn, Hans Erich Gohde u. Franz Clausen (1950)*

Dann begannen die Ausscheidungswettkämpfe. Wir wurden Kreismeister gegen die sehr guten Bredstedter Jugendturner, Landesmeister etwas später und durften dann Schleswig-Holstein in Ingelheim bei den Deutschen Jugendbestenwettkämpfen 1950 vertreten. Schwierig wurde dort der Wettkampf, denn unser Verein hatte einen ausgezeichneten Ruf, und wir galten als Favoriten. Es wurde ein Traumtag in Ingelheim. Unsere Mannschaft präsentierte sich in Topform und bildete ein tolles Team. Einer stand für den anderen und kämpfte bis über seine Leistungsgrenze hinaus. Und danach, als alles für uns vorbei war, das scheinbar unendlich lange Warten auf das Ergebnis: Dann die erlösende Nachricht: Wir Vier hatten es mit einem hauchdünnen Punktevorsprung geschafft und waren Sieger der deutschen Jugendbestenwettkämpfe im Gerätemannschaftsturnen 1950!

Husum stand bei unserer Ankunft Kopf. Am Osterende mußten wir unseren Bus verlassen, der gesamte Vereinsvorstand empfing uns dort, und im Triumphzug ging es zum Rathaus. Stolz reihte sich mein Vater in die Reihen des Vorstandes ein. Er hatte wohl das Gefühl dazu zu gehören und freute sich über den Erfolg seines Sohnes. Das Rathaus und der Markt waren festlich geschmückt, überall waren große Mikrophone aufgebaut, und der Platz war vollgedrängt mit Menschen. Die Husumer Nachrichten hatten zu einem großen Empfang eingeladen, und dieser war für uns vier Jungen überwältigend. Auf der Treppe des Rathauses standen wir zusammen mit unserem Trainer Willi Böttcher und unserem Turnlehrer Hannes Holm! Was für ein Tag! Sogar der Rundfunk war anwesend und übertrug am nächsten Tag, als wir uns feierlich in das Goldene Buch der Stadt Husum eintragen durften.

Am folgenden Schultag hielt Papa Groth eine flammende Rede, lobte die Mannschaft, die überwiegend aus Gymnasiasten bestand und beschwor den „Geist von Ingelheim“, der in die Mauern unserer Schule einkehren solle. Fortan nannten mich einige meiner Freunde nur noch „Arno, der Geist!“

Zwanzig Jahre später hielt ich auf dem Hamburger Süllberg einen Vortrag über Probleme der Datenverarbeitung. Zufällig war ein Mitarbeiter der Husumer Sparkasse unter den Zuhörern. Er kam anschließend zu mir, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Damals beim Turnen, Arno, da warst Du auf dem richtigen Weg“.

Anschließend wurde ich schulmüde. In Latein, Mathe und Physik hatte ich den Anschluß verloren. „Ausborn – Englisch und Turnen sehr gut. Aber sonst???“ wurde in unserer Klasse zum geflügelten Wort. Der Bruder einer Hamburger Freundin wurde als landesbester Schüler 1950 mit einem Stipendium für ein Jahr nach England geschickt. Nun hatte ich ein neues Ziel. Adressen besorgte ich mir von britischen Organisationen und Familien, schrieb viele Briefe, verhandelte in Hamburg mit der britischen Botschaft, dann mit dem gerade gegründeten akademischen Austauschdienst und hatte endlich alle Dokumente in Händen: das gültige Visum für Großbritannien; einen durch den Officer of Education in Schottland zugesagten Platz als Schüler der Ayr Academy in Ayr; eine Devisenbescheinigung zum Umtausch von 500 DM in Pfund Sterling in der Relation 1 Pfund für 11,80 DM und vor allem die Einladung von Sam und May Patterson, in ihrer Familie zu wohnen! Mit diesen Papieren ging ich



*Abb. 14: Die Deutschen Meister beim Umzug im Osterende am 1. Juni 1950. Es herrschte wieder, wie schon 1949, große Begeisterung in Husum.*

dann zu Direktor Reiners, um meine Beurlaubung von der Hermann-Tast-Schule zu beantragen.

Im Februar 1951 hatte ich es als 17-Jähriger geschafft. London, Bradford und dann Ayr im wunderschönen Schottland waren mein neues Feld! Eine neue Welt tat sich mir auf. Einen Deutschen, der kein ehemaliger Kriegsgefangener war, in Britannien zu treffen, war damals ganz ungewöhnlich und forderte fast jeden Briten zu einer Diskussion über die jüngere deutsch-englische Geschichte heraus. In Ayr wurde ich herungereicht. Headmaster Cairns, meine neuen Lehrer und Klassenkameraden luden mich nach Hause ein, und es wurde wieder diskutiert. Durch einen einfachen Verwaltungsakt wurde mein deutscher Motorradführerschein umgeschrieben, und ich war stolzer Besitzer einer „Driving Licence for all Vehicles except heavy Locomotives.“ Mein Geschichtslehrer Mr. Dobson und einige ältere Schüler brachten mir das Autofahren nun bei, und einmal lenkte ich sogar beim Per-Anhalterfahren einen großen LKW durch das schottische Hochland.

Die Schule machte Spaß, besonders der Sportunterricht. Schon in der zweiten Woche rief mir unser Turnlehrer, Captain Watson, gutgelaunt zu: „Arno, take over!“, ging dann Tee trinken, und meine Klassenkameraden wollten dann immer nur mit mir Bodenturnen. Einige lernten sogar den Salto und Flickflack.



*Abb. 15: Empfang vor dem Rathaus. Der TSV Husum von 1875 stellte immerhin 10 der insgesamt 34 Siegerinnen und Sieger von Ingelheim und der benachbarte TSV Bredstedt die vier Siegerinnen im Mannschaftskampf und Ute Preisler als Einzelsiegerin. Oben links vor der Fahne unser Turnlehrer Johannes Holm, rechts mit weißer Jacke Turnwart Willi Böttcher.*

Diskutiert wurde kontrovers, aber meist sachlich. Böse wurden meine schottischen Freunde nur, wenn ich den ewigen schottisch-englischen Konflikt nicht ganz ernst nahm und darüber meine Witze machte.

Nach fast elf Monaten hatten Husum und mein altes Gymnasium mich wieder. Wie von mir erwartet, wurde ich ein Jahr zurückversetzt und dann ein ganz normaler Oberschüler, der seine Schularbeiten regelmäßig machte, seine Gedichte auswendig lernte, Referate vortrug und tatsächlich später auch das Abitur schaffte.

Es war Sonnabend, der 4. September 1999. Am nächsten Tag war meine Goldene Konfirmation in Husum. Eigentlich wollte ich gar nicht kommen, denn wen von meinen Mitkonfirmanden kannte ich schon noch? Es war fast unmöglich, ein Hotelzimmer zu buchen, denn ein großer Jugendfeuerwehrtag war am Wochenende angesagt. Im Hotel „Windrose“ hatte ich gerade noch Glück. Stundenlang war ich schon durch Husum geschlendert und hatte kein bekanntes Gesicht gefunden. Nun stehe ich in der Adolf-Brütt-Straße und suche den Treffpunkt für das Gesellige Beisammensein. Der Parkplatz ist überfüllt. Auch

hier die Jugendfeuerwehr, denke ich und gehe mißmutig zum Festsaal. Hier muß ich falsch sein; nur ältere Damen und Herren, die sich lebhaft unterhalten. Dann plötzlich, das ist doch Elke, meine unerreichbare Liebe als 14-Jähriger. Wie viele Stunden bummelte ich damals die Neustadt auf und ab, nur um sie aus der Ferne zu sehen? Ein freudiges Erkennen auch bei ihr, und wir lagen uns in den Armen. „Ich bin der Georg, kennst Du mich nicht mehr, wir waren doch 1944 zusammen in Österreich!“. „Hallo, Arno, ich bin der Hein und habe 1951 dein altes Motorrad im Keller repariert“, so ging es stundenlang, und die Zeit schien still zu stehen.

Am nächsten Morgen trafen wir uns dann vor dem Pastorat, um gemeinsam in die Marienkirche zum Festgottesdienst zu gehen. Feierlich schritten wir durch das Kirchenportal. Dann sah ich sie im Geiste wieder: meine Eltern mit meinen Geschwistern Margrit und Reinhard. Sie saßen – wie damals – in der vorletzten Bank und winkten mir zu. Ich wollte auch winken, rückte dann aber nur etwas verlegen meinen Schlips zurecht. Mein Kopf aber war in diesem Augenblick voller schöner Erinnerungen an meine alte Husumer Hei-



*Abb. 16: Auch ein glücklicher Tag für meinen Vater: 1953 wird er Schützenkönig der traditionsreichen Schützengilde von 1586; v. l. Heinrich Suhl, Hans Ausborn, Bruno Petersen.*

mat. Ich fühlte mich glücklich und dankbar für alles, was sie mir gegeben hatte.

Abbildungsnachweis: Abb. 1, 2, 4, 6-17: Archiv Ausborn, Hamburg; Abb. 3: Foto Franz Clausen, Mildstedt; Abb. 5: Archiv Christian M. Sörensen, Mildstedt



*Abb. 17: Das Lehrerkollegium des Hermann-Tast-Gymnasiums 1951.*

# Ende des Schiffbaus in Husum – nur vorläufig? Kurzer Rückblick auf die Werft- und Fischereigeschichte der Stadt

Von Christian M. Sörensen

## Das Aus für den Schiffbau nach 53 Jahren

Eine herbe Einbuße mußte jetzt der Wirtschaftsstandort Husum hinnehmen. Am 28. Januar 2000 und damit 53 Jahre nach ihrer Gründung ging die Husumer Schiffswerft in Konkurs. Von 192 Mitarbeitern erhielten 133 ihre Kündigung, die übrigen 59 wurden in drei Nachfolgebetriebe übernommen, die auf dem Werftgelände am Außenhafen weiterarbeiten.<sup>1</sup>

Begonnen hatte die Geschichte dieser Werft, als der ehemalige Warnemünder Schiffbauingenieur Hans Kröger – zunächst mit seinem Bruder Karl – 1947 das Werftgelände am Husumer Binnenhafen in Erbpacht von der Stadt übernahm, es herrichtete, mit Reparaturen und Umbauten anfang und bald Schiffe baute, hauptsächlich Küstenmotorschiffe: Fischkutter, Zollkreuzer, Passagierschiffe, Schlepper usw.<sup>2</sup> 1950 waren es schon 70 Mitarbeiter, 1978 sogar 775.

*Abb. 1: Das Motorschiff „Stadt Husum“ an der Schiffbrücke (um 1950). Dieser Vorkriegsbau diente als Passagierschiff zu den Inseln und Halligen, später als Ausflugsschiff.*



Hinzu kamen zeitweise etwa 200 Leiharbeiter. Ab 1969 wurde die Produktion nach und nach an den Außenhafen verlegt, wo für 24 Mio. DM ein 11 ha großes Fertigungsgelände ausgelegt wurde mit Hallen und zwei Hellingplätzen, so daß gleichzeitig zwei Schiffe mit bis zu 130 m Länge gebaut werden konnten. Auch zwei Trockendocks für die Schiffsreparatur entstanden hier, zunächst ein 130 m langes, später eines von 150 m Länge. – Bis 1978 war auf dem Gelände am Zingel noch Betrieb. Danach entstand hier nahe der Stadtmitte das neue, wesentlich größere Rathaus, bei dem man die alte Slipanlage als Industriedenkmal beließ.

Im Jahre 1974 wurde auf Wunsch der Werft die Schleusenbreite durch Neubau von 13,50 m auf 22 m erhöht, so daß nun noch größere Schiffe gebaut werden konnten: Fährschiffe, Hotelschiffe, Bohrinselforsorger, Dockschiffe, Schwergutschiffe usw.<sup>3</sup>

Doch in den 1980er und 1990er Jahren gingen die Neubaufträge stark zurück, weil vor allem osteuropäische und ostasiatische Werften dank günstiger Lohn- und Subventionsbedingungen billiger bauen konnten. In den 1990er Jahren fuhr die Bundesrepublik die Subventionshöhe auf 7,5 % zurück, zuletzt blieb die aus Kiel erflachte Hilfe aus. Der unermüdliche Einsatz von Werftchef Uwe Niemann, der seit dem Tode seines Schwiegervaters Hans Kröger 1971 die Werft geleitet hatte, half nicht mehr gegen die unrentablen Rahmenbedingungen im Schiffbau. – In Husum werden jetzt noch Reparaturen und Umbauten von Schiffen vorgenommen, und zwar von der neu gegründeten „Husumer Dock und Reparatur GmbH“, einer Tochter der Rendsburger Kröger-Werft, die Karl Kröger nach Kriegsende gegründet hatte. Weitere Nachfolgebetriebe sind „NOI“ mit der Produktion von Rotorblättern und die aus Hei-



*Abb. 2: Blick von der Zingelschleuse auf den Binnenhafen mit der Husumer Werft um 1950: Reparaturarbeiten an einem alten Marineräumboot aus Holz, das später zur Rettung Schiffbrüchiger bestimmt war.*



*Abb. 3: Das alte Werftgelände mit Gebäuden und Slipanlage um 1980, hier also schon nach der Verlegung des Betriebes an den Außenhafen.*

de stammende Firma „Jacobs Energie“<sup>4</sup> mit dem Bau von Windkraftanlagen, der seit 1986 auf der Husumer Werft betrieben wird. Gerade bei dem letztgenannten Betrieb werden die Geschäftsaussichten günstig beurteilt: Die Zahl der Mitarbeiter ist von 22 im Januar auf 96 im August 2000 gestiegen.<sup>5</sup>

### **Schiffbau in Husum schon um 1500**

Schiffbau wurde in Husum schon in den Anfängen der Stadtentstehung betrieben.<sup>6</sup> Nach Angaben von C. Danckwerth hatte Husum von 1500 bis 1520 „viertzig schöne große Schiffe, ohne die kleinen, deren vielmehr gewesen, gehabt, deren Reder, Schiffer und Bodsleute, wenig Strändering außgenommen, allzusammen Husumer gewesen“. Alles spricht dafür, daß Husum zu dieser Zeit schon eine eigene Schiffswerft hatte. Für 1572 ist sie bezeugt; denn in diesem Jahr ließ sich der Hofbesitzer Backe Dethlefsen, wohnhaft auf der Maas in Nordhusum, zusammen mit seinem Kompagnon Haie Thießen ein hochseetüchtiges Schiff in Husum bauen, das nach Danzig und von da nach Eckernförde und später nach Bremen fuhr.<sup>7</sup>

Von 1762 an ist fast ständig Werftbetrieb in Husum gewesen.<sup>8</sup> Von 1796 bis 1870 betrieb Familie Paasch die Werft mit bis zu 20 Mitarbeitern und verkaufte sie danach an die Stadt. Bis zum 2. Weltkrieg wurden hauptsächlich Reparaturen ausgeführt wie schon in den beiden Jahrhunderten vorher. Allerdings wurden mindestens in den 1930er Jahren einige Fischkutter gebaut.<sup>9</sup> Dies hing mit der in Husum aufblühenden Fischerei zusammen, auf die wir einen kurzen Blick werfen, um vor allem Hinweise auf die Entwicklung der Werft zu bekommen.



*Abb. 4: Die neue Werft noch in vollem Betrieb (Juni 1985): Vorne links zwei Schiffe zur Reparatur in den Trockendocks, hinten am Hafenbecken zwei Schiffe im Bau.*

## **Zur Fischerei in Husum**

Fischfang war seit je ein wesentlicher Bestandteil des Nahrungserwerbs der Menschen. Auch die mittelalterlichen Siedler im Raum Husum haben in der Husumer Au und im Mühlenteich, der ab 1380 bei Osterhusum entstand, Fischfang betrieben, ebenso an der Nordsee – erst recht vor der Reformation, als nach dem altkirchlichen Fastengebot fleischfreie Tage vorgeschrieben waren, der Fisch jedoch nicht darunter fiel. In diesem knappen Rückblick müssen wir uns auf die summarische Feststellung beschränken, daß die Fischerei noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts für Husum kaum Bedeutung hatte. Brigitta Seidel stellt in ihrem neuen Buch über die „Küstenfischerei in Nordfriesland“ auch für Husum eine „um einige Jahrzehnte verzögerte Entwicklung im nördlichen Fischereigebiet gegenüber Büsum und Tönning“ fest. Bis zum 1. Weltkrieg habe der „Gelegenheitsfischer“ vorgeherrscht. Es habe jedoch einige wenige Berufsfischer gegeben: „1914 waren es neun Fischer, die auf traditionelle Weise mit dem Segel- oder Ruderboot die Priele zwischen Husum und Nordstrand abfischten und ihre kleinen Fänge sofort in der Stadt verkauften.“<sup>10</sup>

Schon vor 1900 begannen einige ältere Männer den Krabbenfang berufsmäßig mit 5-6 m langen Booten, wie Ferdinand Rosenberg in seinem Beitrag über die „Husumer Fischerei einst und jetzt“ angibt. Aus zeitgenössischen Quellen macht er nähere Angaben zur Entwicklung der Kutterfischerei.<sup>11</sup>



*Abb. 5: Husumer Fischkutter in der Abenddämmerung (1956/57). Die Fischerei stand damals mit 40 Fahrzeugen noch in Blüte.*

Nachdem schon vor 1914 ein aus Tönning stammender Fischer den ersten Fischkutter in Husum fuhr, aber nach zwei Jahren nach Tönning zurückkehrte, übersiedelten 1916 drei Fischer von Büsum nach Husum, um von hier aus mit ihren Motorfischkuttern Muscheln für Büsumer Firmen zu fangen. Bis 1918 wuchs die Husumer Flotte auf 12 Kutter an. Die Kutter waren damals 8 bis 11 m lang. Mit der Vergrößerung auf 16 m Länge und der Verstärkung der Motoren wurden auch der seewärtige Krabbenfang und der Heringsfang möglich. Der Heringsfang hatte von 1918 bis 1928 Hochkonjunktur, und zwar jeweils in den Wintermonaten. So kamen im Winter 1923/24 an die 200 Kutter von der ganzen deutschen Nordseeküste im Husumer Hafen zusammen. Auch Seemoos, das zum Blumenschmuck aufbereitet und versandt wird, brachte in der Mitte des 20. Jahrhunderts wichtige zusätzliche Verdienstmöglichkeiten.

Um 1960 erlebte die Fischerei in Husum ihren Höhepunkt, als rund 120 Mann an Bord beschäftigt waren und vier Konservenfabriken die Fänge verarbeiteten. Es unterstreicht die damalige Bedeutung der Husumer Fischerei, daß Fritz Lorenzen, der tatkräftige Vorsitzende des Fischereivereins (gegründet 1928)<sup>12</sup> und der Fischereigenossenschaft (gegründet 1948), ab 1956 den Bau der Fischersiedlung mit insgesamt 57 Einfamilienhäusern durchsetzen konnte. Nach ihm ist jetzt im Jahre 2000 ein Gang am Außenhafen benannt worden.<sup>13</sup>

Die folgenden Zahlen zu den Kuttern geben das Aufblühen und den Rückgang der Husumer Fischerei im 20. Jahrhundert wieder:<sup>14</sup>

Jahr	Anzahl der Kutter
1916	3
1918	12
1936	19
1952	24
1957	40
1960	45
2000	6-7

Der Rückgang in den letzten Jahrzehnten hat viele wirtschaftliche und persönliche Gründe, die auch mit den gestiegenen Freizeitansprüchen zusammenhängen und hier nicht näher erörtert werden können.

### Übergang vom Holz- zum Stahl Schiffbau

Für die Husumer Werft bedeutete das Entstehen und Anwachsen der Husumer Flotte, daß sie in den 1930er,<sup>15</sup> vermutlich auch schon in den 1920er Jahren, einige Fischereifahrzeuge bauen konnte, und zwar aus Holz, das bei den kleineren Schiffsbauten noch in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschte. Dagegen ging der Schiffbau bei großen Fahrzeugen viel früher zum Material Eisen bzw. Stahl über, wie ein Seitenblick auf die Nachbarstadt Tönning zeigt. In diesem einst bedeutenden Hafen an der Eidermündung war neben der kleineren Werft, die bis auf den heutigen Tag Holzschiffe baut und sich im Besitz der Familie Dawartz befindet, schon ab 1890 eine große Werft entstanden, die



Abb. 6: Blick auf den Husumer Hafen von Westen im Jahre 2000. Die Straßenklappbrücke für die Westtangente ist schon fertig, aber noch nicht in Benutzung.

große Eisen- bzw. Stahlschiffe baute. Diese weisen aufgrund des Materials die nötige „Torsions- und Biegesteifigkeit der Schiffskörper“ auf.<sup>16</sup> Bis zu 1.600 Beschäftigte hat diese Werft in der ersten Blütezeit gehabt. Von 1909 bis 1914 war sie geschlossen, aber im Ersten Weltkrieg erlebte sie dank militärischer Aufträge ihre zweite Blüte mit wiederum über 1.000 Mann Belegschaft, bis sie 1923 endgültig schließen mußte.

Der Stahlschiffbau begann in Husum erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Übernahme der damals stillgelegten Werft durch die Familie Kröger und hat nun also sein vorläufiges Ende gefunden. Daß der Schiffbau in Husum im 21. Jahrhundert wieder auflebt, erscheint bei dem Auf und Ab seiner Geschichte möglich und hängt bei den heutigen starken internationalen Verflechtungen sicherlich wesentlich von der Entwicklung auf dem Weltmarkt ab.

Abbildungsnachweis: Abb. 1 u. 2: Archiv Ausborn, Hamburg; Abb. 3, 4, 6: Jürgen Dietrich, Husum; Abb. 5: Manfred Magnus, Husum.

### Anmerkungen

- 1 Siehe Reinhard Mesch, Nach 360 Stapelläufen in den Konkurs, in: Nordfriesland 129 (2000), S. 10-15.
- 2 Siehe Wolfgang Jonas, Schiffbau in Nordfriesland – Holzschiffbau in Tönning, Stahlschiffbau in Husum, Husum 1990 (Schriftenreihe des Nordfriesischen Schiffahrtsmuseums Husum 1), hier S. 82 f.
- 3 Vergl. Jonas (wie vor. Anm.), S. 81.
- 4 Siehe Husumer Nachrichten (HN) v. 6. Sept. 2000.
- 5 Siehe HN v. 8. Sept. 2000: „Volle Auftragsbücher bei Jacobs Energie“.
- 6 Siehe Christian M. Sörensen, Husums Entwicklung bis zur Stadtrechtsverleihung 1603, in: Nordfriesisches Jahrbuch 1988, S. 19-92, bes. S. 72 ff.
- 7 Siehe Sörensen (wie vor. Anm.), S. 76.
- 8 Vergl. Ulf v. Hielmcrone, Hans Hoffmann, Peter Ström, Husum – Bild und Geschichte, Husum 1974, S. 103.
- 9 Siehe Jonas (wie Anm. 2), S. 77.
- 10 Brigitta Seidel, Küstenfischerei in Nordfriesland, Husum 1999 (Schriftenreihe des Nordfriesischen Schiffahrtsmuseums Husum 3), S. 79 f.
- 11 Siehe Ferdinand Rosenberg, Husumer Fischerei einst und jetzt, in: Zwischen Eider und Wiedau. Heimatkalender für Nordfriesland, Jg. 1962, S. 49-54.
- 12 Nach Seidel (wie Anm. 10), S. 84.
- 13 Siehe HN v. 28. Febr. 2000: „Ein Gang für Fritz Lorenzen“ von Jürgen Dietrich.
- 14 Zahlen z. T. nach Rosenberg (wie Anm. 11), S. 54.
- 15 Siehe Jonas (wie Anm. 2), S. 77.
- 16 Siehe Jonas, S. 63.

# Sanierung der Kaimauern des Husumer Binnenhafens

Von Jens Beyersdorf

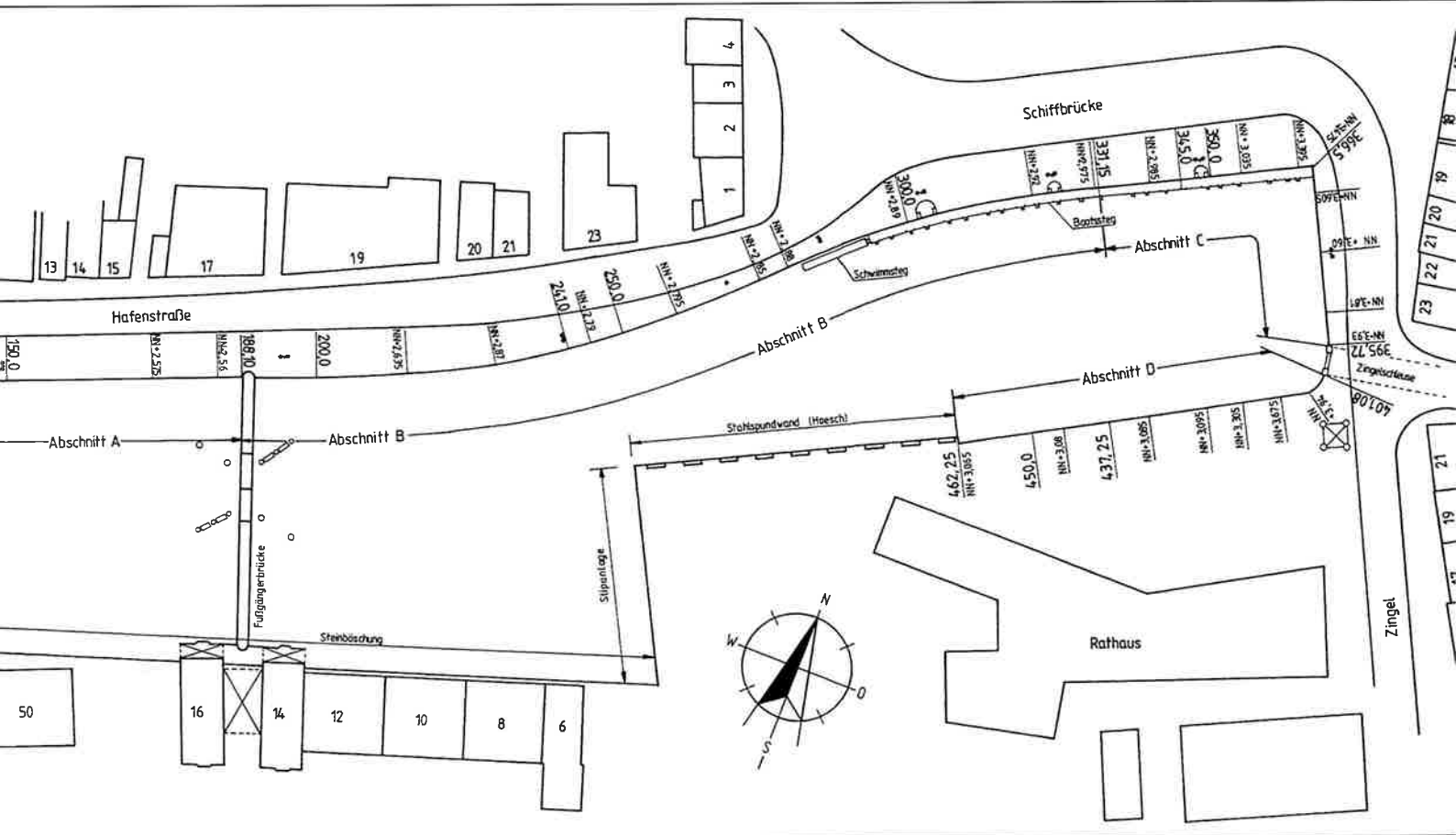
Die Kaimauern des Husumer Binnenhafens wurden als Mauerwerkskonstruktionen auf Holzpfahlgründungen in den Jahren 1871 bis 1889 in mehreren Teilabschnitten erstellt. In den letzten Jahren wurden die unter Denkmalschutz stehenden Kaimauern umfassend saniert, um auch in Zukunft ihrer Aufgabe zu genügen.

Dieser im Eigentum des Landes Schleswig-Holstein befindliche Teil des Husumer Binnenhafens gliedert sich aufgrund der unterschiedlichen Konstruktionen in die Abschnitte A bis D (Abb. 1). Die nicht unter Denkmalschutz stehenden Bereiche der Hafensüdseite bis zur Eisenbahnbrücke sind erst in späterer Zeit erstellt worden; zur Zeit des Baus der Kaimauern war dort noch keine Ufereinfassung vorhanden.

Aus Mitteln des Landes Schleswig-Holstein wurden die Kaimauern in den Jahren 1996 bis 2000 in zwei Bauabschnitten instandgesetzt. Dazu war von der Ingenieurbüro Mohn GmbH, Husum, im Auftrage des Amts für Land- und Wasserwirtschaft Husum (seit 1998: Amt für ländliche Räume) ein Instandsetzungskonzept erarbeitet worden.<sup>1</sup> Der Verf. zeichnete als Projektingenieur des Ingenieurbüros für die Ausführungsplanung des 2. Bauabschnittes verantwortlich.

Die Ursprünge des Husumer Binnenhafens gehen zurück auf das Jahr 1526, als Friedrich I. durch eine Urkunde anordnete, daß zur Beförderung der Schifffahrt und des Handels bei der Schiffbrücke ein Bohlwerk angelegt und ein Kran sowie eine Waage aufgestellt werde.<sup>2</sup> Um dafür den nötigen Platz zu schaffen, wurde eine ganze Häuserreihe zwischen der Hohlen Gasse und dem Damm nach Rödemis abgebrochen. Es entstand ein beachtlicher Stapelplatz: die heute noch in der alten geometrischen Anordnung existierende Schiffbrücke. Bereits im 14. Jahrhundert waren an gleicher Stelle unter Benutzung der Husumer Au Schiffsfliegeplätze entstanden. Von hier aus wurde der Warenaustausch zwischen den Marschen, den Inseln und der Geest, seit Mitte des 15. Jahrhunderts auch in überregionalen Handelsverbindungen (Holland, England) durchgeführt.

Durch den Bau des Bohlwerks bei der Schiffbrücke nahm der Handel im 16. Jahrhundert unter der Regierung des Herzogs Adolf († 1586) einen weiteren Aufschwung. Es entstanden Mälzereien und Brauereien, deren Erzeugnisse hauptsächlich nach Ostfriesland und Holland vertrieben wurden. In den Folgejahren geriet Husum als Hafenstadt durch die verschiedensten Ereignisse jedoch immer mehr ins Abseits. Das Aufblühen der Nachbarstädte Friedrichstadt und Garding sowie der verkehrsgünstig an der Eider gelegenen Stadt



bb. 1: Lageplan des Husumer Binnenhafens mit den Kaimauerabschnitten A (nur teilweise) bis D

Tönning bedeuteten eine Schwächung des Husumer Hafens. Die Sturmflut des Jahres 1634 richtete schwere Schäden auf der Halbinsel Eiderstedt an und vernichtete große Teile der Insel Nordstrand. Der regionale Warenverkehr kam fast völlig zum Erliegen. Nicht zuletzt wirkte sich auch der Dreißigjährige Krieg nachteilig auf das Wirtschaftsleben der Stadt Husum aus.

Im 17. Jahrhundert wurden infolgedessen wenige Veränderungen an den Hafenanlagen vorgenommen. In den Hafen hineingebaute Ladebrücken verfielen und wurden schließlich abgebrochen. Immerhin wurde stattdessen das alte Holzbohlwerk verlängert. Im Jahr 1582 hatte man noch in der Blütezeit des Hafens die Zingelschleuse (einen Vorgängerbau der heutigen Zingelschleuse aus dem Jahr 1858) erbaut, und auch das Südufer des Hafens gegenüber der Schiffbrücke war in dieser Zeit mit einem Bohlwerk versehen worden. In diesen Grenzen verblieb der Hafen ohne wesentliche Änderungen bis zum Jahr 1845, in dem er von der Stadt in das Eigentum des dänischen Staates überging.<sup>3</sup> Die Großschiffahrt im Husumer Hafen war zur Mitte des 19. Jahrhunderts fast völlig zum Erliegen gekommen, da die Husumer Au immer wieder stark verschlickte. Die Verschlickung nahm insbesondere nach dem Bau von Wassermühle und Zingelschleuse zu, da durch diese baulichen Veränderungen die Flutwelle des Heverstroms abgeschnitten worden war. Die Spülwirkung des zuvor weit in das Inland einlaufenden Heverstroms war nicht mehr gegeben. Häufig bildeten sich nach Sturmfluten Sandbänke vor der Hafeneinfahrt und versperrten den Zugang. Auch die inzwischen aufgenommenen jährlichen Baggerungen konnten keine Wende zu mehr Schiffsverkehr bringen. Bei der geringen Schiffahrt reichten die Einnahmen nicht aus, um den Hafen zu erhalten. Die alten Bohlwerke wurden nur notdürftig ausgebessert.

Nach Übernahme des Hafens durch die dänische Regierung sollten die bereits 1842 vorgelegten Planungen für eine durchgreifende Verbesserung der Hafensituation in die Tat umgesetzt werden. Die Planungen sahen vor, im Bereich des heutigen Dockkoogs ein Hafenbecken für Seeschiffe von 377 m Länge und 126 m Breite anzulegen. Es war ein tideunabhängiger Dockhafen geplant; der erforderliche Wasserstand von 6,30 m sollte durch eine Schleuse seewärts eines 47 m langen Durchfahrtkanals reguliert werden. Der bisherige Hafen war nur noch für die Kleinschiffahrt vorgesehen. Die vorbereitenden Arbeiten begannen mit der Bedeichung des Dockkooges bis 1850. Durch die schleswig-holsteinische Erhebung und die kriegerischen Auseinandersetzungen 1848-1850 gerieten die Arbeiten jedoch ins Stocken und wurden aus politischen Gründen auch in den Folgejahren nicht wieder aufgenommen. Spätere Versuche, nach der Übernahme des Hafens durch den preußischen Staat eine Ausführung der Pläne von 1842 zu erreichen, scheiterten nach einer Ministerialbereisung im Jahre 1869 endgültig. Lediglich der Bau einer Schiffahrtsschleuse rd. 1 km westlich der Stadt war im Jahre 1858 ausgeführt worden. Die Schiffahrtsschleuse blieb damit das einzige verwirklichte Bauwerk der ursprünglichen Planungen. Im gleichen Jahr wurde im alten Hafen die neue Zingelschleuse erbaut, wodurch eine verbesserte Spülwirkung erzielt werden konnte. Des weiteren wurde das Holzbohlwerk bis zur Kleikuhle verlängert.

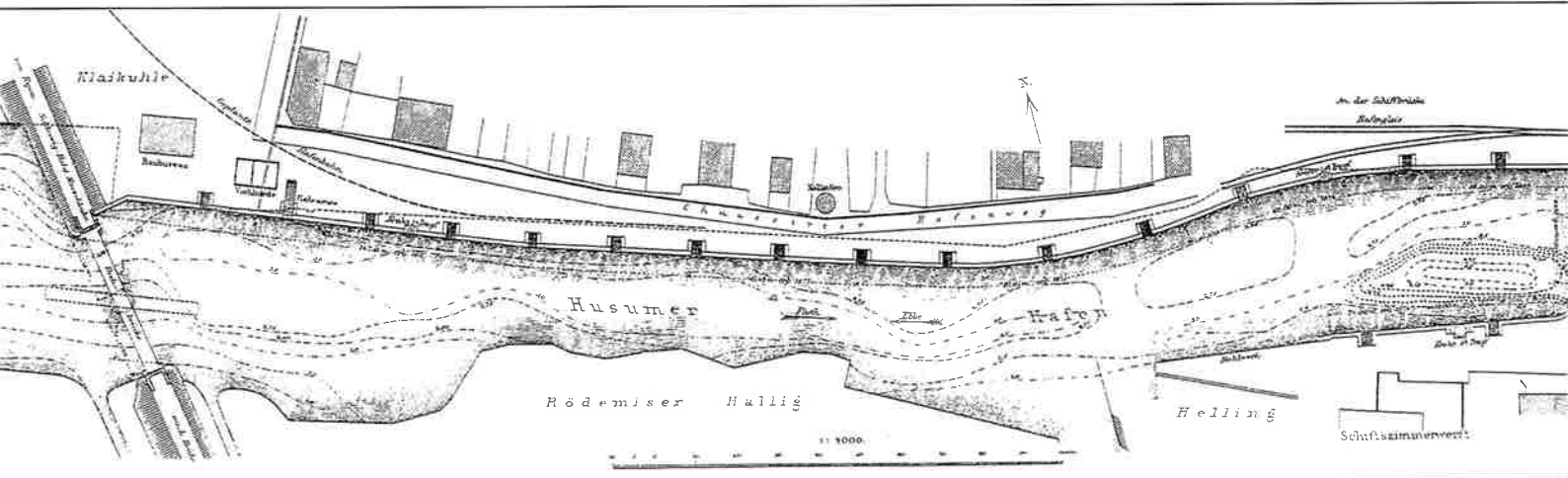


Abb. 2: Binnenhafen Husum im Jahr 1893 nach Fertigstellung der Ufermauern (vgl. Abb. 1)

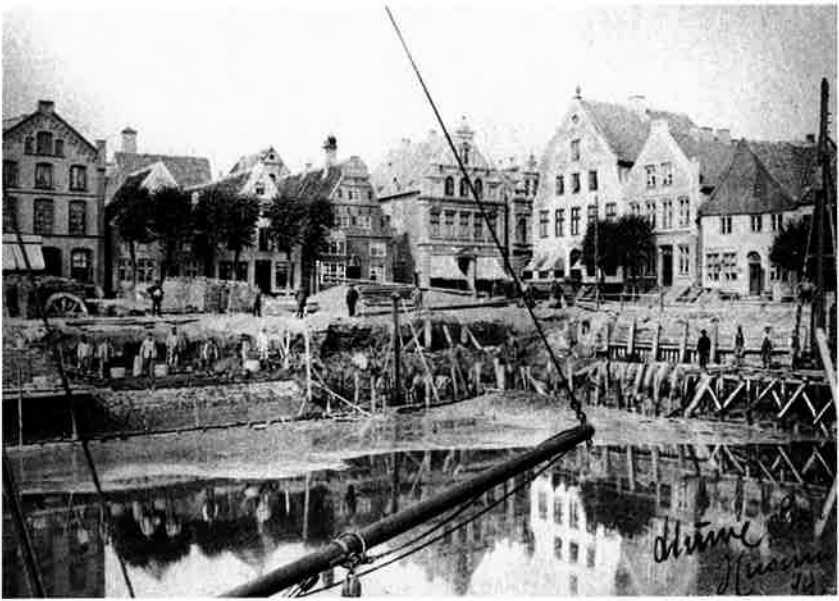


Abb. 3: Bau der Kaimauer im Abschnitt C (Ecke Schiffbrücke/Zingel) im Jahr 1889. Im Bereich Zingel ist das ältere Holzbohlwerk noch erkennbar.

Durch das Aufblühen der Wirtschaft der Stadt Husum infolge des Viehhandels gewann der Hafen wieder an Bedeutung.

Anstelle einer Neuanlage wurde ein Neubau der Uferneigungen an gleicher Stelle geplant. Die verfallenen hölzernen Bohlwände wurden in den Jahren 1871 bis 1889 durch massive Mauerwerkskonstruktionen auf Holzpfahlgründungen ersetzt. In diesem Zustand blieb der Hafen – inzwischen Binnenhafen – bis heute erhalten. Im Jahr 1992 wurde er als Kulturdenkmal unter Denkmalschutz gestellt.<sup>4</sup>

Im Abschnitt A, von der Kleikuhle bis zur Fußgängerbrücke, besteht die Kaimauer aus einer Gewölbekonstruktion aus Mauerwerk, die auf Holzpfählen gegründet ist. Jeder Pfeiler des Tonnengewölbes ist auf insgesamt acht Holzpfählen von 35 cm Durchmesser und einer Länge von 6,50 m bis 7,60 m gegründet. Die übrigen Abschnitte bestehen hingegen aus einer massiven Schwergewichtsmauer aus Mauerwerk. Am Fuß hat diese Mauer eine Querschnittsbreite von rd. 2,20 m. Der Querschnitt verjüngt sich nach oben hin. In den Abschnitten B und D besteht die Gründung aus einer massiven Pfahlkopfplatte aus unbewehrtem Beton, die auf Holzpfählen gegründet ist. In Abschnitt C ist die Schwergewichtsmauer auf einem Holzpfahlrost mit Holzbalkenrost gegründet. Als Baujahre können folgende Zeiten genannt werden: Abschnitt A (Kleikuhle bis zur heutigen Fußgängerbrücke) 1877 und 1887, Abschnitt B (Fußgängerbrücke bis etwa Mitte Schiffbrücke) 1874/75, Abschnitt C (Mitte Schiffbrücke bis Zingelschleuse) 1889 sowie Abschnitt D (Bereich vor dem neuen Rathaus) 1871 bis 1874.

Die Instandsetzung der denkmalgeschützten Kaimauer wurde durch zunehmend sichtbare Schäden notwendig. Neben den offensichtlichen Mängeln am Mauerwerk waren dies insbesondere Schäden an der Holzkonstruktion der Pfahlkopfebene einschließlich der Pfahlköpfe. Eine statische Nachrechnung ergab, daß in den Abschnitten A und C die notwendigen Sicherheiten – auch unter Berücksichtigung, daß es sich um ein historisches Bauwerk handelt – nicht mehr gegeben waren. Die Aufnahme der horizontalen Lasten aus dem Straßenverkehr war in diesen Abschnitten nicht mehr gewährleistet. Es war eine Tragwerkssanierung erforderlich.

Die in Auftrag gegebenen Materialgutachten zeigten jedoch glücklicherweise, daß sowohl das Mauerwerk als auch die Holzpfahlgründung zwar Schäden aufwiesen, jedoch instandsetzungsfähig waren. Für die Aufnahme von vertikalen Lasten sind die vorhandenen Holzpfähle bei eingeschränkter Verkehrsbelastung auch in Zukunft geeignet. Für die Wahl der möglichen Instandsetzungsmaßnahmen wurden verschiedene Varianten erörtert. Näher untersucht wurden die folgenden fünf Varianten, nachdem einige Vorschläge als technisch nicht durchführbar ausgeschieden waren:

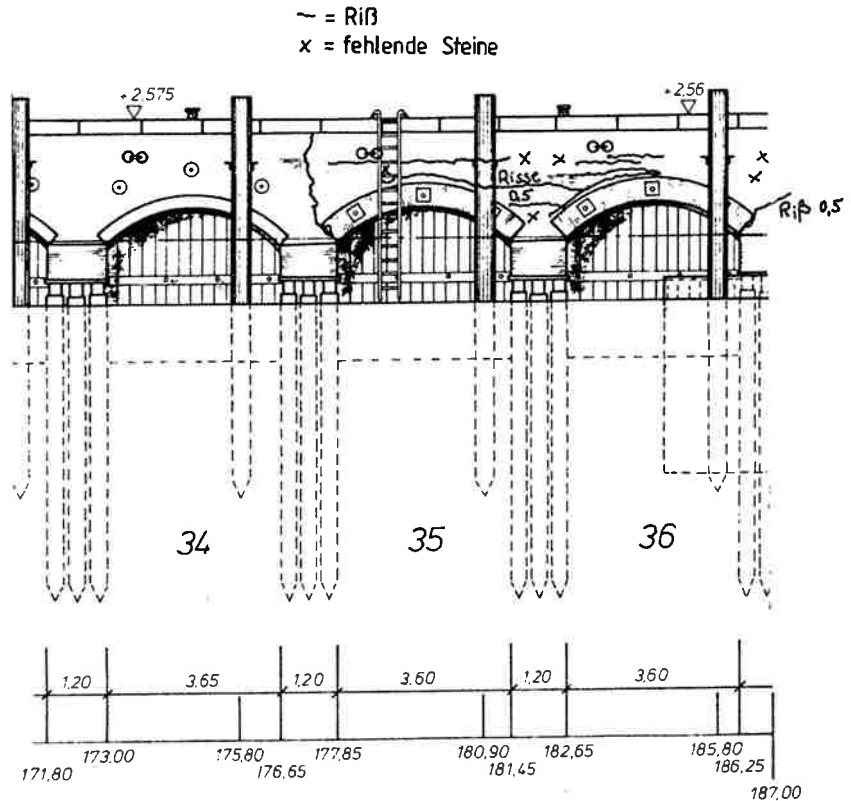


Abb. 4: Teilansicht der Gewölbekonstruktion in Abschnitt A

- 1) Vorgesetzte Stützböschung
- 2) Vorgerammte Stahlpundwand
- 3) Direktverankerung mit Ankerwand
- 4) Hintergesetzte Bohrpfehlwand
- 5) Hintergesetzter Pfahlbock mit Bohrverpreßpfählen

Hauptkriterien zur Beurteilung der Sanierungsvarianten waren neben der technischen Durchführbarkeit insbesondere denkmalpflegerische Aspekte, aber auch Bau- und Unterhaltungskosten. Aus technischer Sicht war es außerdem wünschenswert, aufgrund der flachgegründeten alten Bebauung der Hafestraße Rammarbeiten möglichst zu vermeiden. Bei den vorhandenen Weichschichten mußten somit besondere Vorkehrungen getroffen werden, um Schäden an der vorhandenen Bausubstanz zu vermeiden. Die technisch möglichen Varianten einer vorgesetzten Stützböschung oder einer vorgerammten Stahlpundwand schieden aus denkmalpflegerischen Gründen aus. Favorisiert wurde die Lösung einer Direktverankerung mit Ankerwand. Bei den im weiteren Verlauf der Bearbeitung durchgeführten ergänzenden Baugrunduntersuchungen ergab sich, daß diese Variante aufgrund von ansteigenden Weichschichten ohne aufwendige Baugrundverbesserungen und großräumigen Bodenaustausch nicht möglich war. Es kam also nur eine Möglichkeit in Betracht, bei der die aufzunehmenden Kräfte über eine Tiefgründung in den tragfähigen Baugrund übertragen werden.

Die Planung wurde daraufhin geändert, und es wurde als Instandsetzungslösung für die Bereiche A und C eine Rückverankerung der Kaimauer mit Rundstahlankern und hintergesetztem Pfahlbock gewählt. Die auf die Ufermauer wirkenden Horizontalkräfte werden über Ankerplatten vom Mauerwerk auf die Rundstahlanker übertragen. Die Ankerzugkräfte dieser Rundstahlanker werden über einen Stahlbetongurt auf den Pfahlbock weitergeleitet. Die Verpreßpfähle, bestehend aus vorderen Zugpfählen und hinteren Druckpfählen (Pfahlbockkonstruktion), leiten die Kräfte schließlich in den tragfähigen Baugrund ein (Abb. 5). Es kamen Bohrverpreßpfähle mit einem Tragglied aus Stahl zum Einsatz. Sie wurden vor dem Baugrubenaushub von der Kaioberfläche aus hergestellt. Die Druck- und Zugpfähle haben jeweils eine Länge zwischen 15 bis 25 m.

Bei der Herstellung eines Bohrverpreßpfahls wird zunächst eine verrohrte Bohrung bis zur Solltiefe des zu erstellenden Ankerpfahls hergestellt. Aufgrund des kleinen Durchmessers können diese Bohrungen schnell und relativ geräuscharm abgeteuft werden. Bohrhindernisse wie harte Schichten oder Fundamente lassen sich durchbohren. Anschließend wird das Tragglied aus Stahl in das verrohrte Bohrloch eingeführt. Bei dem eigentlichen Verpreßvorgang wird das Verpreßgut, bestehend aus Zementmörtel, von oben unter Druck eingebracht, während gleichzeitig die Verrohrung gezogen wird. Es wird mit einem Verpreßdruck von 5 bis 25 bar gearbeitet.

Da im vorliegenden Fall die alte Konstruktion zur Tragwirkung herangezogen wird, insbesondere zur Aufnahme der Vertikalkräfte, ist weiterhin nur eine reduzierte Belastung aus Verkehrslasten möglich. Im Einzelfall kann jedoch Schwerverkehr zugelassen werden, da die neue Konstruktion auf eine höhere

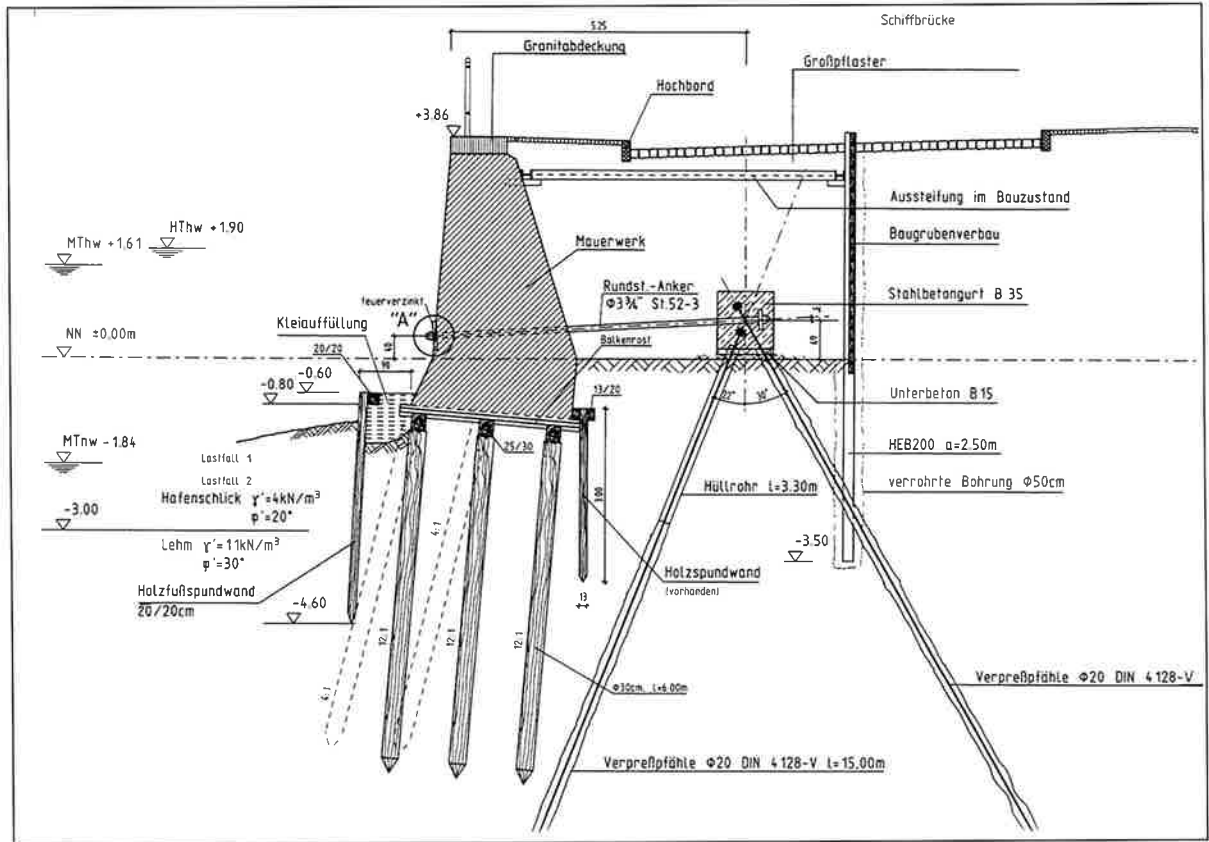


Abb. 5: Querschnitt der Kaimauer in Abschnitt C mit Rückverankerungskonstruktion (Rundstahlanker und hintergesetzter Pfahlbock mit Bohrverpreß-pfählen)

Belastung ausgelegt wurde und der alten Konstruktion kurzzeitig eine Belastung durch Schwerverkehr zugemutet werden kann. Für den zukünftigen Erhalt der Pfahlköpfe wurde eine Konservierung der Pfahlkopfebene notwendig. Durch eine leichte, vorgerammte Fußspundwand aus Holz, die mit Geröll hinterfüllt ist, wird das Austrocknen der Pfahlkopfebene verhindert und die weitere Tragfähigkeit gesichert.

In den übrigen Abschnitten B und D, bei denen die Holzpfahlköpfe in eine massive Stahlbetonplatte einbinden, waren gemäß statischer Nachrechnung die Tragreserven deutlich höher. Hier wurde unter Zugrundelegung einer eingeschränkten Verkehrsbelastung die Gebrauchstauglichkeit und Dauerhaftigkeit des Bauwerks wiederhergestellt, d. h. es wurden eine Mauerwerkssanierung sowie eine Ertüchtigung des Mauerwerks durch eine Vernadelung durchgeführt. Dazu mußte das Mauerwerk in Bereichen mit schadhafte Steinen abgebrochen und in einer Dicke von rd. 45 cm neu aufgemauert werden. Vorhandene Risse wurden verpreßt und schadhafte Fugen neu verputzt. An das zu verwendende Steinmaterial waren hohe Anforderungen zu stellen. Zum Einsatz kamen sogenannte Wasserbauklinker als ungelochte Vollziegel mit einer sehr geringen Wasseraufnahmefähigkeit. Zudem war eine Frostbeständigkeit gefordert. Als Mörtel wurde aufgrund der Arbeiten im Tidebereich ein schnellabbindender Spezialmörtel verwendet, wie er sonst im Kanal- und Schachtbau Verwendung findet.

Zur Wiederherstellung bzw. Verbesserung des Verbundes zwischen der vorderen Klinkerschale und dem dahinterliegenden Mauerwerk erfolgte eine flächenhafte Vernadelung des Mauerwerks durch „Nadeln“ aus nichtrostendem Stahl mit einem Durchmesser von 12 mm, die in Bohrlöcher eingeschoben und anschließend verpreßt werden (Bohrlochlänge 1,4 bis 2,0 m). Zum Verpressen wurde eine schnell abbindende Zementsuspension aus Portlandzement und Traß verwendet. Durch das Verpressen werden außerdem vorhandene Hohlräume im Mauerwerk geschlossen. Die Maßnahmen für die Mauerwerkssanierung und -ertüchtigung waren auch in den Abschnitten mit Rückverankerung erforderlich.

Die Bauausführung erfolgte in zwei Bauabschnitten 1996 bis 1997 und 1999 bis 2000. Mit der offiziellen Abnahme des zweiten Bauabschnitts wurde die Baumaßnahme am 3.8.2000 beendet. Während der Bauzeit wurden Reste der alten Zingelschleuse aus Holz freigelegt und vom Archäologischen Landesamt vermessen und dokumentiert. Insgesamt wurden rd. 340 m<sup>3</sup> Stahlbeton eingebaut sowie 204 Verpreßpfähle hergestellt. 80 m<sup>3</sup> Mauerwerk wurden durch neue Steine ersetzt. Die Baukosten beliefen sich auf rd. 6,5 Millionen DM.

Abbildungsnachweis: Abb. 1, 4, 5: Amt für Land und Wasserwirtschaft, Husum: Binnenhafen Husum, Sanierung der Kaimauern, Entwurf. Bearbeitet von der Ingenieurbüro Mohn GmbH – Büro Husum, Husum, 1995, unveröffentlicht; Abb. 2: Atlas zur Zeitschrift für Bauwesen. Herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Berlin 1893, Blatt 17, darin Abb. 2: „Der innerste Hafen“, hier Ausschnitt. Nach Ex. im Kreisarchiv Nordfriesland, Husum; Abb. 3: Fotohaus Husum (Archiv Knittel)

## Anmerkungen

- 1 Amt für Land und Wasserwirtschaft, Husum: Binnenhafen Husum, Sanierung der Kaimauern, Vorentwurf. Bearbeitet von der Ingenieurbüro Mohn GmbH, Kiel, Husum 1993, unveröffentlicht.
- 2 Literatur zur Geschichte des Hafens: Häfen der Provinz Schleswig-Holstein. 1. Der Hafen bei Husum bis zum Jahre 1891, in: Zeitschrift für Bauwesen. Herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Jg. 43, Berlin 1893, Sp. 61-78. Hierzu 2 Lagepläne in: Atlas zur Zeitschrift für Bauwesen. Herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Berlin 1893, Blatt 17, danach Abb. 2 im vorlieg. Text; Friedrich Müller u. Otto Fischer, Das Wasserwesen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. Dritter Teil: Das Festland, Berlin, 1955; Brar V. Riewerts, Die Stadt Husum in Geschichte und Gegenwart, Husum 1969; Hans Hoffmann: Der Husumer Hafen. Handel, Schiffahrt, Werft, Tourismus. Eine Fotodokumentation von 1946 bis 1989. Texte: Jürgen Dietrich, Konrad Grunsky. Husum 1989.
- 3 „Ueberstragungsakte wegen Uebergangs des Hafens der Stadt Husum an den Staat“ vom 30. Juni 1847, Landesarchiv Schleswig-Holstein, Schleswig, Abt. 79 Dept. II A Nr. 125.
- 4 Eintragung von Kulturdenkmalen in das Denkmalsbuch: Der Binnenhafen in 2250 Husum, Kreis Nordfriesland, Eintragung unter Band F Blatt 75 vom 13.2.1992.

# Husums Kinogeschichte

Von Jürgen Dietrich

## Wanderunternehmer

Als Geburtsstunde des Kinos wird der 28. Dezember 1895 angesehen. Im Grand Café am Boulevard des Capucines in Paris zeigten die Brüder Louis und Auguste Lumière vor zahlendem und noch mehr staunendem Publikum mit dem von ihnen erfundenen Lumière-Kinematographen „lebende Bilder“. 33 Franc betrug die ersten Abendeinnahmen. Keine zwei Jahre vergingen, bis in Husum dieses neue technische Wunder bestaunt werden konnte: Am 28. und 29. September 1897 führte der Wanderunternehmer L. Herwig in der „Centralhalle“ seine Filme vor. „Die Bilder sind naturgetreu, und man meint wirklich, lebende Personen zu sehen“, berichtete begeistert das „Husumer Wochenblatt“ über diese erste Kino-Vorstellung in der Stadt.

Selbst einige Titel der vorgeführten kurzen Filme sind überliefert. So hieß einer der Streifen „Geschwister Barrison“, ein anderer „Serpentinentanz“. In den Kindertagen des Films wird alles auf Zelluloid gebannt, was sich bewegt und Unterhaltungswert besitzt: Straßenszenen, Jahrmarktsattraktionen, Liebesgeschichten. Der Film ist vor allem ein Jahrmarktsvergnügen, eine Unterhaltungsware für Arbeiter und Kleinbürger und wird für wenig Geld konsumiert.

Von nun an kommt der Wanderunternehmer L. Herwig jedes Jahr für einige Tage mit seinem „Salon-Kinematographen“ nach Husum. Besonders einträglich sind die Husum-Besuche für diesen „liebenswerten, bärtigen Mann“, wie er beschrieben wird, zur Jahrmarktszeit. Seine noch reichlich flimmernden „lebenden Photographien“ führt er, per Hand kurbelnd, in der „Centralhalle“, einer Gastwirtschaft mit Saal (Markt 19), vor. Als Lichtquelle, darauf wird ausdrücklich hingewiesen, wird kein explosives Gas, „sondern nur elektrisches Licht verwendet“. Mit einem Heidenlärm trieb dazu ein „8pferdiger Petroleummotor“ einen Dynamo an.

Ganz offensichtlich gab es in jenen Jahren auch in Husum ein reges Interesse an kinematographischen Vorführungen. Außer den Herwegschen Darbietungen in der „Centralhalle“ zeigte auch die „Direktion Martin Axelsen“ im Saal der Gastwirtschaft „Hensen's Garten“ in der Bahnhofstraße (heute: Nordbahnhofstraße, Hochhaus) „lebende Photographien auf flimmerfreiem Apparat“.

Erstaunlich, wie schnell die Filmemacher sich schon in den Kindertagen des Kintopps aktueller Stoffe bemächtigten. Am 16. Oktober 1906 besetzte der

Berliner Schuhmacher Wilhelm Vogt in der Uniform eines Hauptmannes zusammen mit einigen ihm zufällig begegnenden Soldaten das Rathaus von Köpenick und beschlagnahmte die Stadtkasse. Bereits im Dezember des gleichen Jahres führte Herwig in der „Centralhalle“ die „Tragikomödie des Hauptmann von Köpenick“ vor. Die Straßenbilder waren in Berlin aufgenommen, die Figur des „Hauptmannes“ nach einem Polizeifoto. „Die Vorführung wirkte recht scherzhaft“, kommentierte das „Husumer Wochenblatt“.

Wer den Hauptmann von Köpenick in Lebensgröße bestaunen wollte, hatte dazu Gelegenheit. Im Schaufenster des Geschäftes für Herren- und Knabengarderobe des Kaufmanns Ernst Schmidt in der Großstraße 25 stand eine Figur, bekleidet in vollständiger Uniform. In diesem Haus wird 1909 der „Kino-Salon“ als zweites ständiges Lichtspieltheater der Stadt eingerichtet werden. Das erste jedoch öffnet bereits zu Anfang desselben Jahres in der „Centralhalle“ seine Pforten.

### **„Centralhalle“ und andere frühe Filmtheater Warnungen der Pädagogen zum Schutz der Jugend**

Nach der Jahrhundertwende nimmt das Interesse des Publikums an filmischen Aufführungen zu. Die Technik schreitet voran. Dadurch werden die anfangs sehr ruckartigen, schnellen Bewegungen der Personen im Film augenfreundlicher. Aber auch die Filminhalte selbst verbessern sich in ihrer Qualität. Statt kurzer, schnell abgekurlerter Situationen finden dramaturgisch anspruchsvolle Handlungen Einzug in das filmische Schaffen.

So ist es zu verstehen, daß bei der steigenden Nachfrage des Publikums nach den bewegten Bildern allerorten feste Filmtheater entstehen. Die Zeit der Wanderkinos geht vorbei. Asmus Callsen, der Besitzer der „Centralhalle“, hat den unternehmerischen Weitblick, in seinem Etablissement ein „ständiges Theater lebender Photographien“ einzurichten. Am 15. Januar 1909 wird es eröffnet. Callsen wechselt jede Woche das Programm. Noch sind es Serien kurzer Streifen, die gezeigt werden, oft zehn Filmchen, von der Reiseschilderung bis zur Situationskomik. Spieltage sind Freitag, Sonntag, Montag und Mittwoch. Für den Sperrsitz zahlt der Besucher 50 Pfennig, 20 Pfennig für die Galerie.

Doch Pädagogen und Eltern machten sich Gedanken über den Einfluß des neuen „Kinematographentheaters“ auf die seelisch-geistige Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Sie befürchteten „eine schwere Gefahr für Körper und Geist der Kinder“.

In dem Bericht über das Schuljahr 1912/13 des Königlichen Gymnasiums zu Husum (1914 in „Hermann-Tast-Schule“ umbenannt, Gebäude heute Hotel „Altes Gymnasium“) warnt dessen Direktor Prof. Dr. Alfred Puls vor den von Lichtbildbühnen ausgehenden Schädigungen. Der Direktor verweist auf einen Erlaß des Unterrichtsministers der Provinz Schleswig-Holstein. Darin heißt es: „Vor allem aber wirken viele dieser Lichtbildbühnen auf das sittliche Empfinden dadurch schädigend ein, daß sie unpassende und grauenvolle Szenen vor-

führen, die die Sinne erregen, die Phantasie ungünstig beeinflussen und deren Anblick daher auf das empfängliche Gemüt der Jugend ebenso vergiftend einwirkt wie die Schmutz- und Schundliteratur.“

Der Unterrichtsminister vertritt die Ansicht, daß die Filme „das Gefühl für Gut und Böse verwirren“. Dadurch gerate nicht nur das „unverdorbene kindliche Gemüt in Gefahr“, auch das „ästhetische Empfinden“ werde „auf diese Weise verdorben“.

Dieser Auffassung schließt sich Prof. Puls an. Er bittet Eltern und Pfleger seiner Schüler, „bei der Auswahl von Lichtbildvorführungen, zu denen sie ihre Kinder mitnehmen, die allergrößte Vorsicht walten zu lassen“. Den Schülern seiner Schule verbietet der Direktor nicht nur den selbständigen Kinobesuch, er untersagt ihnen auch, Theater, öffentliche Konzerte, Vorträge und Schaustellungen ohne Erwachsene zu besuchen.

Doch zurück zu Callsen und seinem ständigen Theater lebender Photographien. Der Besitzer hatte sich für sein Kino die neuesten Apparate angeschafft. Er versichert, auch durch den wöchentlichen Wechsel dem Publikum „ein wirklich erstklassiges Großstadt-Programm“ zu bieten.

Ebenfalls im Jahr 1909 eröffnet in der Großstraße 25 mit dem „Kino-Salon“ ein zweites Filmtheater in Husum. Ein A. Bögler aus Hadersleben hatte das Ladenlokal von Ernst Schmidt aufgekauft. Auch er richtet sein Kino mit den neuesten technischen Geräten ein. Bögler stellt auch ein Orchestrion (ein mechanisches Musikwerk) und ein Grammophon auf, um die Filmstreifen musikalisch zu untermalen. Der „Kino-Salon“ schloß bereits 1912. Die Stadt Husum kaufte das Gebäude und richtete im Erdgeschoß ihre Stadtkasse ein. Neben diesen beiden festen Kinos zeigte ein Unternehmen auch Filme im Saal des Hotel „Stadt Hamburg“, Großstraße 15. Ein weiteres Kino im Bahnhofshotel (heute: Husum Druck) sollte zu gleicher Zeit eingerichtet werden; ob es wirklich eröffnet wurde, ist nicht bekannt.

1914 gründen die Geschwister Horn, Husum, Erdgeschoß des Hauses Großstraße 23 ein weiteres ständiges Filmtheater, das „Universal-Theater“. 1926 übernimmt es Ferdinand Mordhorst, der es im folgenden Jahr an Rudolf Langefeld und Hans Terno verpachtet.

Für die Husumer Kinogeschichte ist 1919 ein bedeutsames Jahr. Die „Centralhalle“, bislang gastronomischer Betrieb und Filmtheater, wird von seinem Besitzer Ferdinand Mordhorst zu einem reinen Kinobetrieb umgewandelt. Mordhorst läßt den großen Saal so umbauen und einrichten, daß er dem Vergleich mit einem Großstadt-Kino standhält. Die Wände sind dunkel gestrichen, Logenplätze vorhanden, bequeme Klappstühle als Bestuhlung eingebaut. Besonders angenehm für die Zuschauer: Das Saallicht wird langsam ein- und ausgeschaltet.

Der Andrang zur Eröffnungsvorstellung am 18. Februar ist so groß, daß viele Besucher keinen Platz finden und wieder nach Hause gehen müssen. Gezeigt wurden die Filme „Der gelockte Mann“ und „Der Rattenfänger“.

Schon 1919 zeigt die „Centralhalle“ Filme, deren Drehbuch-Stoffe auf Husumer Autoren zurückgehen, so die Verfilmung der Romane von Margarete Böhme „Tagebuch einer Verlorenen“ und „Dida Ibsens Geschichte“ sowie die

Storm-Novelle „John Riew“. Es war die erste Storm-Verfilmung überhaupt. Sie entstand 1917 und wurde wahrscheinlich im Dezember des Jahres uraufgeführt.

### „Schimmelreiter“ uraufgeführt

Ab 1926 gibt es in Husum ein drittes festes Kino. Im Hotel Stadt Hamburg in der Großstraße 15 werden die „Palast-Lichtspiele“ eingerichtet. Nach nur kurzer Zeit übernimmt Ferdinand Mordhorst im Februar 1927 auch dieses Lichtspiel-Theater. Die Kinos „Palast“ und „Central“ werden kurz darauf von Langefeld und Terno gepachtet und als „Vereinigte Lichtspiele Langefeld & Terno“ geführt.

Einige Jahre betreiben Langefeld und Terno ihre drei Kinos gemeinsam. Die „Centralhalle“ wird 1929 in „Central-Theater“ umbenannt. Noch im gleichen Jahr verkauft jedoch der Besitzer Ferdinand Mordhorst das gesamte Grundstück an die Firma Plath & Timmann, die das alte Gebäude abbrechen und dort ein Geschäftshaus errichten läßt. Daraufhin werden die „Palast-Lichtspiele“ in „Central-Theater“ umbenannt; der Name des nun schon traditionsreichen Filmtheaters bleibt somit erhalten.

Etwa 1934 trennen sich die Wege Hans Ternos und Rudolf Langefelds: Terno übernimmt das „Universal-Theater“ und tauft es in „Kammerlichtspiele“ um, Langefeld führt das „Central-Theater“.

Das Jahr 1930 bedeutet ebenfalls einen Einschnitt in der Husumer Kinoge-



Abb. 1: Dreharbeiten im Jahre 1933 zum Film „Der Schimmelreiter“ nach Theodor Storms Novelle. Der damalige Aufwand an technischen Mitteln wirkt heute sehr einfach.



*Abb. 2: Szenenfoto des „Schimmelreiter“-Films von Alfred Weidenmann: Anita Ekström als Elke und John Phillip Law als Hauke Haien auf der Peterswarft in der Hattstedter Marsch (Nov. 1977; Foto: Jürgen Dietrich)*

schichte. Das „Universal-Theater“ in der Großstraße führt zum ersten Mal einen Tonfilm vor. Stummfilme mit Klavier- oder Orchesterbegleitung, mit Musik vom Grammophon oder Orchestrion waren schon cineastischer Alltag. In diesem ersten Tonfilm war der berühmte Tenor Richard Tauber nicht nur zu sehen, sondern auch zu hören. Ein weiterer aufwendiger Tonfilm war „Der Kongreß tanzt“, mit Lilian Harvey und Willy Fritsch in den Hauptrollen. Er wurde 1931 ebenfalls im „Universal“ aufgeführt.

1934 war Husum wahrscheinlich zum ersten Mal in seiner Kinogeschichte Premierenstadt. Am 16. Januar wird im „Central-Theater“ die Verfilmung der Storm-Novelle „Der Schimmelreiter“ (Regie: Curt Oertel und Hans Deppe) aufgeführt. Husum ist die erste Stadt in Schleswig-Holstein, in der dieser Film gezeigt wird. Die Uraufführung fand am 12. Januar in Hamburg statt.

Die Husumer Veranstaltung ist ausverkauft, der Beifall groß. Storm-Tochter Gertrud ist anwesend. Sie erklärt, daß die Verfilmung fast noch schöner sei als die Novelle ihres Vaters. Der Husumer Journalist Felix Schmeißer urteilt in den „Husumer Nachrichten“ einen Tag später anders. Es handle sich nur bedingt um Storms Schimmelreiter, stellt er fest. Aber er nennt den Film ein Werk, „das dem Stormschen in seinem Geiste wesensverwandt ist ... und viel originelles Gepräge hat“.

Husum wird noch zweimal Premierenstadt für „Schimmelreiter“-Verfilmungen sein: Am 29. März 1978 wird der mit internationaler Besetzung von Alfred Weidenmann gedrehte Film uraufgeführt. Am 7. September 1985 erlebt

die Stadt die westdeutsche Uraufführung der von Klaus Gendries für das Fernsehen der DDR hergestellten Verfilmung.

In den 30er Jahren existiert in Husum noch ein drittes Kino, die „Hensen's Garten Lichtspiele“ in der Bahnhofstraße 27. Den Saal dieser Gaststätte nutzte der Besitzer Theodor Ingwersen vielfältig: Er diente als Ballsaal, Vorträge wurden gehalten, Theateraufführungen gezeigt. Ab 1929 werden auch gelegentlich Filme vorgeführt, 1934 sogar an drei Tagen in der Woche.

Das „Central-Theater“ geht 1937 in den Besitz des Magdeburgers Eugen Hoyer über. Das Kino wird renoviert und neu ausgestattet. Einer der ersten Filme, die dort mit großem Erfolg laufen, ist der Dokumentarfilm über die Olympiade 1936 in Berlin, „Fest der Völker“, gedreht von Leni Riefenstahl.

Die „Kammerlichtspiele“ werden 1941 dem Treuhänder Franz Berndt in Kiel unterstellt. Theaterbesitzer Hans Terno war zu einem Arbeitseinsatz nach Kiel dienstverpflichtet worden.

### **„Capitol“ auf der Neustadt**

Als im September 1947 die Filmtheater in Schleswig-Holstein neu registriert werden, hat in Husum noch kein Kino wieder den Betrieb aufgenommen. Die Inhaber benötigen von der Militärregierung eine Lizenz, die ihnen die Weiterführung erlaubt. Im „Central-Theater“ sind die Hauptvorstellungen den englischen, später norwegischen Besatzungssoldaten vorbehalten. Doch spätestens mit der Währungsreform 1948 hat sich das Kinoleben wieder normalisiert.

Ende 1948 wird die Idee zu einem weiteren Kino neben dem „Central-Theater“ und den „Kammerlichtspielen“ geboren. Eröffnet wird es unter dem Namen „Capitol“ allerdings erst am 3. November 1950 auf der Neustadt 114. Mit nichts als einem Flüchtlingskredit von 25.000 DM bauen Annemarie Langeloh und Erwin Nehls (sie heiraten 1952) mit Hilfe der Ufa ein Kino mit 397 Plätzen. Das Geschäft läuft gut. Bis 1954 sind die Schulden restlos bezahlt. Das Gebäude des „Capitol“ (und des heutigen Kino-Centers) wurde kurz vor der Jahrhundertwende als Hotel „Schumann“ erbaut.

1951 eröffnet in Rödemis Wilhelm Struckmeyer aus Rendsburg das „Gloria-Filmtheater“ mit 364 Plätzen. Und 1953 erwirbt der Inhaber des „Central-Theater“, Eugen Hoyer, die Lokalität „Hensen's Garten“. Das alte Lokal mit seinem Saal wird zu einer kombinierten Kulturstätte: Kino, Theater, Vortragssaal umgestaltet. Zur 350-Jahr-Feier der Stadt Husum im Jahr 1953 wird es eröffnet. Der neue Name: „Stadt-Theater“. Husum verfügt nun über fünf Filmtheater.

Vor allem die 50er Jahre sind die „Hoch-Zeit“ des Kinos. Annemarie Nehls (Mai 2000 verstorben) erinnert sich gut: Außer den Vorstellungen nachmittags und abends standen am Sonntag eine Matinee und um 13 Uhr eine Kindervorstellung auf dem Programm, dazu am Wochenende Spätvorstellungen um 22.15 Uhr. Diese Streifen, meistens Wildwest- oder Zorrofilme, waren vor allem bei jungen Männern sehr beliebt. „Tanzveranstaltungen waren plötzlich leer“, erinnert sie sich. „Und nach der Spätvorstellung waren auf wundersame Weise die Männer wieder da.“

So manches, was Annemarie Nehls mit ihrem Kino erlebt hat, erscheint heute unverständlich. Als Ulla Jacobsen „nur einen Sommer tanzte“, war das „Capitol“ wochenlang ausverkauft. „Und dabei zeigte sie nur ein bißchen Popo“, schüttelt die Ex-Kinobesitzerin über die damalige Prüderie den Kopf. Bei Ingmar Bergmanns „Das Schweigen“ wurde das Kino mit einer Kordel unterteilt: Auf der einen Seite saßen die Männer, getrennt von den Frauen auf der anderen Seite der Absperrung.

Das Fernsehen führte Anfang der 60er Jahre zu einem Rückgang der Besucherzahlen. In dieser Zeit der Rezession erwarben die Nehls 1963 von Eugen Hoyer den Pachtvertrag für das „Central-Theater“. Nach aufwendiger Umgestaltung auf den neuesten Stand moderner Kinos wurde es unter dem Namen „Metro“ eröffnet. Doch dieses Kino hatte nur fünf Jahre Bestand. Der Eigentümer verkaufte das gesamte Anwesen Großstraße 15. Es entstand das „Kaufhaus Grimme“, heute „Karstadt“.

Das „Capitol“ erwarb das Ehepaar Sigrid und Hans-Lorenz Hartung am 1. Juli 1977. An seiner Stelle entwickelte sich im Laufe der Jahre das heutige „Kino-Center“, dessen acht Theater 1.148 Besuchern Platz bieten.

### **„Gloria“ in Rödemis – „Kino-Center“ auf der Neustadt**

30 Jahre Husumer Kinogeschichte als Besitzer von Filmtheatern schreibt das Ehepaar Sigrid und Hans-Lorenz Hartung am 1. Oktober 2000. Am 1. Oktober 1970 hatten sie das „Gloria-Filmtheater“ in Rödemis, Wilhelmstraße 10, von



*Abb. 3: Das „Gloria“-Filmtheater in Rödemis (1993) – Keimzelle des heutigen „Kino-Centers“ auf der Neustadt, des größten Kinos an der schleswig-holsteinischen Westküste*

Hartungs Mutter Karoline übernommen. Doch im Kinogeschäft waren sie zuvor schon seit sieben Jahren tätig.

Karoline Hartung übernahm am 1. August 1962 das „Gloria“ in Pacht von Walter Nieper, der wiederum die Nachfolge von Wilhelm Struckmeyer angetreten hatte. Von Beginn an war es ein Familienbetrieb. Mutter Karoline verkaufte Eintrittskarten, Sigrid führte Filme vor, Hans-Lorenz Hartung übernahm am 1. Oktober 1963 die Geschäftsführung. „Wir rutschten einfach so rein“, erinnert sich Sigrid Hartung, „nur weil wir unsere Mutter im Geschäft unterstützen wollten“.

Das „Gloria“ war anfangs ein reines Nachspielkino. Es zeigte Filme, die in den „Großen“ in Husum schon gelaufen waren. Für diese Wiederaufführungen aber hatten die Hartungs „eine gute Nase“, wie sie sich selbst bestätigen. Das Geschäft florierte. Technische Weiterentwicklungen wurden notwendig: neue Projektoren, Cinemascope, Leinwandverbreiterung von drei mal vier auf dreieinhalb mal acht Meter. Die Platzzahl wird auf 251 verringert und damit der Sitzkomfort erhöht. Das geschah meist in Nacharbeit, „denn Vorstellungen ausfallen zu lassen, konnten wir uns nicht leisten“, erinnert sich Sigrid Hartung.

Im September 1977 wird das „Gloria“ aufwendig modernisiert. Zum ersten Mal ist in einem Husumer Kino das Rauchen erlaubt, werden Getränke serviert. Weitere Modernisierungen folgen. 1993 wird das nun 156 Plätze fassende Theater mit Dolby-SR-Ton (einem elektronisches System zur Rauschunterdrückung gekoppelt mit Stereoklang) ausgestattet, 1995 erhält das „Gloria“ einen neuen Fußboden und neue Bestuhlung.

Fast unbemerkt – und für viele heute schon vergessen – übernimmt das Kino-Ehepaar am 1. Januar 1979 die „Kammerlichtspiele“ von der Familie Terno in Pacht. Doch bereits im Oktober wird dieses Filmtheater geschlossen und zu einem Geschäftslokal umgebaut. Der Pachtvertrag mit der Familie Terno war abgelaufen.

Aus einem früheren Viehstall neben dem „Capitol“ entsteht von Mai bis Dezember 1980 das „Tahiti“. Es eröffnet am 8. Dezember mit dem Film „Krieg der Sterne“. Die Umbauarbeiten sind aber nicht beendet: Ab Herbst 1983 wird das „Capitol“ gründlich renoviert und in „Oldie“ umbenannt. Aus dem bisherigen Süßwarenstand entsteht das Mini-Kino „Clou“ mit 55 Plätzen. Beide Kinos werden im Dezember 1983 neu eröffnet. Das „Oldie“ verfügt als erstes Filmtheater in Husum über Dolby-Stereo-Sound.

Fünf Jahre später entstehen nördlich des „Oldie“ in einer ehemaligen Kfz-Werkstatt zwei weitere Kinos mit modernster technischer Ausstattung. Das „Hollywood“ nimmt am 28. Oktober 1988, das „Valentino“ am 8. Dezember des gleichen Jahres den Spielbetrieb auf.

1994 lassen die Inhaber das „Oldie“ erneut aufwendig restaurieren. Es verfügt jetzt über eine fünf mal zwölf Meter große Leinwand und über das zur Zeit modernste Tonsystem. Alle fünf Spielstätten des „Kino-Center“ haben Kinolounge. Zusammen mit dem „Gloria“ bieten im Jahr 1995 Husums Kinos Platz für 846 Besucher. Um diese Zeit tritt auch Sohn Stephan – ein studierter Betriebswirt – in die Geschäftsführung mit ein.

Nach der Erweiterung im Jahre 1988 meinten die Besitzer dieses Familien-

unternehmens, nun sei es genug, ein Irrtum, wie sich bald herausstellte. Nach der Kino-Flaute, die in den 70er Jahren begann, setzte ein neuer Kino-Boom mit der Entwicklung zu immer größeren Spielstätten ein. 1997 starteten die Hartungs ihren größten Coup: Für drei Millionen Mark ließen sie ihr Kino auf acht Spielstätten mit 1.148 Sitzplätzen erweitern: Das „Casablanca“ hat 230 Stühle, das „Starlight“ 130 und das „Papillon“ 100 Sitzplätze. Das Husumer Kino-Center ist nun nach der Zahl der Spielstätten das zweitgrößte in Schleswig-Holstein, das größte an der Westküste. Die Eröffnung der drei Kinos im November 1997 ist in Husum ein gesellschaftliches Ereignis. Für die Besitzer rentiert sich die Erweiterung sehr bald. Die Besucherzahl steigt innerhalb von zwölf Monaten auf 220.000. Der Erweiterung vorausgegangen war die Schließung des „Gloria“ in Rödemis. Der letzte Film wurde dort am 15. Mai 1996 gezeigt. Das Grundstück übernahm ein Bauunternehmer, der dort 1998 und 1999 zwei Mehrfamilienhäuser errichten ließ.

Neue Filme laufen mit dem Bundesstart auch im Kino-Center an. Zu einem absoluten Spitzenreiter wurde der Film „Titanic“. Ihn sahen über 26.000 Besucher. Mit diesem Film wurde die 20.000er-Marke erstmals überschritten. In der Vergangenheit waren drei andere Filme schon nahe an dieser magischen Zahl gewesen: „Der Schimmelreiter“ von 1978 mit 19.900 Besuchern. „Otto, der Film“ (1985) sahen 19.800 Menschen, „Dirty Dancing“ zog 19.700 Besucher in das Kino-Center.

Aber auch nach der Kinoerweiterung gab es keinen Stillstand in der technischen Perfektionierung und im Komfortangebot. In diesem Bemühen nahm das Kino-Center mehrfach eine Spitzenposition unter den deutschen Filmtheatern ein. So ist es in Deutschland das einzige Kino, das in all seinen Spielstätten schwerhörigen Menschen eine Infrarot-Hörhilfe anbietet. Und ebenfalls einmalig sind bislang im „Casablanca“ 26 Erlebnis-Kinosessel, von der herstellenden Firma Physical Transmission of Sound in Bochum „Powerseats“ genannt. Über niedrigfrequente Lautsprecher in den Rückenlehnen spürt der Besucher bei besonders actiongeladenen Szenen Schwingungen, die das Kinoerlebnis auf diese Art verstärken.

Ende 1999 bekam das Kino-Center, was ihm immer schon fehlte: eine repräsentative Eingangshalle. Möglich wurde diese Erweiterung durch den Ankauf eines Gebäudeteils im gleichen Haus. Dadurch konnte auch der Eingang in die Hausmitte verlegt werden. „Jetzt braucht auch keiner mehr im Regen zu stehen, wenn es im Vorraum richtig voll ist“, freut sich Hans-Lorenz Hartung über das Foyer. Doch anders als 1988, als man alle weiteren Baumaßnahmen von sich wies, sagen die Hartungs heute nicht mehr, jetzt ist genug. Schon jetzt könnten sie wieder mindestens eine Million Mark in das Unternehmen investieren. Der technische Fortschritt ist zu rasant. „Was heute noch modern ist, gilt schon morgen als veraltet“, meint Hans-Lorenz Hartung.

Seit 1986 ist das „Kino-Center“ auf der Neustadt Spielstätte für die „Husumer Filmtage“ (siehe den folgenden Abschnitt).

Für ihr Bemühen, ein anspruchsvolles Kinoprogramm zu gestalten, erhielten die Hartungs bisher sechs Mal in Folge den „Schleswig-Holsteinischen Kinopreis“. Dieser mit 10.000 Mark dotierte Preis wird für eine herausragende Pro-

grammgestaltung verliehen. Die Verleihung 1998 in Bargteheide durch den damaligen schleswig-holsteinischen Kulturstaatssekretär Dr. Dieter Swatek war ein (vorläufiger) Abschluß der schleswig-holsteinischen Kinoförderung. Der bisherige Sponsor, der Fernsehsender PRO SIEBEN, hat sich aus der Förderung zurückgezogen.

### „Husumer Filmtage“

Das jüngste Kapitel in der Husumer Kinogeschichte schrieben die Filmtage dieser Stadt, die 1986 aus der Taufe gehoben wurden. Doch anders als sonst üblich, hatte diese Idee diesmal nicht viele Väter, sondern nur einen: Werner Ringkamp. Anders der Erfolg. Er ist vielen zu verdanken: dem Kuratorium der Filmtage, der Cinemateque des Landes in Lübeck, der hiesigen Volkshochschule, dem Kino-Center und nicht zuletzt den Sponsoren, die eine kulturelle Idee tatkräftig unterstützten. Ohne ihre Hilfe wäre bereits das zarte Pflänzchen „Husumer Filmtage“ verdorrt, ohne Chance, das 15. Lebensjahr in diesem Jahr erreichen zu können.

Die „Husumer Filmtage“ sind ein Kind der Schleswig-Holsteinischen Landeskulturwoche des Jahres 1986. Mit ihr wollte die Landesregierung dem kulturellen Leben im Lande weitere Impulse verleihen. Die Art der Kulturveranstaltung war den Ausrichtern freigestellt. Werner Ringkamp, damaliger Leiter der Husumer Volkshochschule, machte den Vorschlag, sich in Husum mit „Schleswig-Holsteinischen Filmtagen“ an der Landeskulturwoche zu beteiligen. Das Besondere seiner Idee: Alle Filme dieser cineastischen Reihe soll



Abb. 4: Ohne sie gäbe es die „Husumer Filmtage“ nicht: Werner Ringkamp (links) und Hans-Lorenz Hartung.

ten einen Bezug zu Schleswig-Holstein aufweisen. Die Palette war breit gefächert: Das konnte reichen vom Schauspieler, Drehbuchautor oder Regisseur, der in Schleswig-Holstein geboren war, bis hin zum Filmstoff, der im Lande zwischen den Meeren spielte. Das Kultusministerium weigerte sich jedoch, den vorgeschlagenen Titel zu akzeptieren. Die gedankliche Nähe zu den „Nordischen Filmtagen“ in Lübeck schien den Ministerialen zu nahe. „Husumer Filmtage“ dagegen wurden als Titel angenommen. Dem Start der ersten Filmtage war eine Planung von einem Jahr vorausgegangen.

Die ersten „Husumer Filmtage“ vom 11. bis 24. September 1986 wiesen als Schwerpunkte ihres Programms eine Retrospektive mit Filmen nach Motiven von Theodor Storm und weitere Literaturverfilmungen auf. Zur Eröffnung wurde der 1984 von Klaus Gendries in der DDR gedrehte Film „Der Schimmelreiter“ nach der gleichnamigen Novelle von Theodor Storm gezeigt. Auch die anderen Filme dieser ersten Veranstaltungsreihe wiesen getreu der programmatischen Absicht einen Schleswig-Holstein-Bezug auf. Diese Veranstaltung wurde von 2.021 Filmfreunden besucht.

Der Anfangserfolg ermutigte die Veranstalter, die Filmtage eine ständige Einrichtung werden zu lassen. Als einer der Gründe dafür wurde das „hiesige, kinofreudige Publikum“ genannt. Zukünftig sollte die Dauer der Filmtage allerdings auf eine Woche begrenzt werden.

Literaturverfilmungen, vor allem mit einem Bezug zu Schleswig-Holstein, wie beispielsweise der Film „Die Buddenbrooks“ nach dem Roman von Thomas Mann, bildeten auch in den nächsten Jahren einen Programmschwerpunkt. In einem zweiten thematischen Kreis stellten schon ab 1987 die „Filmtage“ Filmkünstler aus Schleswig-Holstein vor. Die Grundlagenarbeit dafür leistete die Schleswig-Holsteinische Cinemateque in Lübeck, eine Stiftung, die sich die Erforschung des Filmschaffens in Schleswig-Holstein zum Ziel gesetzt hat.

Das 100. Todesjahr des Husumer Dichters Theodor Storm (1988) nahm das Kuratorium der Filmtage zum Anlaß einer erneuten Storm-Retrospektive. Das Programm wurde wiederum mit einer Storm-Verfilmung des DDR-Regisseurs Klaus Gendries „Am grauen Strand – am grauen Meer“ eröffnet. Zusammen mit Gendries stellten weitere Filmschaffende aus der Deutschen Demokratischen Republik während der Filmtage ihre Storm-Adaptionen vor. Die Retrospektive machte deutlich: Storm ist einer der am meisten verfilmten Dichter Deutschlands. Bereits 25 Verfilmungen seiner Werke wies die 1987 erschienene Filmographie von Günter Spurgat (Lübeck) auf. Heute kann die Storm-Gesellschaft bereits 31 Storm-Adaptionen nachweisen.

Der 1929 unter der Regie von G. W. Pabst entstandene Film „Tagebuch einer Verlorenen“ nach dem Roman der 1867 in Husum geborenen Schriftstellerin Margarethe Böhme (gest. 1939 Hamburg) brachte in die Filmtage 1989 einen starken Husum-Bezug hinein. Diesen Stummfilm begleitete live am Klavier der Pianist Hanns B. Thyssen aus Hannover. Damit war ein neues Element in die Filmtage hineingekommen, von dem auch zukünftig bei Stummfilmen aus der Anfangszeit des Kinos Gebrauch gemacht werden sollte.

Das Kuratorium bemühte sich auch in den Folgejahren, dem Publikum ein



*Abb. 5: Szenenfoto aus der Storm-Verfilmung „Immensee“ von Klaus Gendries (DDR, 1989): Maren Schumacher in der Rolle der Elisabeth. Der Film erlebte am 17. Januar 1990 seine Welt-Uraufführung in Husum und wurde dort zum zweiten Mal während der „Husumer Filmtage“ des gleichen Jahres gezeigt.*

attraktives, abwechslungsreiches Programm zu bieten. „Theater und Film“ wurde als neuer Schwerpunkt aufgenommen. Das waren filmische Aufzeichnungen von Theateraufführungen, wie „Mutter Courage und ihre Kinder“ oder die berühmte Hamburger „Faust I“-Inszenierung von Gustaf Gründgens. Beide Aufzeichnungen datieren aus dem Jahre 1960. Mit diesem neuen thematischen Schwerpunkt zeichnete sich erstmals ab, daß die „Filmtage“ auf Dauer ihr Konzept des Schleswig-Holstein-Bezuges nicht durchhalten würden.

Doch in diesem Konzept sah die damalige Kultusministerin Marianne Tidick aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der „Husumer Filmtage“ den Erfolg dieser Reihe. Neben der internationalen Großveranstaltung „Nordische Filmtage“ habe sich das Husumer Kinogeschehen „einen festen Platz im Kalender der Cinéasten hier im Lande erobert“.

Zum Image der „Filmtage“ trugen auch die Aufführungen von Filmen bei, die lange Zeit als verschollen gegolten hatten. So konnte 1995 das Programm mit dem schwarzweißen Stummfilm „Der Kampf der Tertia“ von 1928 eröffnet werden, live am Klavier begleitet von Arthur Weinbrenner. Schauplatz Schleswig-Holstein: Die Außenaufnahmen waren in Friedrichstadt, auf der Eider und der Hallig Süderoog entstanden unter Mitwirkung vieler Komparsen aus dem hiesigen Raum. Und auch im Folgejahr eröffneten die „Filmtage“ eine weitere, die dritte, Storm-Retrospektive mit dem Stummfilm von 1921 „Ein Fest auf Haderslevhuus“. Dieser lange Zeit verloren geglaubte Streifen war im Kodak-Archiv in Rochester (Vereinigten Staaten) entdeckt worden. Grund für diese

dritte Storm-Retrospektive mit elf von damals 28 bekannten Storm-Verfilmungen war das internationale wissenschaftliche Symposium der Storm-Gesellschaft im Rahmen ihrer Jahrestagung 1996 zum Thema „Theodor Storm und die Medien“.

Was sich seit Jahren langsam abzeichnete hatte, wurde Ende der 90er Jahre zur Gewißheit: Der gewünschte Schleswig-Holstein-Bezug der Filmtage war auf Dauer nicht aufrechtzuerhalten. Der Schwerpunkt 1997 erwies sich jedoch auch als Fehlschlag, denn nur wenige Besucher waren an einer Roland-Gräf-Retrospektive interessiert. Die Filme des früheren DDR-Regisseurs Roland Gräf sollten ein kultureller Beitrag zur deutsch-deutschen Verständigung sein.

Publikumswirksamer erwiesen sich dagegen die Schwerpunkte der nächsten Jahre. So wurde bei den 13. Husumer Filmtagen (1998) „Mozart im Film“ gezeigt. Im Folgejahr standen Literaturverfilmungen von Werken Johann Wolfgang von Goethes aus Anlaß seines 250. Geburtstages im Mittelpunkt. Und in einem zweiten Schwerpunkt wurden neue deutsche Filme gezeigt, darunter sogenannte „Reviews“, Filme, die noch nicht ihren offiziellen Bundesstart hatten, so 1998 „Lola rennt“ von Regisseur Tom Tykwer. Dieser Film erwies sich später als Publikumsrenner.

Dieser Beitrag erschien zuerst als Artikelserie in den „Husumer Nachrichten“ im Jahre 1995. Er wurde für die „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ überarbeitet und aktualisiert.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Theodor-Storm-Gesellschaft, Husum; Abb. 2-5: Archiv Jürgen Dietrich, Husum

# **Jubiläen von Husumer Vereinen, Gesellschaften und Verbänden**

Von Christian M. Sörensen

*Vorbemerkung: Da Vereine, Gesellschaften und Verbände einen wesentlichen Bestandteil des städtischen Lebens bilden, sei hier auf einige bedeutende Jubiläen kurz eingegangen. Wir werden später auf Organisationen zurückkommen und ihre Arbeit einmal ausführlicher darstellen.*

## **1775: Erste Freimaurerloge in Husum vor 225 Jahren**

Auf einen Vorläufer im 18. Jahrhundert können die Husumer Freimaurer zurückblicken. Am 6. Mai 1775 wurde die Johannisloge „Carl zur guten Hoffnung“ von einem kleinen, aber eifrigen Kreis von Männern gegründet, und zwar gefördert wie in mehreren Städten von dem Statthalter der Herzogtümer, dem auf Schloß Gottorf residierenden Prinzen Carl zu Hessen, und also ihm gewidmet. Ziele der Freimaurerbewegung, die von England ihren Ausgang mit der Gründung der Großloge 1771 nahm, waren damals wie heute die Ideale der Aufklärung: Einsatz der Mitglieder für „Geistes- und Gewissensfreiheit, Toleranz und Achtung Andersdenkender, für Pluralismus und freie Entfaltung des Individuums, für Wahrheit und Gerechtigkeit“ (s. J. Holtorf, Die Logen der Freimaurer, 6. Aufl. München 1981, S. 7).

Die Arbeit der ersten Husumer Loge kam in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit seinen zunehmenden deutsch-dänischen Auseinandersetzungen zum Erliegen. Erst 1906 folgte in Husum die Johannisloge „Zur Bruderliebe an der Nordsee“, die – ebenfalls auf christlicher Grundlage – seit 1907 im eigenen Logenhaus in der Osterhusumer Straße arbeitet, unterbrochen nur durch die in der NS-Zeit erzwungene Schließung aller Logen 1935-1946. (Lit.: H.-J. Feddersen, G. Hausmann u. H. Mähl, 1775-1975: 200 Jahre Freimaurerei in Husum. Festschrift Husum 1975).

## **75 Jahre Ortsgruppe Husum der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft (1923-1998)**

Am 2. März 1923 wurde die Ortsgruppe Husum der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft auf Initiative des Husumer Rechtsanwalts Thomas Thomsen gegründet, mit dem erklärten Ziel, im Rahmen von jährlichen Universitätswochen durch Vorträge von Kieler Professoren neue wissenschaftli-

che Erkenntnisse aller Fachrichtungen an Interessierte heranzutragen und andererseits von der Ortsgruppe her die Arbeit der Landesuniversität Kiel zu unterstützen.

Nach 1945 wurde die verdienstvolle Arbeit wieder aufgenommen, erweitert um Einzelvorträge, und in den folgenden Jahrzehnten besonders von Brauereibesitzer Dr. Walter Fuglsang und den Lehrern an der Hermann-Tast-Schule Oberstudienrat Ernst Hermerding und Studiendirektor Helmut Quack, dem jetzigen Vorsitzenden, geleitet und getragen. Sie findet großes Interesse – so umfaßt die Husumer Ortsgruppe im Jahre 2000 rund 360 Mitglieder. (Siehe auch Husumer Nachrichten v. 3. Januar 1998).

## **125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Husum (1875-2000)**

Am 28. Nov. 1875 wurde die Freiwillige Feuerwehr Husum gegründet. Ihre Gründung stellte den dritten Versuch im 19. Jahrhundert dar, eine schlagkräftige Wehr zu schaffen, die endlich verheerende Brände erfolgreich bekämpfen konnte. Die alte Brandgilde, die noch nach der Brandverordnung von 1744 organisiert worden war, war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlahmt und hatte 1852 bei dem großen Brand im Westteil der Husumer Innenstadt versagt – im Unterschied zu den Wehren von Bredstedt und Friedrichstadt. In dieser alten Organisationsform war eine Anzahl Männer aus den Berufen Maurer und Zimmerer, Stadtbedienstete und „schwore Dräger“ (schwere Träger), also Hafnarbeiter, zum ehrenamtlichen Dienst in der Wehr von der Stadt verpflichtet worden.

Nach den bitteren Erfahrungen von 1852 wurde 1860 die Wehr reorganisiert: Die Stadt führte die allgemeine Pflichtfeuerwehr ein. Zu ihr konnten alle männlichen Bürger und Einwohner Husums bis zum 60. Lebensjahr herangezogen werden, doch wurde dies offensichtlich nicht straff gehandhabt, wie es dort überhaupt an Ausbildung, Ausstattung, Einsatzwillen und straffer Führung fehlte, so daß der Ruf nach einer neuen Organisationsform, eben der Freiwilligen Feuerwehr, ein so großes Echo fand. Zu den Begründern von 1875 gehörten hauptsächlich Mitglieder des gerade gebildeten Husumer Turnerbundes, des Bürgervereins und des Kampfgenossenvereins von 1870/71. Die bisherige Pflichtfeuerwehr bestand zwar noch lange nebenher und wurde erst 1895 endgültig aufgelöst, überließ aber der Freiwilligen Wehr schon fast alle ernstesten Einsätze.

Die Grundidee der Freiwilligen Feuerwehren fußt eigentlich auf der Erkenntnis des Freiherrn vom Stein, daß die freiwillige Mitarbeit der Menschen im Gemeinwesen eine höhere Antriebskraft entwickelt. Dieser preußische Minister hatte angesichts des Zusammenbruchs Preußens nach 1800 die Selbstverwaltung der Gemeinde gefordert, und zwar unter tätiger Mitarbeit weiter Volksschichten. Entsprechendes wurde auf den Brandschutz übertragen. Ab 1850 setzte sich die Freiwilligenbewegung im Feuerwehrwesen immer mehr durch, und der preußische Staat, der Schleswig-Holstein ab 1867 auch amtlich als preußische Provinz verwaltete, förderte sie immer mehr. Schleswig (1866)

und Husum (1875) gehörten zu den frühen Gründungen, auf dem Lande folgte sie etwas später, so zum Beispiel 1889 in Mildstedt und Bohmstedt. Es ist auch kein Zufall, daß in Husum zunächst der Hardsesvogt, der noch neben dem Landrat amtierte, Feuerwehrhauptmann (Chef) wurde, also ein preußischer Beamter.

Die freiwillige Organisationsform hat sich offenbar über die lange Zeit bewährt und ist in finanzieller Hinsicht günstig für die Kommunen. Die Stadt Husum bezahlt zwar die Ausstattung, hat aber nur geringe Personalkosten; denn hauptamtlich sind zur Zeit nur zwei Gerätewarte für den hochwertigen Fahrzeug- und Gerätepark angestellt, der übrigens in der groß ausgebauten Feuerwache im Marienhofweg untergebracht ist. – Die Wehr findet erfreulich guten Zuspruch in Husum dank Idealismus und Hilfsbereitschaft vieler Einwohner. Wie aus der Festschrift „125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Husum“ (erhältlich in der Feuerwache) hervorgeht, hat sie im Jahre 2000 insgesamt 134 Mitglieder, und zwar 79 Aktive, davon 4 weibliche, 14 Reservisten, 10 Ehrenmitglieder und 31 Jugendfeuerwehrlaute, davon 5 weibliche. Hinzu kommen rund 210 fördernde Mitglieder. So scheint die Wehr für ihre vielfältigen Aufgaben gut gerüstet zu sein. Der Jahresbericht für 1999, erstellt vom ehrenamtlichen Gemeindeführer Jürgen Jensen, weist aus, daß 81 Brandeinsätze und weitere 46 Einsätze bei Unfällen im Verkehr usw. geleistet wurden.

Da die Kreisleitstelle jederzeit Notrufe annimmt, braucht die Feuerwache nicht mehr rund um die Uhr besetzt zu sein, zumal jeder aktive Feuerwehrmann im Ernstfalle schnell über seinen Funkmeldeempfänger gerufen werden kann.

## **2000: 125 Jahre TSV Husum von 1875**

Im Jahre 2000 feiert der Turn- und Sportverein Husum von 1875, oft kurz Husum 75 genannt, sein 125-jähriges Bestehen, und zwar mit einer Reihe von Veranstaltungen, die über das Jahr verteilt sind. Begonnen hat der Verein 1875 als „Husumer Turnerbund“. Er betrieb das Boden- und Geräteturnen zunächst draußen auf der „Freiheit“ (heute östlicher Teil des Schloßgartens) und im Winterhalbjahr in der Turnhalle des 1867 erbauten Gymnasiums in der Süderstraße. Turnwart war der aus Gettorf zugezogene Korbmacher Johann Christian Johannsen.

Seit 1922 führt der Verein den heutigen Namen, nachdem weitere Abteilungen, so ab 1905 die erste „Damenriege“ und Ballsportarten (Handball, Faustball u. a.), hinzugekommen waren und der Zusammenschluß mit dem Kaufmännischen Turnverein von 1895 vollzogen worden war.

Der TSV gehört zu den älteren schleswig-holsteinischen Vereinen der Turnbewegung, die in Deutschland kurz vor 1800 mit dem Turnlehrer Guths Muths und 1811 mit F. L. Jahn mit seinem Turnplatz auf der Hasenheide bei Berlin ihren Anfang und seit 1848 einen großen Aufschwung nahm. Ab 1860 wurden deutsche Turnfeste durchgeführt.

Die Turnbewegung verfolgte über die Leibesertüchtigung hinaus erzieheri-

sche, gesellschaftliche (s. Gründung der Freiwilligen Feuerwehr!) und sogar parteipolitische Ziele, wovon auch der Husumer Verein betroffen war. Im Jahre 1927 ließ die deutschnationale Vereinsführung in der neuen Vereinsturnhalle den folgenden Wandspruch anbringen: „Turner sein, heißt Kämpfer sein für Volk und Vaterland“. Sie verprellte damit die starken demokratischen und pazifistischen Mitgliederteile (Deutsche Friedensgesellschaft; s. Chr. M. Sörensen, Politische Entwicklung und Aufstieg der NSDAP in den Kreisen Husum und Eiderstedt 1918-1933, Neumünster 1995, S. 157). Diese Teile spalteten sich 1928 ab und gründeten die Husumer Turn- und Spielvereinigung und brachten somit den bisher etwa 1000 Mitglieder starken TSV in eine schwere wirtschaftliche Krise, bis 1933 die Zwangsvereinigung stattfand.

In eine schwere sportliche Krise brachte die NSDAP den Turnverein nach 1933, und zwar durch ihre Gleichschaltungspolitik: Der NSDAP-Kreisgeschäftsführer wurde als neuer TSV-Vorsitzender eingesetzt und folgende Regelung getroffen: „Die gesamte Turn- und Sportjugend Husums tritt gemäß dem Totalitätsanspruch der Hitlerjugend in die HJ ein, d. h. sie geht vollständig in der HJ auf. Auf der anderen Seite wird die gesamte HJ ... dem Turnen und Sport zugeführt.“ Dieses „Angebot“ von 1934 endete damit, daß wenige Wochen später per Reichsgesetz die 10- bis 14-jährigen als zahlende Mitglieder aus dem Verein ausscheiden mußten (vgl. Festschrift 2000).

Heute umfaßt der TSV Husum von 1875 etwa 2150 Mitglieder, davon fast die Hälfte Jugendliche, und leistet wertvolle Jugendarbeit ohne parteipolitische Eingriffe. Übrigens führt seit März 1999 mit Inge Lammers erstmalig in der Vereinsgeschichte eine Frau den Vorsitz von Husum 75, der der größte Sportverein in Nordfriesland ist. – Als weitere größere Sportvereine, aber mit anderem Angebot gibt es heute im Gebiet der Stadt Husum die Husumer Spielvereinigung (HSV), vor einigen Jahren entstanden durch Zusammenschluß der beiden Fußballvereine Husum von 1918 und Frisia (1925 als Eisenbahnersportverein gegründet), den Rödemisser SV und den Leichtathletik- und Ausdauerverein (LAV).

## **175 Jahre Husumer Ringreitergilde (1826-2001)**

Das Ringreiten geht vermutlich auf mittelalterliche Ritterturniere zurück und ist in Ostfriesland und Schleswig-Holstein verbreitet, besonders stark in Nordfriesland. Ringreitervereine wurden vom 19. Jahrhundert an gegründet. Zu den frühen Vereinsgründungen gehört die Husumer Ringreitergilde von 1826, die also im Jahre 2001 ihr stolzes Jubiläum feiern kann.

Wahrscheinlich geht diese Gilde auf eine „Grüne Garde zu Pferde“ zurück, die 1767 zu Repräsentationszwecken in der Stadt gegründet wurde und auch das Ringstechen ausübte. Die Husumer Gilde hat sich seit 1826 neben dem Ringstechen die „Beförderung bürgerlicher Geselligkeit“ und die Beachtung der „Bedürftigen“ zur Aufgabe gemacht (s. Husumer Nachrichten v. 12. August 1992: „Husumer Ringreiter geschichtsbewußt“ und v. 24. Januar 2000: „Vorarbeit für Vereinschronik“). Übrigens wurde sie 1857 als Reitereskorte der Stadt

eingesetzt, um den Landesherrn, den Schleswiger Herzog und dänischen König Friedrich VII., bei seinem Besuch würdig zu empfangen und nach den Jahren der Erhebung wieder gnädig zu stimmen.

Alljährlich tritt die Ringreitergilde vor dem Alten Rathaus vor Vertretern der Stadt an und unterstreicht so ihre besondere gesellschaftliche Stellung. Neben der Gilde geht der Ringreiterverein „Jung Husum von 1911“ diesem alten Reitsport nach.

# **100 Jahre Druidenloge „Friesentreue“ Husum e. V. (1899-1999)**

## **Geschichte, Zielsetzung und Arbeit**

Von Klaus-Hinrich Evers

*Vorbemerkung: Die Schriftleitung bat Klaus-Hinrich Evers M.A., der von 1990 bis 1994 Vorsitzender der Druidenloge „Friesentreue“ war, anlässlich des Jubiläums um einen Beitrag. Der Verfasser ist zugleich Mitglied unserer Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte.*

Als Antwort auf die beginnende Industrialisierung im Königreich Großbritannien und die damit einhergehenden sozialen Umwälzungen gründete in London 1781 Henry Hurl eine Bruderschaft, die sich humanen und sozialen Frage widmete. Da das Wirken der Londoner Bruderschaft reges Interesse und große Anteilnahme fand, breitete sich der Orden rasch aus. Durch die Beschäftigung mit geistigen und kulturellen Themen erweiterten sich die Betätigungsfelder und die Zahl der Brüder, die sich zu örtlichen Gemeinschaften zusammenschlossen. In Rückblick und Rückbesinnung auf den keltischen Orden der Druiden, die bis zu ihrer Vernichtung durch die Römer die geistigen, kulturellen und sozialen Führer der keltischen Stämme waren, die ebenso die Autoritäten auf den Gebieten des Rechtswesens und der Heilkunde stellten, gaben sich die einzelnen regionalen Bruderschaften nach ihrem Zusammenschluß den Namen „United Ancient Order of Druids“ (UAOD).

Unter diesem Namen breitete sich der Orden auch nach Nordamerika und Australien aus. Besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden im Geiste einer weltoffenen Humanität zahlreiche Druidenlogen gegründet, in denen sich Männer mit gleichgerichteten geistigen und humanitären Interessen und sozialem Engagement zusammenfanden. Zu ihnen zählten sehr viele deutschstämmige Brüder, die ihr Vaterland verlassen mußten und in ihrer neuen Heimat erfolgreich Fuß gefaßt hatten. Sie setzten sich ihren Idealen folgend für soziale Gleichberechtigung, gegenseitige Hilfe und für weltoffene, völkerverbindende Ziele ein.

Anlässlich eines großen Druidentreffens im Staate Louisiana wurden Schiffsoffiziere des im Hafen von New Orleans liegenden Schiffes „New York“ des Norddeutschen Lloyd eingeladen, die als Gäste an den Außensitzungen teilnahmen und in den UAOD eingeführt und aufgenommen wurden. Von Amerika aus kam es zur Gründung der ersten deutschen Druidenloge 1872 in Berlin mit 35 Brüdern. Im darauffolgenden Jahr erfolgten Logengründungen in Hamburg, Stuttgart, Bremerhaven, Nordhausen, Leipzig und anderen Städ-

ten im damaligen Deutschen Reich, so daß bereits 1874 der Deutsche Druiden-Orden in seine Selbständigkeit entlassen wurde als Dachorganisation für alle Logen in Deutschland, die sich wiederum in Regionen zusammenschlossen. Ein lebendiges, tätiges Zentrum entwickelte sich in Hamburg mit der Großloge „Hansa“, von wo aus 1896 die Druidenloge „Holstentreue“ in Kiel gegründet wurde. Sie ist die Mutterloge der Husumer Druidenloge „Friesentreue“ im VAOD, dem „Vereinigten Alten Orden der Druiden“.

Am 31. Juli 1899 kamen 31 angesehenere Bürger Husums in der Gaststätte „Erholung“ an der Nordsee zusammen, um mit Kieler und Hamburger Brüdern die Husumer Druidenloge „Friesentreue“ zu gründen. Vor hundert Jahren herrschten andere Zeitumstände, die im Kern dennoch trotz aller Veränderungen und dazwischenliegenden Zeitumstände mit den heutigen vergleichbar sind. Husum war eine kleine am Meer gelegene Kreisstadt der preußischen Provinz Schleswig-Holstein, eine Bürgerstadt ohne Hochhäuser, Autoverkehr und Medienüberflutung, doch voller Lebendigkeit, Bürgersinn, Aufgeschlossenheit und Fortschrittsglauben. Die Gründungsväter der Loge lebten in der Erkenntnis, daß selbst in abgeschiedenen Winkeln sich die Welt verändert hatte. Um Selbständigkeit und eigenes Urteil zu erhalten, war es den Brüdern ein Anliegen, den Ordenszielen zu folgen, denn sie waren eingebunden in Denken und Fühlen und in das Selbstbewußtsein des Kaiserreiches, dessen Ordnungs- und Verwaltungssystem bis in die Provinz reichte. Es war eine Generation, die vom Positivismus geprägt worden war, deren Lebensweisheit sich in Sprichwörtern ausdrückte wie „Frisch gewagt, ist halb gewonnen“, „Tue recht und scheue niemand“, „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem an-



Abb. 1: Foto der Gründungsväter der Loge „Friesentreue“

dern zu“. Es war eine scheinbar festgefügte Welt mit Ordnungs- und Anstandsregeln. Gleichzeitig war es eine Zeit des Fortschritts und rasanter Entwicklungen. Technischer Fortschritt förderte den Glauben an das Gute im Menschen, an eine Verbesserung der Lebensumstände. Das war aber nur möglich, wenn Kenntnisse erworben wurden, wenn die Ergebnisse der Forschung und der Entdeckungen im Kleinen wie im Großen nachvollzogen wurden und besprochen wurden.

Was hatte sich nicht alles am Ausgang des 19. Jahrhunderts verändert! Aus dem noch jungen Kaiserreich war ein nationalgeprägtes Weltreich mit Kolonien geworden. Kolonialwaren kamen in den großen Häfen an und erreichten die Läden auch der kleinsten Städte und Dörfer. Das Eisenbahnnetz war geknüpft und ermöglichte den schnellen Transport von Gütern. Chausseen wurden gebaut und ersetzten die alten Sandwege der Fuhrwerke. Telegraph und Telefon waren erfunden. In der Medizin gab es umwälzende Entdeckungen zur Bekämpfung der Schwindsucht (Tuberkulose) und der Cholera. Umwälzende Entwicklungen gelangen in der Biologie, der Physik und der Chemie, von denen Wirtschaft und Landwirtschaft profitierten. Die Elektrizität wurde ausgenutzt. Selbst in Kleinstädten entstanden Elektrizitäts- und Wasserwerke, die Kanalisation wurde aufgebaut. Molkereien, Mühlen, kleine Fabriken und Manufakturen, Brennereien und Gießereien wurden überall errichtet. Handel und Verkehr blühten. Spar- und Darlehenskassen, Handels- und Commerzbanken wurden als Vereine gegründet. Die Goldmark hatte einen stabilen Wert. Das Bürgertum profitierte von den stabilen Verhältnissen. Höhere Lehranstalten gaben die neu gewonnenen Erkenntnisse der Wissenschaften an ihre Schüler weiter. Auf diesem Hintergrund breitete sich in Deutschland und Nordeuropa das Druidentum aus. Selbstbewußte und bildungsbewußte Bürger, Kaufleute, Handwerker, Künstler, Beamte, Landwirte, Gastwirte und Freischaffende fanden sich zusammen zur Geselligkeit unter dem Siebenstern der Druiden. 1904 wurden in Schweden die ersten Druidenlogen gegründet, 1912 in der Schweiz und 1921 in Dänemark. Folgerichtig kam es zur Gründung der Internationalen Weltloge 1908 in München, deren Ziele gemeinsam formuliert und übernational von den dem Bund angeschlossenen Brüdern übernommen wurden: Alle Druiden der ganzen Welt ohne Rücksicht auf ihre Religion, ihren Rang, ihr Vermögen, ihre Sprache und Nationalität in völkerübergreifende, völkerverbindende Gemeinsamkeit zu bringen, Maßnahmen zu fördern die den Mitgliedern und ihren Verwandten Hilfe in der Not bringen und die betreffenden Einrichtungen jedes nationalen Ordenszweiges zu unterstützen, internationalen Frieden und Eintracht zu fördern.

Der 2. Internationale Großlogentag in London 1913 vereinte 328 247 Druiden aus aller Welt unter dem Namen „International Grand Lodge of Druids“ (IGLD). Sie alle hatten sich den Ordensidealen verpflichtet: „Die Humanitas zu pflegen, die Veredelung des Menschentums zu fördern, den internationalen Frieden nach Kräften zu beschirmen.“

Unter diesen Idealen und Devisen fanden sich in Husum mehr als 70 Brüder und ihre Familien zu Geselligkeit, Gedankenaustausch zusammen. Im „Thomas Hotel“ in der Großstraße trafen sie sich zur geistigen Arbeit im Versamm-

lungsraum der Loge. Durch freundschaftliche und berufliche Kontakte zu Brüdern der 1896 gegründeten Kieler Druidenloge „Holstentreue“ wurden Husumer Bürger für die Ziele des Druidentums begeistert. Am 31. Juli 1899 wurde also die Husumer Druidenloge „Friesentreue“ mit 31 Brüdern gegründet. Die Gründungsmitglieder setzten sich aus führenden Herren aller Berufswege, vor allem Lehrern, Handwerkern, Beamten und Kaufleuten zusammen. In Anlehnung an den Namen der Kieler Mutterloge „Holstentreue“ wählte man ebenso wie für die einige Monate später von Husum aus gegründete Loge „Marsentreue“ in Heide den Namen „Friesentreue“, um die Treue der Friesen zu ihrer Heimat zu dokumentieren. Ein offensichtlich gutes Zusammengehörigkeitsgefühl der Brüder, eine zielsichere Öffentlichkeitsarbeit und hervorragende Vorträge ließen die Husumer Loge stetig wachsen, so daß schon nach wenigen Jahren die provisorischen Tagungsräume in Gaststätten aufgegeben werden konnten und ein eigener Logenraum im Hotel des Gründungsmitgliedes Adolf Freystatzky, dem „Thomas Hotel“ geweiht werden konnte. Weit über die Husumer Innenstadt waren fortan die goldfarbenen großen Buchstaben „V.A.O.D.“ an der 3. Etage des Hotels sichtbar.

Der vorherrschende Optimismus und eine festgegründete Lebenshaltung wurden jedoch bald erschüttert durch Katastrophen und Unruhen, die erkennen ließen, daß die Welt keinesfalls so rosig aussah, wie es den Anschein hatte. Nicht alles war regelbar und machbar. Der Schock des Untergangs der „Titanic“ zeigte, daß menschliche Technik der Natur nicht immer überlegen war. Überheblichkeit führte dazu, daß sich die Fundamente der europäischen Ordnungssysteme lockerten. Der Glanz der Gründerzeit war auch in Deutschland bald verfliegen. Ein Gefühl der unterschwelligem Unsicherheit breitete sich auf dem Kontinent aus.

Den unglückseligen Weltkrieg konnte die „International Grand Lodge of Druids“ trotz ihres Friedensprogramms nicht abwehren und verhindern.

Trotz des Zusammenbruchs des Kaiserreiches und der vergangenen Ordnung hatten sich über den Schrecken des Weltkriegs die Druiden ihre Ideale und ihre Lebenseinstellung bewahrt. Es kam sehr bald wieder zu Kontakten über Landesgrenzen hinaus und zu übernationaler Hilfe und Unterstützung. Sie rückten enger zusammen und fanden sich bald wieder zu brüderlichem Miteinander. Mit der Gründung des Völkerbundes, der durch einige Druiden stark mitgeprägt wurde, versuchte man, Trennendes zu überwinden und zu einem friedlichen Nebeneinander der Staaten zu gelangen.

Die Ideale des Druidentums erwiesen sich als festes Fundament für wertbewußte, aufgeschlossene Brüder. Überall in Deutschland wurden in den zwanziger Jahren neue Logen mit einem reichen äußeren und inneren Leben gegründet. Die Druidischen Lehren, druidische Lebensführung gaben Halt in den Stürmen jener Zeit. Im Jahre 1929 gehörten dem Druidenorden in Deutschland 249 Logen in allen Teilen des Landes an, die Großloge Schleswig-Holstein umfaßte 20 Logen, die Husumer Loge „Friesentreue“ zählte 77 Brüder. Neben den Logensitzungen wurden jährlich verschiedene Feste wie Weihnachtsfeiern, Gründungsfeiern sowie Sommerausflüge veranstaltet, zu denen Familienmitglieder jeden Alters und Freunde eingeladen wurden, so daß die „Friesen-

treue“ den größten Saal Husums, „Hensens Garten“, anmieten und füllen konnte. Diese Feste wurden vor dem ‚gemütlichen Teil‘ meistens mit einem Theaterstück begonnen. Darsteller und Regisseur waren Logenmitglieder und Angehörige. Auch die Theaterstücke waren vielfach selbst geschrieben, z. B. von Schwester Emma Carstensen. Die Mitarbeit der Schwestern, ohne die eine gute Loge an Wirksamkeit verlieren würde, war stets vorbildlich. Frau Emma Carstensen war eine bedeutende Bürgerin Husums, deren Verdienste vor wenigen Jahren durch die Benennung einer Straße nach ihr gewürdigt wurden. Darüber hinaus hatte die Loge „Friesentreue“ viele herausragende Bürger in ihren Reihen, darunter waren mehrere Senatoren, Stadtvertreter, Kaufleute und Fabrikanten, so daß der Bau eines eigenen Logenhauses in der Lämmerfenne auf dem Grundstück eines Bruders erwogen wurde. Auf einer Lichtung im Schobüller Wald richtete die Loge einen Platz ein, auf dem die sommerlichen Waldlogen abgehalten wurden, deren Beteiligung in der freien Natur großen Anklang gefunden hatte.

Dieser Entwicklung wurde ein bitteres Ende gesetzt, als deutlich wurde, daß das internationale Druidentum, daß Lebenshaltung und geistiges, ideales Wirken der Druiden sich durch den Nationalsozialismus nicht gleichschalten ließen, Logenmitglieder und Logenarbeit wurden überwacht und bedrängt. Der Druck der NSDAP auf Logenmitglieder wurde immer größer. Im Juni 1935 wurde in ganz Deutschland die Auflösung aller Logen angeordnet und durchgeführt. Das Logeninventar, darunter eine umfangreiche Bibliothek, wurde verschenkt oder mußte verkauft werden. Zusammenkünfte der Logen wurden verboten, das Verbot wurde überwacht.

Dennoch ist in all den Jahren der Unterdrückung nach der Zwangsauflösung Druidischer Geist wach und stark geblieben. Die Sehnsucht und das Streben nach geistiger, ethischer Freiheit, nach moralischer Selbständigkeit gegenüber Bevormundung und Gleichmacherei, nach Bewahrung und Besinnung auf gelebte Gemeinschaft blieben groß und lebendig. Es haben Worte des Ersten Vorsitzenden der Großloge Schleswig-Holstein, Theodor Möller, gesprochen und niedergeschrieben in schwerer Zeit, ihre dauernde Gültigkeit behalten – er schrieb über den Druidenorden: „Seine Entwicklung ist damit keineswegs abgeschlossen, sie wird weitergehen. Jede Zeit hat ihr eigenes Gesicht und stellt besondere Forderungen. Diesen dürfen wir uns nicht verschließen. Eines aber dürfen wir dabei nicht aus den Augen verlieren. Das ist die ideale Grundlage unseres Ordens, das Streben nach dem Geistigen, Höheren. Das muß ihm gewahrt bleiben für alle Zeiten. Wir müssen Idealisten und unverbesserliche Optimisten sein, die sich den Glauben an das Gute im Menschen, an seine Entwicklung ‚vorwärts‘ und ‚aufwärts‘ nicht nehmen lassen.“

Zusammenkünfte der ehemaligen Logen wur-



*Abb. 2: Der Husumer  
Schneidermeister  
Andreas Andresen*

den verboten. Man konnte jedoch ein Zusammenkommen einzelner Brüder zu Stammtischen oder Familienfesten nicht verhindern. Druidischer Geist und Druidentum ließen sich nicht völlig unterdrücken. Auf privater Ebene wurde auch nach dem Verbot brüderliche Gemeinschaft weiterhin unauffällig gepflegt.

Nach Kriegsende wurde in Husum schon sehr frühzeitig der Versuch unternommen, bei der britischen Militärregierung eine Wiederzulassung der Druidenloge zu erwirken. Man vertraute darauf, daß gerade im Mutterland des Druidenordens dessen Wirken, Wollen und Zielsetzung bekannt seien und gewürdigt würden. U. a. war auch Winston Churchills Bruder in einer englischen Druidenloge. Der bekannte Husumer Schneidermeister Andreas Andresen sprach deshalb im August 1945 bei der Militärregierung vor und beantragte als Folge der Unterredung am 23.8.1945 offiziell mit Carsten Christiansen gemeinsam die Genehmigung zur Wiedergründung der Loge „Friesentreue“. Ein Exemplar der Satzung war dem Antrag beigelegt mit der Zusage, nach der Genehmigung eine Eintragung in das Vereinsregister vorzunehmen. Zur gleichen Zeit schaltete der alte Bundesvorstand unter Federführung des früheren und künftigen Bundesvorsitzenden Hugo Wiese den Sekretär der Englischen Druidenloge, C. F. Churchard, ein, um die Erlaubnis zum Wiederaufleben der Deutschen Druidenloge zu erlangen. Diese im Sommer 1947 erteilt. Da man durch freundschaftliche und private Beziehungen zu Vorstandsmitgliedern über den Stand der Verhandlungen gut informiert war, wurde in Husum sofort eine Neugründung vorangetrieben, die am 7. Juli 1947 mit einem Stamm guter, alter Mitglieder gefeiert werden konnte. Die Loge „Friesentreue“ wurde in das Vereinsregister der Stadt Husum eingetragen. Es waren zunächst nur Zusammenkünfte in Gaststätten möglich, zu denen die Feuerung zum Heizen mitgebracht werden mußte. Es fehlten nicht nur die Logenräume, sondern auch die nötigen Ausstattungsgegenstände. Nach einer Zeit der Ungewißheit wurden im Juli 1948 auch Tagungen und Zusammenkünfte mit dem üblichen, gewohnten Ritual erlaubt.

Die Arbeit in den Sitzungen wurde unter ein Goethe-Wort gestellt, das bis auf den heutigen Tag Gültigkeit besitzt und bindende Verpflichtung ist: „Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tages gewahr und froh werde, sie führt zu Gewissenhaftigkeit. Was ist die Tugend anders als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? Fehler und Irrtümer treten bei solcher Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, indem wir ihn alsobald zu einem historischen machen.“

Die Loge „Friesentreue“ konnte am 11.10.1948 die ersten Neuaufnahmen unter großer Beteiligung auch besuchender Mitglieder anderer Logen vornehmen. Zu den neu aufgenommenen Mitgliedern zählten auch der langjährige Bürgervorsteher und Landtagsabgeordnete Matthias Andresen, der der Loge „Friesentreue“ fast 50 Jahre angehörte, sowie der Kunstmaler Albert Johannsen. Obwohl die jüngere Generation Logen skeptisch gegenüberstand, konnten in knapp vier Jahren 29 junge Mitglieder in die „Friesentreue“ aufgenommen werden und schon 1950 wurden die ersten von ihnen in den Vorstand ge-

wählt. Ein großer Augenblick in der Logengeschichte war dann im Februar 1953 der Einzug in den alten und nunmehr neuen Logenraum. Viel Planung und Sorgfalt waren diesem Ereignis vorausgegangen. Leider währte die Freude am Logenheim nur elf Jahre. Das alte „Thomas Hotel“ wurde verkauft und abgerissen. Seitdem ist die Druidenloge „Friesentreue“ Untermieter im Hause der Freimaurer in der Osterhusumer Straße 1, wo bei Tagungen der Loge die Fahne mit dem goldenen Siebenstern weht.

1974 wurde im festlichen Rahmen und unter großer Beteiligung zahlreicher Logen Deutschlands und Dänemarks das 75-jährige Bestehen der Druidenloge „Friesentreue“ gefeiert. Aus diesem Anlaß wurde eine namhafte Spende dem Husumer Versehrtenwerk vom Logenvorsitzenden, dem Fahrlehrer Hans Carstens, übergeben. Eine Reihe stadtbekannter Persönlichkeiten hat die Husumer Druidenloge geleitet: Matthias Andresen, Hansi Andresen, Hans Carstens, Ludolf Carstensen, Jonny Schlüter, Hans-Joachim Heller, Klaus-Hinrich Evers, Werner Christensen, Gerd Püschel, Olaf Lorenzen. Im Vorstand wirkten weiter mit: Carl Callsen, Wilhelm Dahlhoff, Hugo Döring, Willi Knoop, Horst Kubon, Erwin Mikule, Winfried Pauls, Hans Hugo Peters, Erich Sösemann, Hinrich Wichern sowie zahlreiche andere Mitbürger, die sich über ihren Beruf hinaus gemäß den Zielen des Druidentums sozial, kulturell und karitativ für die Gemeinde Husum engagierten und engagieren. Seit mehr als 15 Jahren leitet der Gardinger Kaufmann Waldemar Reeder von Ahnen die Geschicke der Druidenloge „Friesentreue“.

1980 fand der Großlogentag der Großloge Schleswig-Holstein mit einer Seefahrt durch das nordfriesische Wattenmeer und einer Feier in der alten Kirche der Hallig Hooge großen Anklang. Eine namhafte Spende wurde der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger übergeben.

Auch weiterhin ist die Druidenloge „Friesentreue“ der Wohltätigkeit verpflichtet und hat gemeinnützigen und sozialen Einrichtungen beträchtliche



*Abb. 3: Der Bürgervorsteher und Landtagsabgeordnete Matthias Andresen*



*Abb. 4: Waldemar Reeder von Ahnen, Vorsitzender der Loge „Friesentreue“*

Summen gesendet, z. B. der Kurzzeitpflege der Husumer Diakonie. Auch ist die „Friesentreue“ korporatives Mitglied des „Freundes- und Stifterkreises Nordfriesisches Museum e. V.“. Seitdem gehören Führungen durch das Nissenhaus in den Arbeitsplan der Loge. Aber auch andere Einrichtungen und Institutionen finden das Interesse und den Besuch der Mitglieder der „Friesentreue“. Obwohl die Zahl der Mitglieder sich im Vergleich zu den „Goldenen Zwanziger Jahren“ verringert hat, hat sich ihr Wirken auf das Husumer Umland, besonders auf die Landschaft Eiderstedt ausgedehnt. Die Loge zählt auch heute wieder Angehörige aller Berufsgruppen zu ihren Mitgliedern, die in Einigkeit, Frieden und Eintracht für ihre Ideale und Wertvorstellungen zum Wohle der Gemeinschaft wirken. Neben den Arbeitssitzungen gib es zahlreiche gesellige Veranstaltungen wie die Himmelfahrtswanderung, die Waldloge im Katinger Watt um den nördlichsten feststehenden Druidenstein Deutschlands, den Sommerausflug, Logenlotto, Logenadventsfeier sowie den gemeinsamen Besuch von Ausstellungen und Konzerten.

Die Mitglieder der Druidenloge „Friesentreue“ sehen ein Ziel ihrer Arbeit darin, der Entpersönlichung in der mediengesteuerten Massengesellschaft entgegenzuwirken. Dazu dienen auch die Vorträge zu aktuellen, geistigen und kulturellen Themen, die dem Wissen, der Diskussion und der Vertiefung des Wissens dienen. Auch im Zeitalter von Computer, Fernsehen und Handy haben das Buch und das Gespräch nicht an Wert verloren. Das Neue ist noch kein Wert an sich. Das Neue an inneren Maßstäben zu überprüfen, ist Sinn der Arbeit auf den Versammlungen der Druiden.

Die „Friesentreue“ war die erste und ist die älteste Loge und bis heute bestehende humanitäre Vereinigung, die in Husum gegründet worden ist. Ihre Ziele und ihr Wirken sind vielfältig. Ein herausragendes Ziel ist die Erhaltung, Ausübung und Verbreitung von Kultur. Kultur bedeutet Gestaltung, Formung und Bildung eines Lebensstils, von Lebensart. Der bewußte Gestaltungswille ist es, der sich in Musikkultur, in Baukultur und auch in Sprach- und Gesprächskultur äußert. Das so verstandene Wesen von Kultur prägt das Bild eines Menschen, einer Gemeinschaft, einer Stadt, einer Zeit. Sie unterscheidet sich entschieden und wohltuend von Modeerscheinungen, Zeitgeschmack und Zeitrends. Der Wille, gestalterisch zu wirken, hat bereits die Gründungsväter der Druidenloge „Friesentreue“ vereint. Für Druiden ist die Pflege der Kultur, der Kunst, der Musik und des Gesangs Teil ihrer Arbeit. Wir erfüllen diese Aufgabe auf unseren Sitzungen und den Besuchen von kulturellen Veranstaltungen in Stadt, Kreis und Land.

Daneben steht die Pflege der Gemeinnützigkeit und der Wohltätigkeit als ein Eckpfeiler druidischen Wirkens als eine weitere Aufgabe, der sich die Mitglieder der „Friesentreue“ angenommen haben. Alljährlich werden karitative Organisationen bedacht, aber auch in Einzelschicksalen wird von der Loge stillschweigend Hilfe geleistet. Solch Handeln bringt mit sich ein Weggehen vom Egoismus und eine Hinwendung zur Menschlichkeit im echten Bürgersinn. Gegenseitige Hilfe in Rat und Tat ist ein verbindendes Band. Wir kommen dieser Verpflichtung nach durch unsere Spenden und durch das Mitwirken der einzelnen Brüder in sozialen und karitativen Organisationen.

Eine weitere Aufgabe, die die Logenmitglieder und ihre Angehörigen vereint, ist nach dem Willen der Gründungsväter Aufgeschlossenheit und Offenheit. Druiden kennen weder Standesunterschiede noch soziale oder materielle Unterschiede, weder Glaubensgegensätze noch Parteizugehörigkeit als trennende Kriterien. Was zählt, sind die gegenseitige Achtung und der Respekt vor der Meinung des anderen. Wir schätzen ein offenes Wort, das aber nicht in Polemik, Aggression oder Diffamierung ausarten darf. Zuhörenkönnen sowie ein verständnisvoller Austausch von Meinung und Gegenmeinung sind für Druiden ein Gebot, dessen Ziel Versöhnung heißt. Ein jeder wird geachtet nach dem, was er für die gemeinsame Arbeit einbringt, wie er sich der Gemeinschaft einfügt, wie er sich gibt.

Bei aller Ernsthaftigkeit wird eine vierte Aufgabe nicht vergessen und hochgehalten: die Geselligkeit. Die Mitglieder verstanden und verstehen es, Feste zu feiern. Wir wissen, daß Fröhlichkeit, Herzlichkeit und Heiterkeit ein umschließendes Band bilden. Geselligkeit vereint, überwindet Verschiedenheiten. Das Lachen und der Frohsinn stehen uns wohl an, auch in stürmischen Zeiten. Ein heiterer Gedankenaustausch wirkt wohltuend auf die Gemüter. Gemeinsame Veranstaltungen über den engen Logenrahmen hinaus verbinden. Das hat besonders gerade im Jahr 1999 die Hundertjahrfeier der Loge „Friesentreue“ im Hotel „Altes Gymnasium“ unter Beweis gestellt. In dieser Feierstunde konnte der Vorsitzende namhafte Spenden an die Lebenshilfe Husum sowie an den Förderverein des Tönninger Krankenhauses übergeben. Und der Inhalt etlicher Briefumschläge als Geburtstagsgabe an den Jubilar wurde der Pfadfindergruppe in Schobüll überreicht. So geht die Druidenloge „Friesentreue“ zu Husum e. V. frohen Mutes ihrer Tradition und ihrer Verantwortung, ihrer Ziele und Aufgaben bewußt in ein neues Jahrhundert ihres Bestehens und in ein neues Jahrtausend.

Abbildungsnachweis: Abb. 1: Logenarchiv; Abb. 2-4: Privatbesitz

## Tätigkeitsbericht

Von Holger Borzikowsky

Die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte kann auf eine positive Entwicklung in den Jahren 1999 und 2000 zurückblicken. Wie schon im letzten Tätigkeitsbericht, s. „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ Heft 5 (1998), S. 121 ff., erwähnt, sah es der seit Mai 1997 amtierende Vorstand als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, die Öffentlichkeitsarbeit zu verstärken. Eine beträchtliche Außenwirkung hat die Veranstaltungsreihe, die die Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte jeweils im Winterhalbjahr – erstmalig seit dem Winter 1997/98 – durchführt. Ein Faltblatt informiert über das jeweilige Veranstaltungsprogramm (wie natürlich auch über die allgemeinen Zielsetzungen des Vereins). Regelmäßig wird zu den einzelnen Veranstaltungen Pressearbeit betrieben. Den „Husumer Nachrichten“, insbesondere Jürgen Dietrich, sei für die ausführliche Berichterstattung gedankt.

Das Winterprogramm 1998/99 bot drei Vorträge: Am 12.11.1998 hielt im Anschluß an die Mitgliederversammlung mit der Vorstellung von Heft 6 der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“ deren Schriftleiter Dr. Christian M. Sörensen ein Referat über „Die Erhebungszeit 1848-1851 in Husum“; im Januar 1999 sprach Klaus Schumacher, Schriftführer unserer Gesellschaft, über „Stammbücher – eine zu Unrecht vernachlässigte Quellengattung (mit Beispielen aus Husum)“, im Februar die Diplom-Prähistorikerin Frauke Witte über „Eine frühneuezeitliche Töpferei am Hause Süderstraße 11“. Der letztgenannte Vortrag wurde gemeinsam mit dem Nordfriesischen Museum – Ludwig-Nissen-Haus veranstaltet und dort gehalten, die anderen beiden Veranstaltungen fanden im Alten Rathaus statt. Dr. Christian M. Sörensen und Frauke Witte hatten ihre Themen auch bereits in Heft 6 der „Beiträge“ behandelt. Der Vortrag von Klaus Schumacher wurde in überarbeiteter Form in das vorliegende Heft übernommen. Er ist in Teilen auch schon in dem Sammelband „Schätze in Papier“ veröffentlicht worden, der 1999 als Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung der Volkskundlichen Sammlungen der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen (Schleswig) erschien; allerdings werden in dieser Fassung bevorzugt Beispiele von Stammbüchern besprochen, die zum Bestand der Volkskundlichen Sammlungen gehören, jedoch nicht von Husumern geführt worden waren.

Den Abschluß des Winterprogramms 1998/99 der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte bildete eine Führung von Hermann Lörchner und Holger Borzikowsky durch das Husumer Schloß unter dem Motto „Ein Streifzug durch das unbekannte Schloß vor Husum – Spurensuche: Die herzogliche Zeit“; die organisatorischen Vorbereitungen wurden in Zusammenarbeit mit der Stif-

tung Nordfriesland getroffen. – Gewissermaßen als Nachklang des Winterprogramms hielt Dr. Christian M. Sörensen am 21.4.1999 vor der Husumer Freimaurerloge einen Vortrag über Freimaurerverfolgungen 1934 in Husum, über die er im Rahmen seines Aufsatzes „Zur NS-Herrschaft in Husum“ ebenfalls schon in Heft 6 der „Beiträge“ berichtet hatte.

Die Veranstaltungsreihe des Winters 1999/2000 wurde durch die Mitgliederversammlung v. 14.10.1999 und ein im Anschluß daran gehaltenes Referat von Holger Borzikowsky über „Johannes Laß (1721-1784) – Advokat, Bürgermeister, Chronist“ eröffnet. Zum Jahresausklang 1999 boten unsere Mitglieder Helge Kiebach und Klaus Schumacher in der Volkshochschule Husum „Gerichte mit Geschichte“, ein Menü nach Originalrezepten aus der Renaissance; im Gegensatz zur Ursprungszeit der Rezepte beschränkte sich die Speisenfolge jedoch nur auf verhältnismäßig wenige Gänge, nämlich auf drei. Die Vortragstätigkeit wurde dann im Februar 2000 wiederaufgenommen durch unser Vorstandsmitglied Fiete Pingel M.A., der im Alten Rathaus ein wichtiges Kapitel der Stadtgeschichte behandelte: „Zwischen Reformation und großer Flut. Husum 1527-1634 – ein Porträt“. Eine Führung von Holger Borzikowsky, Hermann Lörchner und Klaus Schumacher unter dem Thema „Kleine Husumer Denkmälerkunde: Skulptur und Inschrift im Öffentlichen Raum“ schloß das Veranstaltungsprogramm des Winters 1999/2000 ab.

Im Berichtszeitraum führte die Gesellschaft zwei Exkursionen durch. Gemeinsam mit dem Förderverein der historischen Bibliothek der Hermann-Tast-Schule Husum wurde am 26.6.1999 eine Fahrt nach Eutin und Bordesholm durchgeführt. In Eutin besichtigten die Teilnehmer die historische Eutinische Landesbibliothek und das Schloß, in Bordesholm die ehemalige Klosterkirche der Augustiner-Chorherren. Für diese ließ Herzog Friedrich, der spätere König Friedrich I. von Dänemark, den „Bordesholmer Altar“ durch Hans Brüggemann anfertigen (1521 vollendet, 1666 in den Schleswiger Dom verbracht). Friedrich förderte auch den Ausbau der Husumer St.-Marien-Kirche (abgebrochen 1807/08), er vermutlich stiftete dieser Kirche die heute im Nationalmuseum Kopenhagen befindliche ebenfalls von Brüggemann gearbeitete St.-Jürgen-Gruppe.

Im Mai 2000 unternahm die Gesellschaft – wieder gemeinsam mit dem Förderverein der Bibliothek der Hermann-Tast-Schule – eine Exkursion zur Ausstellung „Glauben – Nordelbiens Schätze 800-2000“, die im Kieler Schloß von der Nordelbischen Landeskirche, der Kieler Universität und der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek ausgerichtet worden war.

Im Rahmen des Volksfestes „Husumer Hafentage“ hielt Klaus Schumacher am 10.8.2000 im Ratssaal des Neuen Rathauses einen Vortrag über das „Husumer Hafenleben – einst und jetzt“.

Alle Veranstaltungen fanden guten Zuspruch, zum Teil auch unerwartet große Resonanz wie die Vorträge von F. Witte und F. Pingel.

In der Zusammensetzung des Vorstandes trat eine Veränderung ein. Auf eigenen Wunsch schied der langjährige Schatzmeister unserer Gesellschaft, Christian Clausen, aus dem Vorstand aus. Auf der Mitgliederversammlung v. 14.10.1999 dankte der Vorsitzende Herrn Clausen für die über einen Zeitraum

von 8 Jahren ausgeübte Tätigkeit. Zum Nachfolger wurde der Bankkaufmann i. R. Horst-Günter Susott gewählt.

Für das „Handbuch zur Geschichte Husums“ (Arbeitstitel), das im Jahr des Stadtjubiläums 2003 in Herausgeberschaft der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte erscheinen soll, wurde unter Leitung von Fiete Pingel eine Redaktionsgruppe gebildet. Herr Pingel hat eine Gliederung des Buches in zehn an den Phasen der Stadtgeschichte orientierte Abschnitte konzipiert, für deren Bearbeitung inzwischen Autoren gewonnen worden sind.

Unter der Leitung von Klaus Schumacher wurde eine Arbeitsgruppe zur Erfassung Husumer Grabdenkmäler gebildet. Diese soll auf der Grundlage der Erfassungskriterien des Museums für Sepulkralkultur in Kassel erfolgen. Durch Klaus Schumacher und Thomas Friedrichsen wird zunächst der Bestand des Husumer Gasthausfriedhofes aufgenommen werden. Mitarbeiter an diesem Projekt sind jederzeit willkommen.

In der Vorweihnachtszeit 1999 hatten die Mitglieder unserer Gesellschaft die Möglichkeit, Replikat nach Töpfereifunden vom Grundstück Süderstraße 11 – Arbeiten der Husumer Töpferin Ute Ernst, Süderstraße 66 – zu vergünstigten Preisen zu erwerben (vgl. Mitgliederrundschreiben v. 15.11.1999). Der Verkauf erfolgte über die Buchhandlung Delff; die Replikat bereicherten dort auch über einige Wochen die Auslagen eines Schaufensters. – In der Graphik-Edition der „Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte“ erschien 1999 der Holzschnitt „Husumer Hafen“ von Nikolaus Störtenbecker (s. S. 145 im vorliegenden Heft).

Auf Initiative des Vorstandes der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte wurde – hierin einer Anregung Prof. Dr. Arno Bammés (Klagenfurt) folgend – eine Erinnerungstafel für die Schriftstellerin Margarete Böhme angefertigt und im September 2000 an deren Geburtshaus Langenharmstraße 9 angebracht; die Tafel wurde aus Mitteln der Gesellschaft finanziert. Die in Vergessenheit geratene einstige Erfolgsschriftstellerin wurde 1867 in Husum geboren, sie starb 1939 in Hamburg. Der 1905 erschienene sozialkritische Roman „Tagebuch einer Verlorenen“ wurde mit insgesamt 1,2 Millionen Exemplaren die auflagenstärkste Veröffentlichung Margarete Böhmes. Im Vorgängerbau des jetzigen Gebäudes Langenharmstraße 9 lebte Lena Wies, die Theodor Storm als „Scheherezade“ seiner Jugend bezeichnete („Lena Wies“, 1873); auch an sie erinnert die Tafel. Von Anfang an befürwortet und mit stetigem Interesse begleitet wurde das Vorhaben von Frau Rosemarie Margarete Berndt, der jetzigen Eigentümerin des Hauses; sie ist eine Enkelin Margarete Böhmes. Der Vorstand hofft, eine Anregung für die Anbringung weiterer Tafeln an historisch bedeutsamen Häusern in Husum gegeben zu haben, und wird den Hauseigentümern auch selbst Vorschläge unterbreiten; er versteht die zukünftige Finanzierung jedoch nicht als Aufgabe der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte. Die Einwerbung von Sponsorengeldern wird der Vorstand allerdings unterstützen.

Die Mitgliederzahl ist in erfreulichem Maße gestiegen. Traten unserer Gesellschaft nach der Neukonstituierung des Vorstandes im Mai 1997 im Zeitraum 1.6.-31.12.1997 13 Mitglieder bei, so waren es in den beiden folgenden

Jahren jeweils 17 bzw. 16 Mitglieder, im Jahre 2000 bis zum 30. September (Redaktionsschluß dieses Heftes) 12, insgesamt also 58 Mitglieder. Im Zeitraum seit dem 1.6.1997 verloren wir 2 Mitglieder durch den Tod, 2 traten aus, so daß die Gesellschaft am 30.9.2000 129 Mitglieder hat (zum Vergleich: 75 Mitglieder am 31.5.1997). – Es zeigt sich immer wieder, daß zu erfolgreicher Mitgliederwerbung am ehesten die persönliche Ansprache Interessierter führt.

Im Jahr 1999 verstarben unsere Mitglieder Hans Jürgen Sievers (siehe den Nachruf im vorliegenden Heft) und Hans Thun, beide Husum.

Das vorliegende Heft enthält ein Mitgliederverzeichnis nach dem Stand vom 30. September 2000. An dieser Stelle dankt der Vorstand den langjährigen Mitgliedern für ihre Treue zum Verein, den neu eingetretenen Mitgliedern für ihre Bereitschaft, durch den Beitritt die Aktivitäten der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte zu fördern.

## Nachrufe

### Hans Jürgen Sievers †

Am 14. September 1999 verstarb der allseits geschätzte Husumer Stadthronist Hans Jürgen Sievers nach längerer Krankheit im Alter von 84 Jahren. Er wurde am 18. März 1915 als einziges Kind des Lehrers Timm Sievers in Husum geboren, der von 1905 bis 1949 an der Knaben-Bürgerschule wirkte, und zwar in den Nachkriegsjahren als Rektor. Nach dem Abitur 1934 am Hermann-Tast-Gymnasium wurde H. J. Sievers an der Pädagogischen Hochschule in Kiel zum Lehrer ausgebildet. Er begann den Schuldienst in Niedersachsen. Im Zweiten Weltkrieg war er als Soldat in Norwegen eingesetzt, wo er auch seine aus Holstein stammende Ehefrau Irmgard kennenlernte.

Nach Kriegsdienst und amerikanischer Gefangenschaft nahm H. J. Sievers 1948 an der Husumer Knaben-Bürgerschule den Schuldienst wieder auf und unterrichtete besonders in den Fächern Musik, Deutsch und Geschichte. An der Mittelschule, an der er von 1951 bis 1954 tätig war, wirkte die von ihm aufgebaute Instrumentalgruppe bei festlichen Anlässen mit. Danach war er als Lehrer und Konrektor an der Mädchen-Bürgerschule bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1971 tätig, wobei Heimatkunde sein Lieblingsfach wurde.

Sehr intensiv widmete sich der Verstorbene der Geschichte seiner Heimat-



stadt Husum. Er schuf eine umfangreiche Materialsammlung aus Fotos, Postkarten, Zeitungsausschnitten, Briefen und Reden und damit das „Archiv Sievers“, aus dem große Teile schon von dem Nachlaßverwalter Uwe Iben dem Stadtarchiv übergeben worden sind. Besonders beschäftigte er sich mit der Geschichte vieler Alt-Husumer Häuser und ihrer Bewohner und legte eine sehr informative Hauskartei an. Aus dieser Arbeit erwuchs seine in den Husumer Monatsheften seit 1975 veröffentlichte Serie über „Gasthöfe und Kellerwirtschaften in Alt-Husum“, die bis 1998 erschien und einen großen Leserkreis auf unterhaltsame und doch historisch genaue Weise an die Stadtgeschichte heranführte und das Interesse an dieser wachhielt. Ähnlich erfolgreich war auch sein Buch „Husum um die Jahrhundertwende. Ein Rundgang nach alten Postkarten“, das nach langer Vorarbeit 1982 bei der Husum Druck- und Verlagsgesellschaft erschien und seinen festen Platz in der Stadtgeschichte gefunden hat.

In der Theodor-Storm-Gesellschaft war H. J. Sievers ein eifriger Mitarbeiter. Er leitete dort über Jahre das Bildarchiv und schrieb den grundlegenden Beitrag „Zur Geschichte von Theodor Storms ‚Singverein‘“ – heute heißt er „Theodor Storms Chor von 1843“ – für die „Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft“ (Nr. 18, 1969). Aufgrund seiner Verdienste wurde Sievers zum Mitglied des Senats der Storm-Gesellschaft berufen.

Unschätzbar sind die vielen Hilfen zur Stadtgeschichte, die der Verstorbene jahrzehntelang aus seinem Archiv und seinem großen Wissen den vielen Besuchern in der Schückingstraße in seiner freundlichen und bescheidenen Art gewährt hat. Zu diesen Besuchern gehörten auch die Mitarbeiter unserer 1987 gegründeten Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte, der er von ihrem Anfang an angehörte und die er nach besten Kräften unterstützte. Vorher war er Mitglied des Arbeitskreises Husumer Stadtgeschichte gewesen, der unter Leitung des damaligen Stadtarchivars Brar V. Riewerts sich vornehmlich als Gesprächsforum mit Fragen der Erhaltung des geschichtlich überkommenen Stadtbildes und mit Themen der Stadtgeschichte befaßte.

Hans Jürgen Sievers hat sich um die Husumer Stadtgeschichte verdient gemacht.

*Christian M. Sörensen*

## **Dr. h.c. Reinhold Borzikowsky †**

Am 21. Dezember 1998 verstarb Dr. h.c. Reinhold Borzikowsky im Alter von 85 Jahren in Strande bei Kiel. Er hat sich als langjähriger Landrat des Kreises Husum, als Staatssekretär im Kultusministerium, als Präsident des Landesrechnungshofes und, um eines seiner Ehrenämter hervorzuheben, Vorsitzender der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte bleibende Verdienste erworben.

Reinhold Borzikowsky wurde am 12. Juni 1913 in Nordschleswig geboren, und zwar in Sonderburg auf Alsen, wo sein Vater August Wilhelm Borzikowsky Kreissekretär, also der nächsthöhere Kreisverwaltungsbeamte nach dem Landrat war. August Wilhelm B. stammte aus Husum und war mit Annie Hin-



richsen verheiratet, einer Tochter des Schleswiger Rechnungsrates (Oberinspektors) Julius Hinrichsen, der das Studium seines Enkels Reinhold finanzierte. 1932 legte R. Borzikowsky die Abiturprüfung in Itzehoe und 1937 nach dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften das Referendarexamen ab. Gleich nach Beginn des Weltkrieges wurde er einberufen und legte 1941 das Große Staatsexamen ab. Aber erst 1946 nach Kriegsdienst und Gefangenschaft konnte er in den Verwaltungsdienst des Landes Schleswig-Holstein eintreten. Auf Vorschlag seines Vorgängers Dr. Franz Suchan wurde er im Oktober 1947 zum Kreisdirektor des Kreises Husum gewählt. Dieses Amt wurde 1950 in Landrat umbenannt.

Mit großer Tatkraft widmete sich der junge Landrat der Bewältigung der Nachkriegsprobleme und der Entwicklung des Kreises im Schul- und Krankenhauswesen, der Durchführung der Flurbereinigung mit Wegebau und Wasserregulierung, dem Küstenschutz und der Halligsanierung mit Stromversorgung und Flutsicherungsmaßnahmen, wofür ihn die Halligen Langeneß und Oland zum Ehrenbürger ernannten. Die Stadt Husum verdankt ihm Verschonung in der schweren Februarflut 1962. Als der Südweststurm das Wasser in die Husumer Bucht drückte und besonders den Porrenkoogdeich zu durchbrechen drohte, mußten die Husumer Bewohner am Geestrand vom Wung bis Rödemis in Alarmbereitschaft versetzt werden. Landrat R. Borzikowsky bewirkte, daß zur Entlastung der Dockkoog und der Uelvesbüller Koog mit seinen acht Gehöften der Überflutung preisgegeben wurden und somit Husum verschont blieb.

Aus der Verwaltungsarbeit heraus entstand 1961 das repräsentative und reich bebilderte Buch „Landkreis Husum – Landschaft, Geschichte, Wirtschaft“, und zwar in Gemeinschaft von Stalling Verlag in Oldenburg (Old.) und Kreisverwaltung, und R. Borzikowsky war als Mitherausgeber und Autor maßgeblich daran beteiligt.

Mit der Stadt Husum fühlte sich der Verstorbene besonders verbunden. Hier war er schon als Junge oft bei seiner Großmutter väterlicherseits zu Besuch, denn inzwischen war sein Großvater verstorben. Dieser war Lederhändler und wohnte im „Luthschen Haus“ in der Norderstraße 56, wie schon sein Urgroßvater.

Der in Westpreußen geborene Urgroßvater Friedrich Wilhelm Michael Borzikowsky – die Familie stammte ursprünglich aus der Kaschubischen Schweiz südwestlich von Danzig – hatte noch unter Blücher 1813/14 gegen Napoleon gekämpft, war nach langen Wanderjahren 1829 nach Husum gekommen und hatte hier eingeheiratet. 1849 in der Erhebungszeit war er Mitunterzeichner der Husumer Petition gegen die Dänenherrschaft (vgl. Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte H. 6, 1998, S. 73).

Von 1947 bis 1966 war Reinhold Borzikowsky Landrat und wohnte mit sei-

ner Frau Herta geb. Wojahn und seinen vier Söhnen im Südflügel des als Landratsamt dienenden Schloßgebäudes. Seit 1752 hatten die Amtmänner und die späteren Landräte dort ihre Dienstwohnung. Im Schloß ließ R. Borzikowsky das Treppenhaus und einen Kamin restaurieren – nach notvollen Nachkriegsjahren war dies der Anfang einer fortwährenden Restaurierung des vierhundertjährigen, im 18. Jahrhundert umgestalteten Schlosses, das 1980 seinen ursprünglichen Turmabschluß wiederbekam.

Die weiteren Verdienste Reinhold Borzikowskys in der Kulturarbeit können nur kurz erwähnt werden. Als Kuratoriumsmitglied setzte er sich jahrzehntelang für die Ludwig-Nissen-Stiftung ein, ebenso für den Deutschen Grenzverein als Mitglied des Vorstandes und leitete von 1978 bis 1982 das von ihm mitbegründete, in der Trägerschaft des Grenzvereins befindliche Institut für Regionale Forschung und Information in Flensburg. Er förderte die Veröffentlichung von Examensarbeiten zur Zeitgeschichte, so die von Chr. M. Sörensen über den „Aufstieg der NSDAP in der Stadt Husum“ und die von Thomas Steensen über die „Friesische Bewegung in Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert“.

Besondere, landesweite Verdienste um die Geschichtsforschung erwarb er sich als Vorsitzender der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte von 1977 bis 1988, wo er für eine Belebung der Arbeit sorgte, auch indem er zwischen den Generationen vermittelte und neue, auch von außen kommende Ideen umsetzte, so daß die Gesellschaft an der allgemein zunehmenden Geschichtsbegeisterung, wie sie sich im Massenbesuch großer Ausstellungen zeigte, z. B. über die Stauer, teilhaben konnte und in dieser Zeit ihre Mitgliederzahl von rund 1100 auf über 2000 steigerte, die seitdem aber leicht zurückging. Die erhöhte Mitgliederzahl ermöglichte neben der Publikation der Periodika „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte“ und „Nordelbingen“ auch eine intensivierete Herausgabe der Reihe „Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins“, in der historische Doktorarbeiten erscheinen, wie die oben genannte Arbeit von Steensen 1986 und außerdem 1995 die Dissertation von Chr. M. Sörensen mit dem Titel „Politische Entwicklung und Aufstieg der NSDAP in den Kreisen Husum und Eiderstedt 1918-1933“.

Reinhold Borzikowsky gewann Menschen durch seine geschickte und verbindliche Art, überzeugte durch souveräne Verhandlungsführung und konnte so die gewünschten Maßnahmen durchsetzen und damit außerordentliche Arbeit leisten. Sie wurde unter anderem mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gewürdigt.

Die Medizinische Universität Lübeck verlieh ihm 1983 die Ehrendoktorwürde in Anerkennung seiner Verdienste um deren Aufbau, die er sich als Staatssekretär erworben hatte.

Die Arbeit unserer Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte hat der Verstorbene mit seiner Familie aufmerksam verfolgt, zumal sein zweiter Sohn Holger Gründungsmitglied und seit 1997 deren Vorsitzender ist.

*Christian M. Sörensen*

Abbildungsnachweis: Kreisarchiv Nordfriesland, Husum (Porträt Sievers); Archiv Borzikowsky

# Mitgliederverzeichnis

Stand: 30. September 2000

- Margareta Andresen, Husum  
Friedrich Heddies Andresen,  
Tetenbüll  
Karen Arndt, Plön  
Prof. Arno Ausborn, Hamburg  
Klaus-Rainer Becker, Husum  
Bernd Biastoch, Husum  
Dieter Boe, Husum  
Walburga Böke, Husum  
Renke Borchert, Tornesch  
Herta Borzikowsky, Strande  
Holger Borzikowsky, Husum  
Michael Borzikowsky, Strande  
Uwe Boyens, Husum  
Reinhold Brink, Steppach  
Kai Brix-Mannshardt, Husum  
Büchereizentrale  
Schleswig-Holstein, Flensburg  
Auguste Carstensen-Lenz, Husum  
Dr. Hans A. Christiansen, Husum  
Christian Clausen, Stedesand  
Dr. Claus Clausen, Schobüll  
Andrea Claussen, Husum  
Hans-Friedrich Claussen, Mildstedt  
Peter Cohrs sen., Husum  
Dansk Bibliotek, Husum  
Margarethe Dawartz, Husum  
Wynfried Degenhardt, Husum  
Buchhandlung C. F. Delff, Husum  
Hansjörg Dittmer, Schuby  
Jacob Peter Eggers,  
Alt-Augustenkoog  
Einhorn-Ratsapotheke, Husum  
Peter Empen, Husum  
Klaus-Hinrich Evers M.A., Husum  
Johanna u. Klaus Fichthorst, Husum  
Karin Fischer, Husum  
Hans-Heinrich Flach, Husum  
Ludolf Frahm, Husum  
Enno Friccus, Mainz  
Thomas Friedrichsen, Husum  
Dr. Klaus Peter Fuglsang-  
Petersen, Kronshagen  
Helga Gilde, Husum  
Almut Gohde, Husum  
Dr. Konrad Grunsky, Treia  
Hans-Jürgen Hansen, Husum  
Hans-Thomas Hansen, Husum  
Wilhelm Hansen, Husum  
Wolfgang Henrich, Husum  
Annegret u. Dr. Ulf Dietrich  
v. Hielmcrone, Husum  
Renate Holz, Katharinenheerd  
Husumer Handwerkerverein  
von 1857 e.V.  
Uwe Iben, Husum  
Margrit Jasser, Kall-Rinnen  
Christoph Jürgensen, Husum  
Sigrid Jürgensen, Husum  
Annette Keller, Husum  
Angela u. Helge Kiebach,  
Husum  
Margarethe Kissner, Husum  
Britta Klagge, Hamburg  
Dr. Günter Klatt, Husum  
Manfred Knizia, Husum  
Lothar Knöll, Husum  
Hermann Knudsen, Husum  
Harry Krämer, Husum  
Günter Kruckis, Husum  
Manfred Kruse, Husum  
Dr. Jan Kusber, Kiel  
Dirk Lafrenz, Rantrum  
Käte und Richard Lehne, Husum

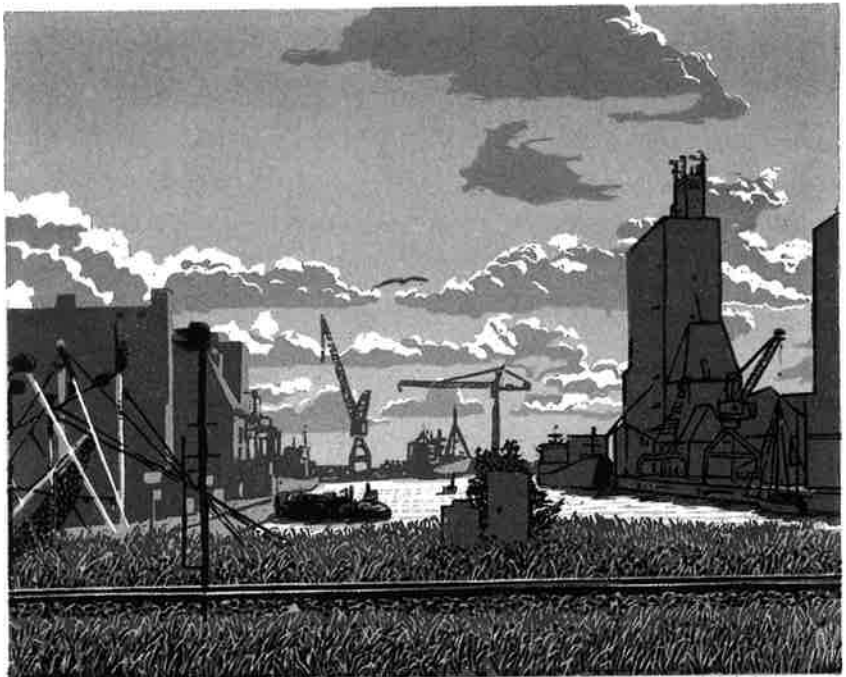
Hermann Lörchner, Husum  
Alfred Lorenzen, Husum  
Thomas Lorenzen, Wester-Ohrstedt  
Friedrich Maack, Husum  
Fa. Schuhhaus Mader, Husum  
Horst Mader, USA-Bellevue WA  
Peter Marcussen, Husum  
Hark Martinen, Rosendahl  
Otto Meier-Ewert, Husum  
Dr. Christian Merkel, Lund  
Sigrid Miether, Husum  
Dr. Ingwer Ernst Momsen,  
Mönkeberg  
Gabriele Muhl, Husum  
Sönke Magnus Müller, Berlin  
Silke Nicolaisen, Husum  
Nordfriesischer Verein  
Husum-Rödemis  
Nordfriesisches Museum –  
Ludwig-Nissen-Haus, Husum  
Ingwer Oldsen, Husum  
Ilse u. Manfred Opel, Husum  
Ingwert Paulsen, Schobüll  
Gert Peters, Husum  
Hannelore Petersen, Husum  
Fiete Pingel M.A., Husum  
Dr. Ottokar Poepfel, Husum  
Helmut Quack, Husum  
Klaus D. Rensmeyer, Husum  
Elisabet Retzow, Husum  
Dr. Seebrandt Rießen, Husum  
Luise Rothgordt, Lüneburg  
Hans-Ferdinand Schäfer, Hamburg  
Rudolf Schick, Husum  
Schiffahrtsmuseum Nordfriesland,  
Husum  
Jürgen Schlüter, Husum  
Dr. Günter Schmeling, Schobüll  
Ernst-Walter Schmidt, Husum  
Fa. C. J. Schmidt, Husum  
Otto Schmidt, Husum  
Detlev Schmidt-Petersen, Bredstedt  
Klaus Schumacher, Husum  
Arno Schumann, Lübeck  
Dr. Reimer Simonsen, Schobüll  
Dr. Christian M. Sörensen, Mildstedt

Sparkasse Nordfriesland, Husum  
Hans Joachim Stark, Husum  
Prof. Dr. Thomas Steensen, Husum  
Werner Stiebeling, Husum  
Silke u. Horst-Günter Susott, Husum  
Charles E. Talbot M.A.,  
GB-Kidderminster  
Theodor-Storm-Gesellschaft, Husum  
Heiko Thoms, Flensburg  
Elisabeth Thordsen, Tetenbüll  
Tourist Information Husum  
Almut Ueck, Husum  
Vereins- und Westbank, Husum  
Reimer Vollersen, Mildstedt  
Ute Watermann, Ostenfeld  
Prof. Dr. Rainer Winkler, Schleswig  
Christiane Witte, Tönning  
Hans-Joachim Wizorek, Nohfelden  
Hans-Peter Wulff, Husum

## Angebot der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte: Graphik „Husumer Hafen“ von Nikolaus Störtenbecker

Die Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte wurde 1999 in Zusammenarbeit mit der „Galerie im Fünf-Giebel-Haus“, Friedrichstadt, fortgesetzt: Auf Vermittlung durch die Inhaberin der Galerie, Frau Ingaliess Friebe, fertigte der in Munkbrarup bei Flensburg ansässige Maler und Graphiker Nikolaus Störtenbecker im Oktober 1999 einen Farbholzschnitt, der den Blick über den Husumer Außenhafen nach Westen zeigt.

Nikolaus Störtenbecker, geb. 1940 in Hamburg, studierte 1960-1965 an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. 1965 gründete er zusammen mit Dieter Asmus, Peter Nagel und Dietmar Ullrich die Gruppe ZEBRA, die sich gegen die damals in der Bundesrepublik vorherrschende



*Nikolaus Störtenbecker: Blick über den Husumer Außenhafen nach Westen. Farbholzschnitt von vier Platten, 1999 (Graphik-Edition der Gesellschaft für Husumer Stadtgeschichte)*

Richtung der abstrakten Kunst wandte und bewußt gegenständlich arbeitete mit einer zeit- und gesellschaftskritischen Komponente. Der Gruppe gehörte Störtenbecker bis 1975 an. Er begann sich nun intensiver mit der klassischen realistischen Malerei auseinanderzusetzen und suchte ihre Möglichkeiten in der Freilichtmalerei neu zu beleben (vgl. die Würdigung v. Helmut Sydow zum 60. Geburtstag des Künstlers in „Schleswig-Holstein. Kultur, Geschichte, Natur“ Heft 5/2000). In den Jahren 1966 bis 1977 unterrichtete Störtenbecker als Kunsterzieher in Flensburg und ist seitdem freischaffend tätig.

Auf Nikolaus Störtenbeckers Anregung hin haben sich Ende der 1980er Jahre Künstler zur Gruppe der „Norddeutschen Realisten“ zusammengeschlossen. Etliche vielbeachtete Ausstellungen wurden durchgeführt mit Arbeiten, die in Symposien der Gruppe entstanden waren. Das klassische Arbeitsfeld der „Norddeutschen Realisten“ war zunächst die Landschaft, in den letzten Jahren wandten die Künstler sich verstärkt den Themen Hafen und Schifffahrt zu.

Der Holzschnitt „Husumer Hafen“ v. Nikolaus Störtenbecker erscheint in einer Auflage von 30 nummerierten Exemplaren (Maße der Darstellung ca. 30 x 37 cm, Blattmaße ca. 55 x 85 cm). Er kann bei der Geschäftsstelle der Gesellschaft, Krämerstr. 8, 25813 Husum, oder bei der „Galerie im Fünf-Giebel-Haus“, Fürstenburgwall 1, 25840 Friedrichstadt, zum Preis von DM 340,- für Mitglieder bzw. DM 440,- für Nichtmitglieder (jeweils zuzügl. Kosten für Versand) bestellt werden.

Die im vorigen Heft der „Beiträge zur Husumer Stadtgeschichte“, S. 123, abgebildete Radierung von Tom Kosbab „Hafen und Rathaus Husum“ (1997), das erste Blatt unserer Graphik-Edition, wird weiterhin angeboten (DM 280,- für Mitglieder, DM 340,- für Nichtmitglieder).

*Holger Borzikowsky*

## **Bericht der Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes e.V.**

Von Ulf Dietrich von Hielmcrone

Die „Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes e.V.“ kann im Jahre 2000 auf ihr 25-jähriges Bestehen zurückblicken. Sie wurde 1975 zum Europäischen Jahr der Denkmalpflege gegründet. Eine die ganze Stadt aufwühlende Diskussion um den Bebauungsplan 28, der den Abbruch großer Teile der westlichen Altstadt vorsah, führte einmal dazu, diesen B-Plan durch das Stadtverordnetenkollegium zurückzuziehen, andererseits zu einer erhöhten Akzeptanz der Denkmalpflege und der Stadtbilderhaltung in Husum. Praktisches Ergebnis dieses neuen Bewußtseins für die Belange des äußeren Erscheinungsbildes unserer Städte, wie es zeitgleich an vielen Orten der Bundesrepublik zum Tragen kam, war in Husum die Gründung der „Stiftung“. Die Stadt verzichtete fünf Jahre lang auf ihre Gewinnzuweisung durch die Sparkasse Nordfriesland, um so einen finanziellen Grundstock für die Aktivitäten eines Vereins zu legen, der sich die praktische Unterstützung der Husumer Altbausubstanz zur Aufgabe machen sollte.

Der Verein verbindet bis heute in sich Elemente einer Stiftung und solche eines Mitgliedervereins. Er verfügt über einen finanziellen Grundstock, aus dessen Erträgen im wesentlichen seine Aktivitäten finanziert werden, andererseits aber hat er auch zahlreiche Mitglieder, die sich den Gedanken der Bauwerkerhaltung und der Pflege des Stadtbildes verpflichtet fühlen und diese Ideen fördern wollen.

Von Anfang an war es die Politik der „Stiftung“, wie der Verein kurz genannt wird, nicht den Erhalt der großen und bekannten Bauwerke in der Stadt Husum, wie Schloß oder Kirche, zu fördern, sondern sich vielmehr um die Zeugnisse der anonymen Baukunst zu kümmern, vor deren Hintergrund erst die bekannte Architektur unserer Stadt zu erleben ist. Es ging also im wesentlichen um einfache Bürgerhäuser, um alte Treppen, um Fenster, die in Form und Material zu ihren alten Häusern passen sollten, um einen richtigen Anstrich einer alten Fassade, um die Wiederherstellung von Ornamenten, die abgeschlagen worden waren. Hier galt und gilt es nach wie vor, Hauseigentümer von richtigen Lösungen zu überzeugen und sie bei deren Durchführung auch zu unterstützen, denn auch das scheinbar Unbedeutende hat vielfach einen hohen Aussagewert und stadtbildprägende Funktion. Der Verein sah aber auch eine Aufgabe darin, hin und wieder mahnend auf die Bauentwicklung Einfluß zu nehmen und Projekte kontrovers zu diskutieren, wie etwa die geplante Bebauung des Dockkooges.

Stadtbildpflege und Denkmalschutz haben für Husum eine doppelte Funk-

tion: Sie sollen einmal dazu beitragen, die Identität der Stadt für Menschen zu erhalten: Husumerinnen und Husumer sollen sich weiter in ihrer Stadt wohlfühlen und sie als prägende Heimat erleben. Auf der anderen Seite stellt ein intaktes Stadtbild auch einen nicht zu unterschätzenden Werbefaktor für unsere Stadt dar, die sich immer mehr zum Zentrum eines Ferienkreises entwickelt.

Ähnlich wie das Landesamt für Denkmalpflege im Jahrbuch „Nordelbingen“ seine Arbeit regelmäßig der Öffentlichkeit vorstellt, so möchte die „Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes“ ihre Arbeit in den „Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte“ mit wichtigen Einzelvorhaben dokumentieren. Dieser Gedanke resultiert aus der Überlegung, daß beide Vereine sich mit der Husumer Vergangenheit beschäftigen, also jedenfalls ähnliche Ziele verfolgen. Hier sollen jetzt also erstmalig einzelne ausgewählte Objekte aus der Arbeit der Stiftung in den letzten Jahren vorgestellt werden.

Der Autor ist Schriftführer der Stiftung zur Erhaltung des Husumer Stadtbildes e. V. Informationen über die Stiftung über den Kämmerer der Stadt Husum, Rathaus, Zingel, 25813 Husum

Abbildungsnachweis: Alle Abb.: Ulf Dietrich von Hielmerone



### *Rathaustruppe*

*Die Freitreppe des Alten Rathauses hatte stark unter der Witterung und unsachgemäßer Pflege gelitten. Eine gründliche Restaurierung war deswegen unausweichlich. Im Laufe der Arbeiten stellte sich heraus, daß grundlegende Arbeiten und ein teilweiser Austausch einzelner Sandsteinelemente notwendig wurden. Die veranschlagten Kosten stiegen deswegen beträchtlich. Um das öffentliche Interesse an dem wichtigen Baudenkmal „Altes Rathaus“ zu unterstreichen, erklärte sich die Stiftung zu einem Förderbetrag bereit. Die Arbeiten, die sich weit über ein Jahr hinzogen, konnten im Sommer 2000 zur Freude der Husumer und der Gäste der Stadt abgeschlossen werden.*

## Häuser Süderstraße 5 und 7

Mit viel Aufwand und Liebe wurden die Häuser Süderstraße 5 und 7 von ihren Eigentümern restauriert. Beim Haus Süderstraße 5 wurden sogar die Gauben nach den alten Plänen wiederhergestellt. Beide Häuser bereichern die untere Süderstraße, die ihren geschlossenen Altstadtcharakter bewahren konnte. Der Charme und die besondere Stimmung der Straße sind damit attraktiv auch für Geschäfte des gehobenen Bedarfs geworden. Die Stiftung hat beide Bauvorhaben unterstützt, auch um ein ganz besonderes persönliches Engagement zu würdigen.



## Der alte Schützenhof in der Süderstraße

Aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ist der alte Schützenhof in der Süderstraße auf uns gekommen. Er war das Gildehaus der von Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf nach niederländischem Vorbild gegründeten Schützengilde und Schauplatz der Novelle „Pole Poppen-späler“ von Theodor Storm. Trotz seiner hohen stadt- und sozialgeschichtlichen Bedeutung ist das Gebäude aber auch von Anfang an ein Sorgenkind der Stiftung gewesen. Auch jetzt sind wieder Sanierungsarbeiten erforderlich, und die Stiftung steht im Kontakt mit den Eigentümer, um das Haus dauerhaft zu sichern.





### *Hafengeländer*

*Viele Millionen Mark investierte das Land Schleswig-Holstein, um die Kaimauern des Binnenhafens denkmalgerecht wiederherzustellen. Um so überraschter war man in Husum darüber, daß das alte aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammende Hafengeländer durch ein modernes Geländer ersetzt werden sollte. Dieses Vorhaben wurde bekannt und in der Zeitung durch Leserbriefe und Artikel angegriffen. Im Zusammenwirken der verschiedenen Behörden, der Stadt und der Stiftung – begleitet durch die Berichterstattung der „Husumer Nachrichten“ – konnte die Wiederherstellung des Gitters im Jahre 2000 erreicht werden.*

*Die Stiftung beteiligte sich finanziell, um auch in diesem Fall das Interesse der Öffentlichkeit zu unterstreichen. Kaimauer und Hafengitter bilden jetzt wieder eine Einheit.*



### *Stufen zum „Husumer Krug“*

*Auffällig an dieser Maßnahme ist, daß sie nicht auffällt. Mit Hilfe der Stiftung gelang es, anstelle der abgängigen Sandsteinstufen alte Granitstufen einzubauen. Eine gelungene Sanierung, eben weil sie nicht bemerkbar ist. Auch das scheinbar unwichtige Detail hat seine Bedeutung. Moderne Betonstufen hätten hier deutlich störend gewirkt.*



*Haus Wilhelmstraße/Beselerstr.*

*Dieses kleine, im Kern wohl aus dem 18. Jahrhundert stammende reetgedeckte Haus hat heute eine besondere stadtbildprägende Funktion, es markiert von Norden kommend den Beginn der dörflich-vorstädtischen Bebauung in Rödemis und von Süden her deren Ende vor dem neuen großen Husumer „Stadttor“, der Eisenbahnbrücke. Nachdem bereits der Abbruch des gegenüberliegenden alten Beselerhauses hingenommen werden mußte, verdient dieses Haus besondere Aufmerksamkeit. Die Stiftung hat sich deswegen des Einbaus neuer Fenster angenommen, die dem Vorbild der alten entsprechen. Neben dem Erhalt des „Brackens“ vor etlichen Jahren ist dies ein weiteres wichtiges Bauvorhaben der Stiftung im Ortsteil Rödemis.*

## Buchbesprechungen

*Uwe Danker: Die Jahrhundert-Story. Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag, Flensburg, 3 Bände: Bd. 1 (6. Aufl. 2000), 288 S.; Bd. 2 (1999), 304 S.; Bd. 3 (1999), 335 S.; je 49,80 DM.*

Die vorliegenden drei Bände zum 20. Jahrhundert sind Teil und Ergebnis eines gemeinsamen Projektes von Zeitung, Rundfunk, Fernsehen und Internet, also eines Unternehmens mit großem Medieneinsatz. In den 14 Regionalzeitungen des Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlages (sh:z), und damit auch in den Husumer Nachrichten (HN), erschienen im Abstand von drei Wochen zweiseitige Beiträge von Uwe Danker zu Themen des Geschehens im Lande Schleswig-Holstein. Die 40 Folgen begannen Anfang September 1997 und endeten im Dezember 1999.

Der Autor, Dr. Uwe Danker, Professor an der Bildungswissenschaftlichen Universität Flensburg und Direktor am Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte (IZRG) in Schleswig, hat ein weites Feld von Themen aufgetan, und zwar aus drei Bereichen der Geschichte, nämlich der politischen Geschichte (z. B. Revolution 1918/19, Grenzkampf 1920, Zerstörung der Demokratie 1928-34, erste Landtagswahl 1947), weiter aus der Gesellschaftsgeschichte (z. B. Landvolkbewegung 1928-30, Flüchtlinge nach 1945, Modernisierung der Landwirtschaft, Affäre Heyde-Sawade 1959/61) und ebenfalls aus der Alltagsgeschichte (z. B. Inflationsjahr 1923, Sturmflut 1962, Schneekatastrophe 1978/79, Plattdeutsch, Friesen im 20. Jahrhundert). Diese Beiträge erschienen jeweils in den Sonnabendausgaben. Am Abend vorher brachte die Welle Nord des NDR eine einstündige Rundfunksendung mit etwa sechs Beiträgen zum gleichen Themenfeld. Das NDR-Fernsehen steuerte ebenfalls am Freitagabend regelmäßig im „Schleswig-Holstein Magazin“ von N 3 einen Kurzfilm von gut 3 Minuten Länge und in der Sendereihe „Schleswig-Holstein – Unser Land“ eine Fassung von knapp 8 Minuten Länge bei, so daß die interessierten Leser schon auf die Zeitungsseiten am Sonnabend vorbereitet sein konnten.

Die Zeitung bat ihre Leser ausdrücklich und wiederholt um Reaktionen, und diese kamen in großer Zahl und vielfältiger Form als Stellungnahmen, Ergänzungen oder Schilderungen eigener Erlebnisse usw. Gleichzeitig bezog der Zeitungsverlag interessierte Schulen mit ein. Er sandte ihnen regelmäßig eine Hefung „Material für die Schule – Bemerkungen, Quellen, ausgewählte Literatur“ zu, die den Schulklassen und Arbeitsgemeinschaften für eigene Forschungen dienen konnten. Dieses Angebot wurde vielfach und dankbar von Schülern und Lehrern angenommen, wie der Rezensent aus eigener Erfahrung weiß, ebenso wie die Möglichkeit, die Texte und viele Zuschriften im Internet nachzulesen.

Ein Schlüssel zum Erfolg ist sicherlich Dankers populärwissenschaftlicher Ansatz: „verständlicher Stil und nachvollziehbare Argumentationen“ (Bd. 1, S. 274), weiter die Auswahl allgemein ansprechender Themen – hier seien noch erwähnt: Dienstboten in der Kaiserzeit, Jugend in der NS-Zeit und Kernkraftwerk Brokdorf 1976-1986 – und damit eng verbunden der Vorsatz, „nicht die Geschichte der Herrschenden, sondern die der Beherrschten“ zu erzählen (s. HN v. 10.7.2000: „Geschichte von unten erzählt“). Es sollte nicht nur über die Betroffenen berichtet werden, sondern die Betroffenen sollten auch selber „ihre“ Geschichte beitragen, ganz im Sinne der „oral history“, der Methode der „mündlichen Geschichte“. Bei diesem Anliegen sollten die beiden Medien Zeitung und Internet tatkräftig mithelfen, indem sie viele Interaktionen der erwachsenen Leser und Hörer und der Schüler wiedergeben.

U. Danker ist seinen eigenen Ansprüchen im wesentlichen gerecht geworden, auch in den Buchveröffentlichungen. Diese bringen neben dem Beitrags-text von Danker mit überwiegend passenden Fotos teilweise die Leserreaktionen unter der Überschrift „Echo“, redigiert von Heiko Scharffenberg, und jeweils einen „Anhang“ mit den Teilen Bemerkungen, Quellen und Literatur, wie sie schon in der Materialheftung für die Schulen enthalten waren. – Insgesamt ist das multimediale Experiment mit der Zielsetzung, breite Kreise für Geschichte zu interessieren, als gelungen zu bezeichnen.

Trotzdem bleibt für uns die Frage, ob der Inhalt von Dankers Texten wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, d. h. nicht nur populär wirkt, sondern auch den Sachverhalt und den berechtigten Anliegen, ja Lebensinteressen der Beteiligten gerecht wird. Es erfordert viel Mut, eine solche Themenbreite kompetent bearbeiten zu wollen, auch wenn Danker sicherlich viel Zuarbeit aus den ihm verbundenen Instituten erhalten hat. – Zum Inhalt ist einige Kritik anzumerken, wie sie z. T. auch schon so oder so ähnlich in der Zeitung zum Ausdruck gekommen ist.

In seinem Beitrag über die Friesen (Bd. 2, S. 128 ff.) hat Danker vor allem den Sinn des friesischen Sprachunterrichts in rd. 30 Schulen Nordfrieslands in Frage gestellt und angeregt, doch lieber gleich Englisch zu lehren. Dazu ist zu sagen: Spracherwerb des Kindes bedeutet geistige Erfassung der Welt, und diese beginnt mit der unmittelbaren Umwelt. Für Schulkinder ist die geistige Durchdringung ihrer Umwelt elementar wichtig, damit ihre Vorstellungswelt nicht zu abstrakt und abgehoben wird, wie das in der Jugendkultur öfter zu beobachten ist. Außerdem wachsen die Kinder mit dem Erwerb ihrer Heimatsprache in die Heimatkultur hinein, zu der auch das vielfältige Namengut gehört, wie es in Personen-, Orts- und Flußnamen, Straßen- und Flurnamen auftritt. Mit dem Verlust der Heimatsprache ginge auch ein Teilbezug zur Heimat verloren. Das gilt in Nordfriesland und damit auch in Husum sowohl für das Friesische als auch das Niederdeutsche. Der Vorschlag Dankers, statt Friesisch doch besser Englisch in der 3. und 4. Grundschulklasse zu lehren, verkennt also wesentliche pädagogische und kulturelle Anliegen und ist daher zu Recht mehrfacher Kritik unterzogen worden, wie sie schon in den HN v. 1. und 24. Okt. 1998 und jetzt im „Echo“ (Bd. 2, S. 140 ff.) abgedruckt ist. Danker beharrt jedoch auf seinem Vorschlag, auch wenn er einschreibt, daß die Jahrhundert-Story „zum Wider-

spruch auffordern“ wolle, und zwar in einer Form, „die auch Provokationen hin und wieder einbezieht“ (S. 140). – Übrigens: Zweisprachig aufwachsende Kinder haben es später leichter, eine dritte Sprache zu erlernen, besonders die verwandte englische Sprache.

Der nächste Kritikpunkt bezieht sich auf die Weimarer Republik. Im Beitrag über die Landvolkbewegung (Bd. 1, S. 148 ff.) spricht Dr. Danker pauschal vom „Steuerstreik“ des Landvolks und seiner republikfeindlichen Haltung. Hier geht es um die Grundsatzfrage, welche Möglichkeiten es in der für alle Volksschichten äußerst schwierigen Weimarer Zeit gab, berechnete Gruppeninteressen durchzusetzen, d. h. so viel Verständnis zu finden, daß sie berücksichtigt wurden. Wer versucht, der damaligen Wirklichkeit nahe zu kommen, muss die Entwicklung im Bauernstand sehen. Das Bauerntum wies nach 1918 gerade in der Provinz Schleswig-Holstein einen starken liberal-demokratischen Flügel auf, sah sich aber im Laufe der Weimarer Zeit immer mehr in die Klemme geraten zwischen den beiden neuen Machtfaktoren Arbeiterschaft auf der einen und Industrie auf der anderen Seite, so schon im November 1923 beim Währungsschnitt, als die Ernte bereits für wertloses Altgeld verkauft war, und noch stärker bei den großen Januarkundgebungen 1928 (z. B. in Husum mit 8.000 Demonstranten), als der Preisverfall beim Vieh, verstärkt durch erhöhte Einfuhren, und der erhöhte Steuerdruck viele Höfe in Gefahr gebracht hatten. Auch danach versuchten Landvolkvertreter noch in legalen Verhandlungen mit den Repräsentanten der Republik Hilfen zu erreichen, die aber völlig unbefriedigend ausfielen. Z. B. gab es Umschuldungsdarlehen mit ca. 9 % Zinsen. Der anerkannte dänische Grenzlandhistoriker Troels Fink meint: „Die Hilfsmaßnahmen des Staates reichten nicht weit.“ (Siehe dazu auch Sörensen, Politische Entwicklung und Aufstieg der NSDAP in den Kreisen Husum und Eiderstedt 1918-1933, Neumünster 1995, S. 224 ff. u. S. 366 f.) Erst danach wurde die Bewegung systemfeindlich, und zwar dadurch, daß radikale Kräfte um den Dithmarscher Claus Heim die Oberhand gewannen.

Danker behauptet: „Dabei hatte das ‚System‘ durchaus sensibel reagiert, die Sorgen der Bauern ernstgenommen ...“ Die Bauern gewannen jedoch in ihrer Existenzangst genau den gegenteiligen Eindruck und sahen das Weimarer Verfassungsgebot des Artikels 164 verletzt, das da lautete: „Der selbständige Mittelstand in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel ist in Gesetzgebung und Verwaltung zu fördern und gegen Überlastung und Aufsaugung zu schützen.“ So glaubten sie bei ihren Abwehrmaßnahmen das moralische Recht auf ihrer Seite (vgl. Sörensen, S. 368 f.), zumal in manchen Dörfern bis zu 80 % der Höfe gepfändet waren. – Übrigens hatte Wilhelm Hamkens, der Eiderstedter Landvolkfürher, sich nicht für totalen Steuerstreik, sondern nur teilweise Steuerverweigerung im Notfalle ausgesprochen. Er war also kein „Steuerstreiker“ wie Cl. Heim. – Danker übernimmt in seinem Beitrag Positionen, wie sie schon die SPD im Preußischen Landtag in den Krisenjahren 1929-1933 vertrat und damit die verzweifelte Lage nicht in ihrem ganzen Ausmaß erfaßte (vgl. Sörensen, S. 414). So wird Danker weder der geschichtlichen Situation noch dem heutigen Forschungsstand gerecht.

Noch stärkeren Widerspruch als der zweite Beitrag über die Landvolkbewe-

gung löste der dritte über das Kernkraftwerk (KKW) Brokdorf und seine von gewaltsamen Demonstrationen begleitete Baugeschichte (1976-1986) aus (Bd. 1, S. 68 ff.). Es war der damals amtierende Ministerpräsident Dr. Gerhard Stoltenberg (CDU), der nun nach dem Erscheinen des Beitrags in einem längeren Interview in der Zeitung mehrere Kritikpunkte anbrachte (s. HN v. 25. Okt. 1977: „Es dürfen keine Legenden entstehen“). Dieses Interview ist nur gekürzt abgedruckt worden, wobei die zugespitzten Bemerkungen Stoltenbergs ausgelassen wurden. Danker habe „erstaunlicherweise“ die „dramatische Vorgeschichte der Entscheidung für Brokdorf ... überhaupt nicht erwähnt ...“, nämlich die vom OPEC-Kartell hervorgerufene Ölkrise von 1973 – genauer sollte man von Ölpreiskrise sprechen – die die westliche Welt erschüttert, ja in „Untergangsstimmung“ versetzt habe. Erst durch den Appell von Bundeskanzler Brandt (SPD), weitere Standorte für KKW's zu benennen, „haben wir uns entschlossen, grünes Licht für Brokdorf zu geben“, also zusätzlich zu den Elbstandorten Brunsbüttel und Krümmel. Erst später, und zwar einseitig, habe die Landes-SPD den energiepolitischen Konsens aufgekündigt. – Diese Neuorientierung der SPD, zunächst auf Landesebene eingeleitet, stellt Danker hingegen näher dar, wohl auch deswegen, weil er sie als aktives SPD-Mitglied und späterer Sprecher der Landes-SPD miterlebt hat.

Kritik gab es auch zum Beitrag über das Plattdeutsche (Bd. 2, S. 188 ff.), wobei Karl-Heinz Groth als Sprecher der Plattdeutschen Verbände im Schleswig-Holsteinischen Heimatbund „die Frage nach der Kompetenz des Autors in dialektologisch und sprachwissenschaftlich so diffizilen Problemfeldern wie dem Niederdeutschen“ stellt und bemängelt, daß die Entwicklung von Wissenschaft und öffentlicher Sprachanerkennung im letzten Jahrzehnt nicht berücksichtigt worden sei (s. HN v. 23. Jan. 1999: „Die letzten zehn Jahre verschlafen“). Diese Bemerkungen finden sich im Buch nicht wieder. – Danker meint: „Das Plattdeutsche geht weiter zurück.“ Er zitiert dazu aus der Landtagsdebatte von 1987 einen Redner, der bedauerte, daß immer weniger Schulkinder und Lehrer Platt sprechen, und meint dazu abschließend: „Laat uns hopen, dat he in disse Punkt ni recht hât. Denn dat wår doch jümmerschod [ewig schade, Rez.!] Oder?“ Diese letzte Bemerkung mag zwar nicht wissenschaftlich haltbar sein, aber sie zeugt von positiver Einstellung.

Leider enthält dieses insgesamt über 900 Seiten starke Werk kein Ortsregister, das die Brauchbarkeit erhöht hätte und mit der verfügbaren Zuarbeit hätte erstellt werden können. Deshalb kann die Berücksichtigung Husums auch nicht zahlenmäßig angegeben werden, doch scheint sie im durchschnittlichen Rahmen zu liegen. – Allerdings wird Husum bei einem der Themen sogar in der Überschrift genannt, was jedoch nicht unproblematisch erscheint. Da der Autor es liebt, seine Beiträge mit Zitaten zu betiteln und erst im Untertitel das Thema zu nennen, lautet eine Überschrift: „Ja, so war Husum. So war Macht ohne Moral! – Widerstand in der NS-Zeit“ (Bd. 2, S. 48 ff.). Erst am Schluß des Beitrags erfährt der unvorbereitete Leser, daß sich der Ausruf auf das KZ Husum-Schwesing bezieht. Der Rezensent erinnert sich an die große Veranstaltung am 30. Januar 1983 in Husum, als ehemalige Häftlinge von ihrem schrecklichen Erleben im KZ berichteten. Und klar in Erinnerung geblieben ist auch,

daß der Däne Benjamin Mørch in seinem Vortrag das KZ und nicht die Stadt Husum meinte.

Dankers Serie hat neue Wege beschritten und neue Themenfelder publikumswirksam erschlossen, ist aber nicht frei von inhaltlichen Mängeln und parteipolitischer Einseitigkeit. Gleichwohl verdient sein groß angelegtes Vorhaben, auf populärwissenschaftlicher Grundlage das Geschichtsinteresse zu beleben und damit auch politisches Interesse zu stärken, schon von der Konzeption und der Arbeitsleistung her unsere Anerkennung. Der interessierte Leser wird die vorgelegten drei Bände mit Gewinn lesen, auch dann, wenn er die Zeitungstexte schon kennt.

*Christian M. Sørensen*

*Holger Piening: Westküste 1945. Nordfriesland und Dithmarschen am Ende des Zweiten Weltkrieges. 287 S. 38,00 DM. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide 2000.*

Ende 1995 legte H. Piening das Buch „Als die Waffen schwiegen. Die Internierung der Wehrmachtssoldaten zwischen Nord- und Ostsee 1945/46“ vor und beleuchtete dabei vor allem die von den Alliierten geschaffenen Lager auf wissenschaftlicher Grundlage. Sein Buch findet großes Interesse, ist inzwischen in 3. Auflage erschienen (vgl. Besprechung in den „Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte“ H. 6, 1998, S. 128 f.) und löste ein lebhaftes Echo mit vielen Mitteilungen an den Verfasser aus.

Nun sollen bei „Westküste 1945“, so schreibt der Verfasser im Vorwort, „menschliche Schicksale, Geschichten und Anekdoten im Vordergrund stehen, namentlich von Nordfriesen und Dithmarschern aus der allmählich wegsterbenden Erlebnisgeneration“. Der Verfasser stützt sich also auf vielfältige Informationen aus dem Leserkreis und aus seinen weitreichenden Archiv- und Literaturstudien. Mit dem umfangreichen Material geht Holger Piening, Jahrgang 1967, aufgewachsen in Koldenbüttel, ehemaliger Hermann-Tast-Schüler und jetzt Redakteur an der Dithmarscher Landeszeitung, aufgrund seiner guten historischen und regionalen Kenntnisse souverän um. In folgenden neun Kapiteln breitet er einen weiten Themenkreis aus: *Flugabwehr und Küstenverteidigung – Erbarmungsloser Luftkrieg – Letzte Reserven werden mobilisiert – Mit Hitler Kampf bis zum Äußersten (Staatliche Willkür – Die letzten Juden – Von der Kanzel ins KZ – Todesurteile [...]) – Dönitz leitet die Waffenruhe ein – Britische Truppen besetzen das Land – Deutsche Soldaten werden interniert – Die wilde Nachkriegszeit – Autobiographische Erinnerungen.*

Zum besseren Verständnis der jeweiligen Berichte stellt der Verfasser auch den Rahmen oder Zusammenhang dar. Als es um die Flucht von Gauleiter Lohse geht, bringt er zum Vergleich das Verhalten seines ostpreußischen Kollegen Koch in Erinnerung. Allerdings werden hier keine erschöpfenden Darstellungen geboten wie in Pienings Buch „Als die Waffen schwiegen“. Das darin systematisch behandelte Thema Kriegsgefangenenlager wird um weitere Mitteilungen, die dem Verfasser zugegangen sind, ergänzt. So weist H. Piening

auch bei seiner Chronik des Luftkrieges darauf hin, daß seine Aufstellung für Nordfriesland und Dithmarschen „aufgrund der schwierigen Quellenlage“ keine Vollständigkeit beanspruchen kann, doch ist sie als Anregung für weitere Forschungen nützlich, ebenso wie seine Aufstellung von Gefallenzahlen einiger Gemeinden, die übrigens Verluste von bis zu 30 % der männlichen Bevölkerung ergibt.

Das Ortsregister ebenso wie das Personenregister erleichtern dem Leser gezieltes Suchen. Dort finden sich 25 Verweise auf Husum, allerdings nicht unterschieden nach Kreis und Stadt. Immerhin ist der hiesige Raum damit gut berücksichtigt, besonders hinsichtlich der Luftangriffe (S. 31-36), zumal es in Nordfriesland und Dithmarschen keine Kampfhandlungen zu Wasser und zu Lande gab. Zu dem erwähnten Angriff auf die Osterhusumer Straße 17 im April 1945 (S. 31), als es drei Tote gab, ist der Hinweis anzufügen, daß offensichtlich die gegenüberliegende Meierei das eigentliche Ziel war, die aber betriebstüchtig blieb. Schon ein Jahr vorher, am 30. Januar 1944, war die Ahrenshöfter Meierei angegriffen worden – wohl ebenfalls mit einer Luftmine – und zerstört worden.

Die Angabe über einen 66-jährigen Husumer Johann Bube, der am 7. Januar 1945 im KZ Neuengamme in Hamburg verstarb (S. 45), ist schon bei Irene Dittrich, „Heimatgeschichtlicher Wegweiser zu Stätten des Widerstandes und der Verfolgung 1933-1945“, Bd. 7: Schleswig-Holstein I, Nördlicher Landesteil, Hrsg. Studienkreis Deutscher Widerstand, Frankfurt-Bockenheim 1993, zu lesen (S. 109). Leider fehlen in beiden Büchern weitere Angaben zur Vorgeschichte, z. B. ob J. Bube einem Widerstandskreis angehörte. Für die Stadt Husum stützt sich der Autor stark auf die im Rathaus von Oberinspektor und Büroleiter Peter Ketelsen und seinen Mitarbeitern verfaßte Kriegschronik, ein Tagebuch der Jahre 1939 bis 1947 (handschriftlich), das jetzt im Stadtarchiv innerhalb des Kreisarchivs Nordfriesland liegt.

H. Pienings Darstellungen sind wohltuend abgewogen und sachlich und ergehen sich nicht in jener undifferenzierten und besserwisserischen Verurteilung der Bevölkerung und ihres Tuns, wie sie in den letzten Jahrzehnten gerade in einigen Veröffentlichungen der Regionalforschung Eingang gefunden hatte. So versucht er auch, dem einstigen Dithmarscher Erfolgsautor Gustav Frensen (1863-1945) gerecht zu werden (S. 58 ff.), der mit seinen frühen Romanen einen großen Leserkreis gewann. Danach aber, so H. Piening, habe ihn zunehmend sein „völkisch-rassischer Schicksalsglaube verblendet“. Das habe zum Beispiel zu Kontroversen um Straßenbenennungen geführt, so auch 1997 in St. Peter-Ording, deren Verlauf skizziert wird.

Bei allem Bemühen um Objektivität bemäntelt der Verfasser nicht Fehlverhalten und Unrecht, sondern zeigt es an vielen Opfern auf, immer in der – vielen Autoren gemeinsamen – Hoffnung, daß der Leser, ja daß die nachfolgenden Generationen daraus lernen mögen. Die Namen der örtlichen Täter und Verantwortlichen nennt H. Piening in seiner historisch sachgerechten Arbeit nicht, zumal diese ja schon einem Strafverfahren unterzogen wurden und ein Recht auf Resozialisierung haben. Dagegen genießen Personen des öffentlichen Lebens wie Kreisleiter und -geschäftsführer, Gauleiter usw. diesen Namensschutz zu Recht nicht.

Einige Teilüberschriften erscheinen allerdings unglücklich gewählt, z. B. „Tödlicher Waffenstolz“, wo es darum geht, daß Fanatiker einer Elitetruppe noch in den letzten Kriegstagen Kameraden wegen Fehlverhaltens eigenmächtig erschießen (S. 92 f.), also liegt eher blinder Fanatismus als Stolz vor. Von „Revolutionsstimmung“ im Lande gegen Kriegsende zu sprechen (S. 105 f.), erscheint übertrieben. In den letzten Kriegswochen herrschte das ungewisse Warten auf den Waffenstillstand vor.

Insgesamt hat Holger Piening wieder ein interessantes, lesenswertes und gut lesbares Buch vorgelegt, das viele Leser finden dürfte.

*Christian M. Sörensen*

*Albert Bantelmann, Albert Panten, Rolf Kuschert, Thomas Steensen: Geschichte Nordfrieslands. Herausgegeben vom Nordfriisk Instituut in Zusammenarbeit mit der Stiftung Nordfriesland. Zweite Auflage. 472 S. 98,00 DM. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide 1996.*

Die Ende des Jahres 1995 in erster Auflage erschienene „Geschichte Nordfrieslands“ erwies sich als außerordentlich erfolgreiche Produktion auf dem regionalen Buchmarkt. Bereits nach wenigen Monaten erschien eine zweite, aktualisierte Auflage. Es ist erstaunlich, daß diese erste umfassende Gesamtdarstellung der Geschichte Nordfrieslands im überregionalen Rezensionswesen bisher kaum berücksichtigt worden ist; so hat sie noch nicht einmal Eingang in den Rezensionsteil der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte“ gefunden.

Der Kieler Historiker Erich Hoffmann veröffentlichte im Nordfriesischen Jahrbuch 1996/1997 (Neue Folge, Bd. 32/33, S. 253-256) eine Besprechung des Werkes, die allerdings über weite Strecken nicht über eine Inhaltsdarstellung hinauskommt. Man kann jedoch der abschließenden Einschätzung des Buches als „eines der wichtigsten, bedeutendsten und gelungensten historischen Werke der schleswig-holsteinischen Landesgeschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts“ (S. 256) vorbehaltlos zustimmen.

Die „Geschichte Nordfrieslands“ enthält in ihren vier Abschnitten eine Fülle von Informationen zu Husum und stellt die Kreisstadt in den regionalgeschichtlichen Rahmen. Einige Aspekte seien hervorgehoben: Der Prähistoriker Albert Bantelmann († 1999) zeigt in seinem Beitrag „Landschaft und Besiedlung Nordfrieslands in vorgeschichtlicher Zeit“ auf, daß bereits in der mittleren Steinzeit der Raum Husum besiedelt war. Funde aus der Jungsteinzeit lassen Siedlungen auch im Mühlental erkennen. Grabhügel aus der Bronzezeit sind Beweis, daß auch in dieser Periode die Gegend um Husum bewohnt war.

Den folgenden Abschnitt „Die Nordfriesen im Mittelalter“ verfaßte der Niebüller Oberstudienrat und Regionalhistoriker Albert Panten. Er weist in einem Unterkapitel auf die „Anfänge Husums“, die nach seiner Darstellung in das Ende des 14. Jahrhunderts zurückreichen, als sich durch die Flut von 1362 Geschädigte am Geestrand im Bereich des heutigen Husum niederließen. Pan-

ten veröffentlicht einen „Plan des Fleckens Husum um die Mitte des 15. Jahrhunderts“ (S. 84) mit der Darstellung eines im heutigen Innenstadtbereich gelegenen „Sondergebietes Husem“; bedauerlicherweise fehlen verständnisfördernde Erläuterungen zu dieser Abbildung. Sie geht zurück auf eine Zeichnung nach Entwurf von Christian M. Sörensen, die dieser in zwei grundlegenden Aufsätzen zur mittelalterlichen Stadtentstehung Husums im Nordfriesischen Jahrbuch 1988 und in den „Beiträgen zur Husumer Stadtgeschichte“ (BHSG) Heft 1, 1988, veröffentlichte. Nach Sörensen war das Sondergebiet exemt geworden, d. h. es war aus der Hargesverwaltung herausgenommen und dem Schauenburger Herzog direkt unterstellt worden.

Der 1996 verstorbene Historiker und ehemalige Geschäftsführer der Stiftung Nordfriesland Rolf Kuschert stellt am Beginn des Abschnittes „Die frühe Neuzeit“ die Rolle Husumer Geistlicher während der lutherischen Reformation in Nordfriesland dar. Albert Panten (BHSG 3/4, 1990/1991, S. 130 ff.) folgend weist er Theodoricus Pistorius das Verdienst zu, als erster in Husum „aus freien Stücken und in eigener Verantwortung“ im Sinne Luthers gepredigt zu haben (S. 105). Ausführlich wird die Entwicklung Husums zur Stadt dargestellt. Dabei greift der Autor zwar auf die bekannte Literatur zurück, bestechend ist jedoch die Dichte der Darstellung. Die Geschichte des Husumer Schlosses, dessen Grundstein Herzog Adolf von Schleswig-Holstein Gottorf 1577 legen ließ, wird in einem gesonderten Unterabschnitt dargestellt.

Den umfangreichsten Beitrag zur „Geschichte Nordfrieslands“ schrieb Thomas Steensen, Historiker und seit 1987 Direktor des Nordfriisk Instituut, Bredstedt: „Nordfriesland im 19. und 20. Jahrhundert“. Im Literaturverzeichnis weist Steensen verschiedentlich auf die Tatsache, daß etliche Themenbereiche seines Untersuchungszeitraumes bisher unzureichend oder nur ansatzweise erforscht seien. Mit seiner Darstellung unter Ausnutzung auch jüngster Quellen trug Steensen aber durchaus dazu bei, eine Lücke in der Geschichtsschreibung – auch Husums – zu schließen, denn zur historischen Entwicklung Husums in diesem Zeitraum gibt es bislang lediglich thematisch begrenzte Einzelbeiträge. – Ein ergänzender Hinweis zur Abbildung „Gedenkstätte für schleswig-holsteinische Gefallene auf dem Westfriedhof in Husum“, S. 239, im Kapitel über die schleswig-holsteinische Erhebung: Im Mittelgrund ist das Denkmal v. 1851 für gefallene dänische Soldaten sichtbar, links davon im Hintergrund ein Gedenkstein, der lt. Inschrift den „für Schles.-Holst. gefallenen Brüdern 1848-1850“ gewidmet ist.

Sicherlich förderte auch die reiche Bebilderung den Erfolg der „Geschichte Nordfrieslands“. Die Bildauswahl ist sorgfältig getroffen worden, die Wiedergabe ist qualitativ.

*Holger Borzikowsky / Jürgen Dietrich*

*Heiko K. L. Schulze: „... darauf man mit Andacht gehen kann“. Historische Friedhöfe in Schleswig-Holstein. 100 S. 24,80 DM. Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., Heide 1999. (Kleine Schleswig-Holstein-Bücher 49).*

Das vorliegende Bändchen ist durchaus dazu angetan, zwiespältige Gefühle hervorzurufen: Abgesehen von der gegenwärtigen fragwürdigen Mode, Zitatfragmente als Buchtitel auszugeben, liegt sein Hauptmangel darin, daß der Untertitel Erwartungen weckt, die auf exakt 100 Seiten einfach nicht erfüllt werden können. Wie soll der Anspruch, „einen umfassenden, informativen Führer über zwanzig der bedeutendsten Friedhofsanlagen in Schleswig-Holstein“ (aus dem Presstext des Verlages) zu bieten, realisiert werden, wenn einerseits der Autor einräumt, daß die „Auswahl der vorgestellten Friedhöfe ... sicherlich subjektiv ... und nicht immer von streng wissenschaftlichen Kriterien geleitet“ ist, andererseits die Informationen über die ausgewählten Friedhöfe vielfach kaum über das hinausgehen, was in einer beliebigen Kunsttopographie wie etwa im Dehio oder in der Reihe „Die Kunstdenkmäler des Landes Schleswig-Holstein“ nachzulesen ist?

Geradezu konsequent mutet es da an, daß auch das Literaturverzeichnis kaum über allgemeinste Titel hinausgeht und speziell für Schleswig-Holstein fast gänzlich versagt: Hätte man statt eines sogenannten „Reiselexikons“ über „Historische Friedhöfe in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ nicht lieber Albrecht Schreibers Arbeit „Über Zeit und Ewigkeit. Die jüdischen Friedhöfe Lübecks“ (Lübeck 1988) verzeichnen sollen? Ist einem, der über schleswig-holsteinische Friedhöfe Näheres wissen will, nicht eher mit Walter Lüdens Veröffentlichung „Redende Steine“. Grabsteine auf der Insel Föhr“ (Hamburg 1984) gedient als mit dem unbestrittenen Klassiker Philippe Ariès' „Studien zur Geschichte des Todes im Abendland“ (Erste deutsche Ausgabe München 1976)? War Esther Berkings Magisterarbeit „Die Grabmalkunst des 16.-18. Jahrhunderts auf den Nordfriesischen Inseln. Typologische und ikonographische Untersuchungen“ (Univ. Kiel 1989) wirklich keiner Erwähnung wert? In den sechziger Jahren erschienen in der „Heimat“ in unregelmäßiger Folge über 40(!) Beiträge zu schleswig-holsteinischen Gedenkstätten (fast ausschließlich Friedhöfe und einzelne Grabstätten), über deren wissenschaftlichen Wert im Einzelfall sicherlich diskutiert werden kann, auf die aber doch im Literaturverzeichnis wenigstens hätte verwiesen werden können!

Dabei ist doch die Idee grandios und der Ansatz vielversprechend: Der Autor, Kunsthistoriker, Oberkonservator am Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein und Lehrbeauftragter an der Universität Kiel, arbeitet fünf historische Entwicklungsstufen der Friedhöfe vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert heraus, stellt anschaulich ihre charakteristischen Merkmale dar und skizziert die den einzelnen Entwicklungsstufen zugrundeliegenden religiösen, geistigen und gesellschaftlichen Bedingungen. Wo sonst findet man außerdem mit einem Griff ins Bücherregal rasche (aber leider nur allzu knappe) Auskunft über große und kleine, berühmte und vergessene, ansehnliche und schlichte Friedhöfe unseres Landes? So werden im lexikalischen Teil folgende nordfriesische Anlagen besprochen: Die Föhrer Kirchhöfe in Nieblum, Süderende und

Wyk-Boldixum, der Kirchhof und der „Friedhof für Heimatlose“ in Nebel auf Amrum, der Kirchhof in Keitum/Sylt, die Friedhöfe der Remonstranten und der Mennoniten in Friedrichstadt sowie der ehemalige St.-Jürgen-Friedhof in Husum.

Und doch: Welcher Schatz an kunsthistorischen, kultur- und sozialgeschichtlichen sowie genealogischen Informationen hätte hier geborgen werden, welcher Impuls für weitere Forschungen von einem sorgfältig recherchierten Literaturverzeichnis ausgehen können! Der Westholsteinischen Verlagsanstalt Boyens liegt doch im eigenen Hause mit dem prachtvollen Band „Historische Gärten in Schleswig-Holstein“ (2. Aufl. 1998) ein nachahmenswertes Beispiel vor, wie man ein von der Forschung bislang vernachlässigtes Feld fruchtbar ‚beackern‘ kann! Hier hat man gerade an der Oberfläche gekratzt.

Trotz der beschriebenen ärgerlichen (weil leicht zu vermeiden gewesenen) Mängel bleibt zu hoffen, daß dem Bändchen dank seines moderaten Preises eine weite Verbreitung beschieden ist: Die historische Friedhofsforschung in Schleswig-Holstein kann dringend einen Impuls vertragen!

*Klaus Schumacher*

*Ute Hinrichsen, Sabine Hirschbiegel: „Gewerbe, welche eine herumtreibende Lebensart mit sich führen“. Hausierer und Schausteller in Schleswig-Holstein zwischen 1774 und 1846. 299 S., brosch. 40,00 DM. Wachholtz-Verlag, Neumünster 1999. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 39).*

Der vorliegende Band vereint zwei Abhandlungen, die 1996 als Magisterarbeiten im Fach Volkskunde von der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität angenommen wurden. Beide weisen „in ihrer Thematik deutliche Parallelen“ auf: „Im Mittelpunkt der Analyse steht jeweils eine soziale Gruppe, die sich um 1800 auf Grund der Tätigkeit, mit der sie ihre Subsistenz zu sichern versuchte, bzw. durch ihre Lebensweise am Rand des geltenden Normensystems bewegte.“ (Aus dem Vorwort). Ute Hinrichsen schreibt über „Das Hausiren mit allerhand Waaren.‘ Zum Hausierhandel in den Herzogtümern Schleswig und Holstein 1774-1846“, Sabine Hirschbiegel über „...brodtlose Künste...‘ Zur Schaustellerei in den Herzogtümern Schleswig und Holstein (1763-1838)“. Der gemeinsame Titel ist insoweit irreführend, als der von Sabine Hirschbiegel behandelte Zeitraum bereits 1763 (und nicht erst 1774!) einsetzt. Beide Arbeiten sind durch ein gemeinsames Literaturverzeichnis sowie durch ein Orts-, Personen- und Sachregister erschlossen.

Ute Hinrichsen beschreibt zunächst die Entwicklung von Handel und Konsum in dem von ihr gewählten Untersuchungszeitraum unter den besonderen Bedingungen des Merkantilismus, zeigt die Warengruppen auf, mit denen die Hausierer über Land zogen, und geht auf deren sozialen Status wie auch auf die äußeren Bedingungen des Hausierhandels ein. Die Heranziehung zeitgenössischer Meinungen zum Hausierhandel rundet die Arbeit ab.

Sabine Hirschbiegel charakterisiert eingangs die Rolle der Schausteller als Außenseiter der ständischen Gesellschaft und die damit verbundenen Schwie-

rigkeiten im Umgang mit der Obrigkeit und ihrer repressiven Gesetzgebung, beschreibt sodann, welche besondere Rolle die Frauen im Schaugeschäft spielten, und zeigt, mit welchen Attraktionen die Schausteller ihr Publikum zu fesseln suchten. Das von den unterschiedlichen Interessenlagen bestimmte Spannungsverhältnis zwischen mißtrauischer Obrigkeit, bittstellenden Schaustellern und neugierigem Publikum wird so erkennbar.

Es ist begrüßenswert, daß beide Autorinnen über weite Strecken ihrer Arbeiten auf Originalquellen aus den Beständen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs zurückgreifen, sich aber auch einen guten Überblick über die zum Teil entlegene Literatur zu ihren Themen verschafft haben. Vor dem Hintergrund eines in den letzten Jahren gewachsenen Interesses an der Geschichte sozialer Randgruppen füllen beide Arbeiten Lücken in der bisherigen Forschung zur schleswig-holsteinischen Volkskunde. Dies ist um so mehr zu loben, als einerseits die „alltägliche Realität dörflichen (und städtischen) Gemeindelebens und ihre Träger – in diesem Fall die Händler und ihre Kunden – ... klassisches Untersuchungsfeld [der Volkskunde]“ (Hinrichsen S. 13) sind, andererseits die „Einordnung des Phänomens ‚Jahrmarktsvergnügungen‘ in ein spezifisch volkskundliches Forschungsgebiet ... auf Grund des breiten Spektrums schaustellerischer Darbietungen und Lebenswirklichkeiten schwer[fällt].“ (Hirschbiegel S. 132)

Allerdings wünscht man den Autorinnen im Umgang mit den Archivquellen gelegentlich etwas mehr Geschick. Beide Autorinnen betonen zwar, daß die Quellenlage nach Art und Umfang des Materials kaum quantifizierende Aussagen ermöglicht, scheuen aber dennoch nicht davor zurück, aus Einzelvorgängen riskante Verallgemeinerungen herzuleiten; so zieht Ute Hinrichsen insgesamt vier Fälle abgelehnter Konzessionsgesuche heran, um zu belegen, daß „auf ein offizielles Gesuch ... regelmäßig [!] ein ablehnender Bescheid“ erfolgte (S. 35). Sabine Hirschbiegel räumt ein, daß die „an sich wünschenswerte Kombination von qualitativer und quantitativer Auswertung des Materials ... hier nicht erfolgen“ könne (S. 136), beruft sich aber auf die Sekundärliteratur, um gleichwohl zu behaupten: „Anhand der Kommunikationsstrukturen der beteiligten Parteien offenbaren sich die herrschenden Machtverhältnisse.“ (S. 130)

Beide Autorinnen vermeiden mit gutem Grund streng, „das vermeintlich Pittoreske des Wanderlebens“ (Hirschbiegel S. 133) zu romantisieren, schießen aber in ihrem Bemühen um wissenschaftliche Akkuratessse gelegentlich über das Ziel hinaus und versäumen, ihre Abhandlungen „lesbar“ im besten Wortsinne zu formulieren. Sätze wie „Anhand von exemplarisch ausgewählten Darbietungseinheiten sollen zeittypische Schaustellungsarten vorgestellt werden, in denen sich das derart postulierte Spannungsverhältnis manifest verdichtete zur möglicherweise symptomatischen Erscheinung des spezifischen kulturellen Kontextes.“ (Hirschbiegel S. 131) sind greuliche Sprachungeheuer, die auch dem interessierten Leser die Lektüre unnötig erschweren. Von Autoren wie Werner Danckert (Unehrlische Leute. Die verfehmten Berufe. Bern/München 1963) oder Karl S. Kramer (Volksleben in Holstein. Kiel 1987) hätten beide Verfasserinnen lernen können, daß auch ihre Wissenschaft lesbare Bücher hervorbringen kann.

*Klaus Schumacher*

*Monika Hecker: Frauenwege. Stadtrundgang durch Husum. Herausgegeben von den Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Husum und des Kreises Nordfriesland. 36 S. Schutzgebühr 4,00 DM. Husum 1999.*

Die in Hattstedt lebende Historikerin Monika Hecker hat in diesem schmalen, aber gehaltvollen Band Informationen zu einem Themenkreis zusammengetragen, der in der regionalen Geschichtsschreibung in Nordfriesland und der lokalen in Husum immer noch nur in Ansätzen bearbeitet wird: Leben und Wirken der Frauen.

Ausgehend von Husums meistfotografierter Frau, nämlich der Tine auf dem Markt, und ihrer Namensgeberin Anna Catharina Asmussen über die Schulgründerin Sophie Jacobsen und die religiös geprägten Frauen des 17. Jahrhunderts Anna Ovena Hoyers und Antoinette Bourignon führt der Weg zum Schloß vor Husum. Die Gottorfer Herzoginnen Augusta und Maria Elisabeth, die hier ihren Witwensitz nahmen, förderten das kulturelle Leben in und um Husum. Das Schloß war aber auch das Elternhaus der Beamtentöchter Charlotte von Krogh zur dänischen und Franziska zu Reventlow zur preußischen Zeit, die als Malerin bzw. als Schriftstellerin ihren Weg gingen. Lena Wies lehrte Theodor Storm – so berichtet er selbst – das Erzählen, ihre Großnichte Margarete Böhme machte mit ihren eigenen Büchern Karriere. Neben der überschaubaren Zahl von prominenten Bürgerinnen lebten in Husum über die Jahrhunderte Tausende von unbekanntem Frauen. Es gilt, ihr tägliches Leben zu würdigen, aber auch das Leid in Not- und Kriegszeiten.

Diese und manche andere Aspekte kommen auf dem schmalen zur Verfügung stehenden Raum zum Tragen. Es versteht sich von selbst, daß ein solch kleines Werk nicht viel mehr tun kann, als auf die Thematik hinzuweisen und einzelne Aspekte anzureißen. Bei dem Werk handelt es sich um den Teil eines unter Mitwirkung des Bredstedter Nordfriisk Institut entwickelten frauengeschichtlichen Projekts, der sich als vorderhand durchführbar erwies. Es sind nun bereits Lücken in der Darstellung moniert worden. Diese Kritik aber geht – so nachvollziehbar sie etwa von Seiten einschlägig tätiger Autoren auch sein mag – mindestens über das Ziel hinaus, wenn nicht am Ziel vorbei. Das Verdienst des Büchleins „Frauenwege“ wird durch seine Lücken nicht geschmälert, sondern eher betont. Es bleibt nämlich – darüber dürfte Einigkeit herrschen – in Bezug auf die Frauen-Geschichte (auch) in Husum und Nordfriesland noch eine Menge zu tun, und hier ist zumindest ein Anfang gemacht.

*Fiete Pingel*

*Realschule Husum Nord (Hrsg.): 60 Jahre Mittelschule Husum 1939-1999. 25 Jahre Realschule Nord 1974-1999. Jubiläumsheft. 98 S. DM 12,80. Selbstverlag, Husum 1999.*

Die Literatur zur Husumer Schulgeschichte hat 1999 eine wichtige Bereicherung erfahren: Anlässlich des Jubiläums der Realschule Nord erschien eine Festschrift; man mag sie allerdings kaum als solche bezeichnen, denn sie hatte

keinen zum festlichen Anlaß herbeigerufenen, das Loblied auf die Schule und ihre pädagogischen Leistungen anstimmenden Schreiber, sie ist von Lehrkräften geschrieben und gestaltet worden, die in der Schule arbeiten und mit ihr leben. Dieses macht das „Jubiläumsheft“, wie es bescheiden im Titel genannt wird, so wirklichkeitsnah, nah am Schulleben und am Leben.

Der Inhalt der Broschüre gliedert sich in die Teile „Zur Geschichte der Schule“ und „Aus dem Schulleben 1974-1999“. Die Schulgeschichte wird zunächst von den Anfängen der Mittelschule in Husum (1921: „Gehobene Reihe“ an der Knabenbürgerschule, 1939 offiziell „Mittelschule“) über die Verhältnisse während des Zweiten Weltkrieges bis zur Namensänderung 1966 in „Realschule“ und Teilung 1974 in zwei Realschulen (Nord und Süd) dargestellt. Dieser Bereich wird von Christian M. Sörensen, der von 1970-1999 Englisch und Geschichte an der Schule unterrichtete, mit informativem Detailreichtum behandelt; es ist hier eine wertvolle Vorarbeit geleistet worden für eine Geschichte des Schulwesens der Stadt. Anhand der Schulchronik wurden Notizen zu Ereignissen ab 1974 zusammengestellt. Es fehlt nicht ein Abschnitt „Geschichte des Gebäudes“, das in seinem Kern bereits 1905 als Teil der Bürgerschule errichtet und später wesentlich erweitert wurde.

In vielen Facetten wird dann das „Schulleben“ dargestellt, das sich modernen Entwicklungen in etlichen Lebensbereichen aufgeschlossen gegenüber zeigt. So lautet ein Unterabschnitt „Neuere Unterrichtsangebote aus den letzten 25 Jahren“; er behandelt Wahlpflichtkurse, die Einrichtung eines Musikzweiges (ab Schuljahr 1993/94), die Nutzung von Computertechnologie und das Betriebspraktikum. Vielseitig sind die regelmäßig angebotenen Veranstaltungen, wie zum Beispiel die Teilnahme an verschiedenen Lesewettbewerben und die mit Schulpartnerschaften (England, Dänemark) zusammenhängenden Aktivitäten. Als „Besondere Veranstaltungen und Projekte“ werden dann unter anderem die Teilnahme an Schülerwettbewerben für Geschichte und Politik und die Durchführung des Projektorientierten Unterrichts beschrieben.

Elternbeirat, Schülervertretung, Förderkreis und „Elternschule“, d. h. von den Eltern außerhalb der regulären Unterrichtszeit durchgeführte Arbeitsgemeinschaften, finden gleichfalls ihren Platz in der Schrift wie auch personengeschichtlich wertvolle Verzeichnisse von Lehrkräften und Schulleitern ab 1939. Fotos aller Klassen im Schuljahr 1998/99 und Listen der Entlaßjahrgänge 1974/75-1999 machen diese Chronik dann endgültig zu einem Bestandteil ganz persönlicher Erinnerungen für Schüler, Eltern und Lehrer.

*Holger Borzikowsky*

*Ulf von Hielmcrone: Das Schloß vor Husum. 32 S. 4,80 DM. Deutscher Kunstverlag, München/Berlin 2000. (DKV-Kunsthführer 585/0; Schriften des Museumsverbands Nordfriesland 1).*

Bereits 1977 legte Ulf Dietrich von Hielmcrone einen Kurzführer durch das Museum Schloß vor Husum vor. In der Schriftenreihe des Kreisarchivs Nordfriesland erschien 1979 eine Neubearbeitung. Nachdem diese schon etliche

Jahre vergriffen war und der Sammelband „Schloß vor Husum“ (Hrsg.: Konrad Grunsky, 1990), der in einem Schwerpunkt die Zusammenhänge von Bau- und Nutzungsgeschichte darstellte, die Aufgabe einer raschen, das Wesentliche fokussierenden Information nicht erfüllen konnte und wollte, wurde die Lücke jetzt durch eine Broschüre des renommierten Deutschen Kunstverlages geschlossen.

Dem Autor Dr. Ulf Dietrich von Hielmerone, den lektorierenden Mitarbeitern des Museumsverbundes Nordfriesland Dr. Klaus Lengsfeld und Dr. Konrad Grunsky und dem Verlag ist eine überaus überzeugende Lösung gelungen. Die Textgliederung ist übersichtlich, die durchgehend farbige Bebilderung in brilliantem Druck wirkt großzügig trotz des durch den Zweck bedingten kleinen Heftformates (Klein-Oktav).

Nach einer kurzen Einführung in geschichtliche Zusammenhänge wird die Baugeschichte in ihren Phasen seit der Errichtung des Kernbaues 1577-1582 unter Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf über die baulichen Erweiterungen des Witwensitzes der Herzoginnen im 17. Jahrhundert bis zur Vereinfachung und Barockisierung der Anlage 1751/52 dargestellt; ein Rückbau des in der Folgezeit vielfach veränderten Schlosses in diesen Zustand erfolgte seit den 1970er Jahren. Der Kurzführer beschreibt anschließend einen „Rundgang“ durch den Hauptbau. Dann wird auf den ehemaligen Küchentrakt (heute Kreisarchiv), die erhaltenen Bauten des Äußeren Schloßplatzes und den Schloßgarten gewiesen, und es wird sogar in einem eigenen Abschnitt auf die Krokusblüte eingegangen.

Dieser alljährlich im Frühjahr das Schloß umgebende Blumenschmuck findet sich auf dem vorderen Umschlagbild: Er breitet sich als Teppich vor dem Schloßgebäude mit dem aufragenden Turm aus, der 1751/52 unangetastet geblieben war, hatte er doch das absolutistische Königtum zu symbolisieren. Das Schloß war nach dem Ende des Nordischen Krieges 1721 Eigentum des dänischen Königs geworden. 1792 wurde die baufällig gewordene Turmhaube jedoch beseitigt und schließlich 1980 rekonstruiert.

Durch den Hauptbau führt der Autor, indem er seinen Rundgang zunächst an der Raumabfolge des spätbarocken Hofzeremoniells orientiert und dann einige andere Räumlichkeiten beschreibt. In prägnanter Form geht er auf das nicht eben reiche bewegliche Inventar ein.

Schon im 18. Jahrhundert haben die Prachtkamine des Schlosses aus dem frühen 17. Jahrhundert Anerkennung als außerordentliche künstlerische Leistungen gefunden. Auf ihre Erhaltung und Restaurierung wurde 1751/52 geachtet, wenngleich auch Veränderungen und Verluste zu verzeichnen sind. Heute sind die im Schloß befindlichen Kamine, drei von ihnen stammen von dem Hamburger Bildhauer Henni Heitrider, die nahezu einzigen überkommenen Teile der ursprünglichen Ausstattung. (Der sogenannte Todeskampfkamin im Rittersaal ist eine Kopie des 1919 nach Berlin verbrachten Originals v. Heitrider.) Aus der Herzogszeit sind auch einige wenige Gemälde überliefert. In den letzten Jahren ist die Bildersammlung durch Leihgaben und Schenkungen erweitert worden, zum Beispiel durch das Bild „Maria mit dem Kinde und dem Johannes-Knaben“ von Jürgen Ovens und durch

das Porträt des Prinzen Georg von Dänemark (1653-1708) von Gottfried Kneller.

In eindrucksvollen Fotografien stellt die Broschüre die Kamine vor; sehr reizvoll ist die Gegenüberstellung der Alabaster-Reliefs „Glück“ und „Unglück“ (S. 18/19) des sogenannten Augusta-Kamins von Heitriden. Auch Proben der heute im Schloß befindlichen Gemäldesammlung werden gezeigt. Vorzüglich ist das Foto des barocken Treppenhauses (S. 11; U. D. von Hielmcrone) mit der eindringlichen Darstellung von Lichtwirkungen und der Herausarbeitung des Bewegungsmotivs der Treppenanlage.

*Holger Borzikowsky*

*Hans Otto Meier: Eduard (Ede) Sörensen. Porträt eines Friesen. 64 S. 19,80 DM. Selbstverlag „Stiftung Eduard Sörensen“, Husum 2000.*

Vermittelt durch den friesischen Autor Max Lorenzen erhielt Hans Otto Meier, erfahrener Buchautor und Vorsitzender des Nordfriesischen Heimatvereins Dagebüll, den Auftrag, eine Biographie Eduard Sörensens (1897-1971) zu verfassen. In der Gemeinde Dagebüll nämlich war „Ede“ Sörensen geboren worden, sein Vater arbeitete seinerzeit am ersten Sicherungsdamm zur Hallig Oland. Der Junge schlug aber offenbar mehr nach seiner Mutter, die für die Verpflegung der Arbeitsleute zuständig war. Von Kindesbeinen an lernte Ede Sörensen den Umgang mit Nahrungsmitteln und die Verköstigung größerer Gruppen, das sollte später sein Leben prägen.

Von den 1920er Jahren an baute er zielstrebig ein kleines „Imperium“ in Husum auf, zu dem Frischfisch-Verkauf, Räucherei und ein weitverzweigter Großhandel gehörten. Mit dem Werbe-Schlachtruf „Billi-Billi!“ machte er auf seine preiswerten Waren aufmerksam, seine Aktivitäten gehörten zum Stadtbild Husums, und er war ein angesehener Bürger. Bis kurz vor seinem Tode war er noch selbst im Geschäft tätig.

Die Stationen seines Lebens veranschaulicht der Verfasser anhand zahlreicher Fotos und vor allem mit Erzählungen, die hauptsächlich von Sörensens Tochter Christel Feddersen zusammengetragen wurden. Sie steht an der Spitze der 1980 gegründeten Ede-Sörensen-Stiftung. Diese hat sich insbesondere die Verschönerung des Husumer Stadtbildes zum Anliegen gemacht. Zahlreiche Kunstwerke und bauliche Maßnahmen, die für einzelne Plätze und Straßenzüge Husums prägend geworden sind, hat die Stiftung bereits finanziert. Mit diesem Buch setzte sie jetzt ihrem Ermöglicher Ede Sörensen, der neben Platt- und Hochdeutsch auch Friesisch und Sønderjysk beherrschte und damit das vielfältige „Sprachenland Nordfriesland“ in seiner Person verkörperte, ein Denkmal ganz eigener Art.

Ede Sörensen wurde während der NS-Zeit einmal verhaftet und über Nacht in Gewahrsam gehalten, weil er seinen Fisch mit dem Ruf „Dicke, fette Hering, ebenso fett as Göring“ angepriesen hatte. Als er – inzwischen auf das schärfste verwahrt – wieder losziehen durfte, rief er: „Dicke, fette Hering, ebenso fett as vorgüstern“. Diese von Mut und Gewitztheit zeugende Geschichte fehlt leider

in dem Buch, das wohl aus der Fülle der Anekdoten und Stories um den Friesen Ede Sörensen nur eine Auswahl treffen konnte. Insgesamt bewahrt das Werk – das ist die für die Stadtgeschichte interessante Seite – zahlreiche Husum-Impressionen aus den mittleren Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

*Fiete Pingel*

## **Verzeichnis der Autoren**

Prof. Arno Ausborn, Perlbergweg 63, 22393 Hamburg

Dr. Jens Beyersdorf, Wasserreihe 39, 25813 Husum

Dipl.-Päd. Holger Borzikowsky, Krämerstraße 8, 25813 Husum

Jürgen Dietrich, Hindenburgstr. 26, 25813 Husum

Klaus-Hinrich Evers M.A., Schleiweg 17, 25813 Husum

Dr. Ulf Dietrich von Hielmcrone, Süderstr. 14, 25813 Husum

Dr. Hans Joachim Kühn, Archäologisches Landesamt Schleswig-Holstein,  
Brockdorff-Rantzau-Straße 70, 24837 Schleswig

Dr. Deert Lafrenz, Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein, Schloß,  
24103 Kiel

Fiete Pingel M.A., Nordfriisk Instituut, Süderstraße 30, 25821 Bredstedt

Klaus Schumacher, Historiker, Matthias-Claudius-Straße 107, 25813 Husum

Dr. Christian M. Sörensen, Am Dornbusch 14, 25866 Mildstedt